

E-JOURNAL (2019)

8. JAHRGANG / 1

zfl

FORUM INTERDISZIPLINÄRE BEGRIFFSGESCHICHTE (FIB)

LEIBNIZ-ZENTRUM
FÜR LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG

Herausgegeben von Ernst Müller

Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung
Schützenstraße 18 | 10117 Berlin
T +49 (0)30 20192-155 | F -243 | sekretariat@zfl-berlin.org

IMPRESSUM

Herausgeber FIB

Ernst Müller, Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL), www.zfl-berlin.org

Herausgeber dieser Ausgabe

Falko Schmieder

Direktorin

Eva Geulen

Redaktion

Ernst Müller (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink,
Dirk Naguschewski, Tatjana Petzer, Barbara Picht,
Falko Schmieder, Georg Toepfer

Wissenschaftlicher Beirat

Faustino Oncina Coves (Valencia), Christian Geulen
(Koblenz), Eva Johach (Konstanz), Helge Jordheim
(Oslo), Christian Kassung (Berlin), Clemens Knobloch
(Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

Gestaltung KRAUT & KONFETTI GbR, Berlin
Lektorat Gwendolin Engels, Georgia Lummert
Layout/Satz Jakob Claus
Titelbild D. M. Nagu

ISSN 2195-0598

© 2019 / Das Copyright liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Die Publikation steht im Zusammenhang mit der Kooperation im Rahmen des vom spanischen Wissenschaftsministerium geförderten Forschungsprojekts FFI2017-82195-P.

INHALT

4 EDITORIAL

Falko Schmieder

BEITRÄGE

BESTANDSAUFNAHME BEGRIFFSGESCHICHTLICHER FORSCHUNG ZUM
20. JAHRHUNDERT

6 DIVERSITÄT

Georg Toepfer

15 GLOBALISIERUNG

Barbara Picht

21 HEGEMONIE

Falko Schmieder

25 HEIMAT

Martin Schlüter

29 INNOVATION

Falko Schmieder

34 INTELLEKTUELLE

Gangolf Hübinger

41 KONTINGENZ/ZUFALL

Verena Wirtz

45 LEISTUNG

Jasmin Brötz

49 NETZ/NETZWERK/VERNETZUNG

Peter Fritz

56 RAUM

David Kaldewey

62 ZUKUNFT

Falko Schmieder

66 BEGRIFFE ›NACH DEM BOOM‹

Ernst Müller

72 KONNOTATIONSTRANSFER

BEMERKUNGEN ZUM WANDEL VON GRUND- UND LEITBEGRIFFEN UNTER
MASSENDEMOKRATISCHEN VERHÄLTNISSEN

Clemens Knobloch

MISZELLE

86 KOSELLECK UND DIE GESCHICHTSPHILOSOPHIE DES 18. JAHRHUNDERTS

Johannes Rohbeck

EDITORIAL

Falko Schmieder

Diese Ausgabe des *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* dient der Vorbereitung eines auf den deutschen Sprachraum bezogenen Lexikonprojekts zur politisch-sozialen und kulturellen Semantik im 20. Jahrhundert. In theoretisch-methodischer Hinsicht knüpft es an die vielen Debatten zur Neuausrichtung der Begriffsgeschichte an, zu denen vor allem Zeit-historiker*innen wichtige Beiträge geliefert haben. Die in diesem Kontext auftauchende Rede von einer ›postkoselleckianischen‹ Begriffsgeschichte (Paul Nolte) deutet auf die gewachsene Distanz zu den methodischen Annahmen, die Reinhart Koselleck zur Analyse des politisch-sozialen Sprachgebrauchs in der Zeitenwende von der alten zur modernen Welt erarbeitet hatte. Entsprechend ging es in diesen Debatten nicht nur um die Historisierung von Kosellecks methodischen Kategorien und Denkfiguren, sondern auch um die Frage der Reichweite der klassischen Grundbegriffe, um semantische Umbrüche und Zäsuren im 20. Jahrhundert, um neue Grundbegriffe und Begriffstypen sowie um neue heuristische Leitkategorien zu deren Analyse. In der vorliegenden Ausgabe sollen nun einige der bereits vorliegenden begriffsgeschichtlichen Arbeiten zu verschiedenen Begriffstypen (von Schlüsselbegriffen bis hin zu Begriffen ›mittlerer‹ und ›kleiner Reichweite‹, von Totalitätskategorien bis Alltagsbegriffen) für die übergreifende Fragestellung einer Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts ausgewertet werden. Eine Analyse dieser Arbeiten erlaubt zugleich eine Prüfung von Thesen zum Sprachwandel im 20. Jahrhundert, wie sie etwa von Christian Geulen in seinem *Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts* formuliert worden sind. Um die einzelnen Analysen zu systematisieren und ihnen einen gemeinsamen Fragehorizont zu geben, lagen allen Beiträger*innen eine Reihe von Leitfragen vor:

- Welche Konjunkturen, Zäsuren, Schwellen, Brüche oder Binnendifferenzierungen gibt es im 20. Jahrhundert, ab wann wurde der Begriff politisch wirksam?
- Wie schlägt sich der Einfluss anderer Sprachen auf die Geschichte des Begriffs nieder (Entlehnungen, Übersetzungen)?
- Sind Prozess- oder Übertragungslogiken (z. B. Verwissenschaftlichung, Ökonomisierung, Verrechtlichung, Ästhetisierung) wirksam? Wie funktionieren sie?
- Was trug zur Politisierung des Begriffs bei, welche Akteure, Arenen, Medien oder Institutionen spielten dabei eine Rolle?
- Was wird aus den in der Sattelzeit gebildeten (und in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* verarbeiteten) Schlüsselbegriffen? Setzt sich die jeweilige Arbeit zur Methodik oder zu Artikeln aus Kosellecks *Geschichtlichen Grundbegriffen* bzw. anderen großen begriffs-geschichtlichen Unternehmungen ins Verhältnis?
- Welche Methode wird angewandt, wessen Begriffsgeschichte wird erzählt? Werden der Begriffsgeschichte verwandte Methoden wie die Ideen-, Diskurs- oder Faszinationsgeschichte einbezogen? Wie wird die Darstellung organisiert: Wird aus der Geschichte oder aus der Gegenwart heraus erzählt, welche Rolle spielen aktuelle Fragen? Kommen quantifizierende Verfahren zum Einsatz? Welche Korpora werden genutzt?
- Bestätigen sich Thesen aus Christian Geulens *Plädoyer* (etwa die These der nochmaligen Transformation der Semantik im 20. Jahrhundert) bzw. Leithypothesen (Medialisierung, Popularisierung, Verräumlichung, Verflüssigung)? Welche eigenen Hypothesen bzw. welche Gesamtdeutung des 20.

Jahrhunderts wird im Zuge der jeweiligen Begriffsanalyse explizit oder implizit vorgeschlagen?

Die Auswahl der betrachteten begriffsgeschichtlichen Arbeiten betrifft vornehmlich solche Begriffe, die für das Selbstverständnis des 20. Jahrhunderts wichtig waren. Es werden fast ausnahmslos Arbeiten ausgewertet, die sich auf den deutschen Sprachraum beziehen. Ein Anspruch auf Vollständigkeit wird hierbei selbstverständlich nicht erhoben, und die Auswahl und die jeweilige Bearbeitung spiegelt auch die Forschungsinteressen der Beiträger*innen wider. Insgesamt werden Arbeiten zu zwölf Begriffen analysiert: *Diversität* (Georg Toepfer), *Globalisierung* (Barbara Picht), *Hegemonie* (Falko Schmieder), *Heimat* (Martin Schlüter), *Innovation* (Falko Schmieder), *Intellektuelle* (Gangolf Hübinger), *Kontingenz/Zufall* (Verena Wirtz), *Leistung* (Jasmin Brötz), *Netz/Netzwerk/Vernetzung* (Peter Fritz), *Raum* (David Kaldewey), *Zukunft* (Falko Schmieder). Ein weiterer, von Ernst Müller verfasster Beitrag widmet sich einem von Ariane Leendertz und Wencke Meteling herausgegebenen Sammelband mit Fallstudien zu ›Begriffen nach dem Boom‹ (*Vernetzung*, *Eine Welt*, *Komplexität*, *Standort*, *Wachstum*, die Begriffskomplexe *Planung*, *Selbstorganisation und Prävention* sowie *Sicherheit und Risiko*). Dieser Beitrag bildet zugleich die Brücke zum Text des Sprachwissenschaftlers Clemens Knobloch, der u. a. anhand der Begriffe *Diversität/Vielfalt*, *Globalisierung* und *Inklusion* Überlegungen zum Konnotationstransfer und Wandel von Grund- und Leitbegriffen unter massendemokratischen Verhältnissen entwickelt.

Die Anzahl der hier analysierten Begriffsgeschichten ist recht klein und nicht alle diskutierten Arbeiten ließen sich für die übergreifende Fragestellung einer Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts gleichermaßen gewinnbringend auswerten, doch lassen sich durchaus einige übergreifende Muster und Spezifika erkennen. Ein nicht unerwarteter Befund ist, dass viele der verhandelten Begriffe in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* noch nicht oder nur sehr am Rande Erwähnung finden (u. a. *Globalisierung*, *Innovation*, *Diversität*); mit *Innovation* und *Globalisierung* gibt es zwei neue Kollektivsingulare, die ältere Leitbegriffe wie Modernisierung, Fortschritt oder Geschichte begleiten oder ersetzen. Für viele Begriffe wurden jeweils ähnliche Schwellen- und Umbruchzeiten diagnostiziert, nämlich die Jahre um 1900 (u. a. *Leistung*) und, vor allem, die um 1970 (u. a. *Diversität*, *Netz/Netzwerk/Vernetzung*). Damit wird auch die in dem von Ariane Leendertz und Wencke Meteling herausgegebenen Band *Die neue Wirklichkeit. Semantische*

Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren formulierte These einer ›epistemischen Wendezeit‹ im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts und die damit verbundene Beobachtung bestätigt, dass viele Begriffe, die heute im gesellschaftlich-politischen Sprachgebrauch eine Schlüsselrolle spielen, erst in dieser Zeit entstehen oder allgemeinere Relevanz erlangen. Die zweite These von Leendertz und Meteling – dass sich häufende Bezeichnungsrevolutionen ein Indikator gesellschaftlichen Wandels sind –, wird vor allem durch die Beobachtungen im Beitrag von Clemens Knobloch bestätigt. Zugleich warnt Knobloch davor, die starken Konnotationsverschiebungen bei gleicher Denotation zu unterschätzen (Beispiel *Bildung*) und zu verkennen, dass neue Wörter oftmals herkömmliche Bedeutungen nur neu framen (Beispiel *Diversität/Vielfalt*).

Ein häufig auftauchendes methodisches Problem ist das der Übersetzung. Viele Begriffsentwicklungen lassen sich offenbar nur international rekonstruieren (u. a. *Hegemonie*, *Globalisierung*). Als heuristische Leitkategorie hat sich vor allem die der Verwissenschaftlichung bewährt; die von Koselleck formulierten Hypothesen, speziell die der Verzeitlichung und der Ideologisierung, bleiben aber weiter relevant. Darüber hinaus bringen die untersuchten Arbeiten aber auch andere Kategorien wie Ästhetisierung, Visualisierung oder Technisierung ins Spiel (u. a. die zu *Heimat*, *Netz/Netzwerk/Vernetzung* sowie zu *Zukunft*) und regen eine genauere Reflexion der Kategorien der Politisierung (vor allem im Hinblick auf Prozesse der Entpolitisierung) und der Verwissenschaftlichung an. Wie Clemens Knobloch ausführt, ist es nämlich in aller Regel nicht mehr die Wissenschaftlichkeit der Fachdisziplinen, die kommunikativ mitgeführt wird, sondern die interdiskursiv popularisierte, die der Wissenschaftssoziologe Peter Weingart als politisiert, kommerzialisiert und medialisiert kennzeichnet. »Was als Wissenschaftlichkeit moderner Grundbegriffe imponiert, ist also eher Produkt einer Entdifferenzierung der Verhältnisse zwischen Fachdiskurs und allgemeiner Kommunikation.«

Ein Beitrag erscheint außerhalb des Schwerpunkts: Johannes Rohbeck setzt sich darin kritisch mit den begriffsgeschichtlichen Arbeiten Kosellecks zu den Kollektivbegriffen *Geschichte* und *Fortschritt* sowie den damit verbundenen Analysen und Einschätzungen zur Geschichtsphilosophie auseinander.

DIVERSITÄT

BEMERKUNGEN ZUR BEGRIFFSGESCHICHTE DER DIVERSITÄT

AUSGEHEND VON DREI SAMMELBÄNDEN

ANDRÉ BLUM/NINA ZSCHOCKE/HANS-JÖRG RHEINBERGER/VINCENT BARRAS (HG.): **DIVERSITÄT. GESCHICHTE UND AKTUALITÄT EINES KONZEPTS**, WÜRZBURG: KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN 2016;

THOMAS KIRCHHOFF/KRISTIAN KÖCHY (HG.): **WÜNSCHENSWERTE VIELHEIT. DIVERSITÄT ALS KATEGORIE, BEFUND UND NORM**, FREIBURG I. BR.: KARL ALBER 2016;

PETER C. POHL/HANIA SIEBENPFEIFFER (HG.): **DIVERSITY TROUBLE. VIELFALT – GENDER – GEGENWARTSKULTUR**, BERLIN: KULTURVERLAG KADMOS 2016.

Georg Toepfer

Eine umfassende Darstellung der Geschichte des Begriffs der Diversität liegt bisher nicht vor. Es gibt lediglich einige Monographien, die sich einzelnen Aspekten dieser Geschichte widmen. Diese sind meist auf Englisch verfasst und betreffen unter anderem das Aufkommen von ›Diversität‹ im Zuge der rechtlich-politischen Debatten zur positiven Diskriminierung (*affirmative action*) von Studierenden an amerikanischen Hochschulen oder die Thematisierung von Diversität ausgehend vom Rassismus oder die Geschichte der Biodiversität im 20. Jahrhundert (beschränkt auf den US-amerikanischen Kontext).¹ Auf Deutsch finden sich ideen- und begriffsgeschichtliche Ausführungen lediglich in einigen Werken zur Frühgeschichte des Konzepts im Zusammenhang mit Diskussionen des politischen Pluralismus, Multikulturalismus, Postkolonialismus oder der Vorgeschichte der aktuellen sozialwissenschaftlichen Debatten.²

Auffallend an der Geschichte des Begriffs der Diversität ist die Spannung zwischen der sehr langen Geschichte seines Gebrauchs und seinem dementsprechend sehr weiten Anwendungsbereich einerseits und der spezifischen Signalwirkung in der politisch-sozialen Sprache seit den 1980er Jahren andererseits. Bis zu dieser Zeit erscheint der Ausdruck in den großen deutschsprachigen Enzyklopädien meist nur mit einer kurzen Erläuterung seiner Bedeutung als ›Verschiedenheit‹.³ Bereits in der Antike fungiert dieses Wort

1 Vgl. Peter Wood: *Diversity. The Invention of a Concept*, San Francisco 2003; Ellen Berrey: *The Enigma of Diversity. The Language of Race and the Limits of Racial Justice*, Chicago 2015; Timothy J. Farnham: *Saving Nature's Legacy. Origins of the Idea of Biological Diversity*, New Haven 2007.

2 Vgl. Cornelia Sieber: »Wonderful diversity? Postkoloniale Einwände zur Debatte zwischen Multikulturalismus und Liberalismus«, in: Christof Hamann/Cornelia Sieber (Hg.): *Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur*, Hildesheim 2002, S. 67–88; Michael Borgolte: »Wie Europa seine Vielfalt fand. Über die mittelalterlichen

Wurzeln für die Pluralität der Werte«, in: Hans Joas/Klaus Wiegandt (Hg.): *Die kulturellen Werte Europas*, Frankfurt a. M. 2005, S. 117–163; Volker M. Heins: *Der Skandal der Vielfalt. Geschichte und Konzepte des Multikulturalismus*, Frankfurt a. M. 2013; Monika Salzbrunn: *Vielfalt/Diversität*, Bielefeld 2014; Herrad Schmidt: *Die ›diversité‹ von Montaigne bis Montesquieu. Französische Moralisten im Spannungsfeld von Beobachtung, reflektierter Wirklichkeitsperzeption und Versprachlichung*, Göttingen 2016; im Erscheinen ist: Moritz Florin/Victoria Gutsche/Natalie Krentz (Hg.): *Diversität historisch. Repräsentationen und Praktiken gesellschaftlicher Differenzierung im Wandel*, Bielefeld 2018.

3 »Diversität«, in: Heinrich August Pierer: *Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit*, Bd. 8, Altenburg 1841, S. 438; ebenso bis zur fünften und letzten Auflage 1868 und ebenfalls so in: *Herders Conversations-Lexikon*, Freiburg i. Br. 1854, Bd. 2, S. 410; *Meyers Großes Konversations-Lexikon*, Bd. 5, Leipzig 1906, S. 63 und *Brockhaus Enzyklopädie*, Bd. 5, 1892, S. 365 und die folgenden bis zur 18. Auflage 1978.

allerdings – ebenso wie die in seinem semantischen Umfeld stehenden Ausdrücke ποικιλία und *varietas* – als ein Wertbegriff, und zwar vor allem im Kontext der Ästhetik. Das Bunt-Schillernde, das die primäre Bedeutung von *poikilia* im Griechischen ist, wird von Platon zwar noch abgelehnt, weil es etwas Oberflächliches sei, das nur für Kinder und Frauen Unterhaltung biete und von dem Eigentlichen, das in die Tiefe geht, ablenke.⁴ Später, besonders in der römischen Antike (etwa in den Gartenfresken der Villa di Livia), avanciert die Darstellung von Vielfalt aber zu einem zentralen Prinzip der Ästhetik (so dass die Vielfalt ein »römisches Prinzip« genannt wurde).⁵ Erklärt wird dies mit politischen und kulturellen Entwicklungen wie der Verfasstheit des römischen Reiches als ein Vielvölkerstaat, der den vielfältigen Sinnenfreuden nicht abgeneigten römischen Alltagskultur (der Oberschicht) und nicht zuletzt dem Polytheismus. Auch in den christlichen Kontext wird die Vorliebe für Vielfalt übernommen und der eine Gott über die Vielfalt der Erscheinungen seiner Welt gepriesen (Augustinus: »[T]antas diversitates animalium [...]: omnia ista, quam magna, quam praeclara, quam pulchra, quam stupenda! Ecce qui fecit haec omnia, deus tuus est.«⁶).

Dieser Hintergrund des Begriffsfeldes bildete eine Bedingung für die Konjunktur des Ausdrucks Diversität am Ende des 20. Jahrhunderts. Drei in den letzten Jahren erschienene Sammelbände beleuchten in einzelnen Studien, wie diese Konjunktur sich entfaltete (wobei im Folgenden nur auf die Beiträge eingegangen wird, die sich mit der Geschichte des Diversitätsbegriffs befassen).

DIE ÄLTERE GESCHICHTE VON DIVERSITÄT ALS »KATEGORIE, BEFUND UND NORM«

Thomas Kirchhoff und Kristian Köchy beginnen die Einleitung zu dem von ihnen herausgegebenen Band *Wünschenswerte Vielheit. Diversität als Kategorie, Befund und Norm* mit der Feststellung, dass »Bio-diversität« seit der Unterzeichnung des Rio-Übereinkommens über die biologische Vielfalt im Jahre 1992

zu einem wichtigen Schlagwort öffentlicher Debatten geworden sei.⁷ Es sei ein Begriff, der vor allem »unter naturschutzpolitischen Zielsetzungen konzipiert wurde« und insofern ein »praktisch-politischer Begriff«.⁸ Durch die Spezifizierung von biologischen Ebenen der Diversität habe der Begriff eine »gewisse Operationalisierung« erfahren und er besitze trotz seiner Referenz auf Zahlen Anschaulichkeit, namentlich durch den Bezug zu konkreten Lebewesen wie Frauenschuh, Waldvöglein oder Nestwurz. Die Unschärfe des Begriffs müsse nicht als Schwäche gewertet werden, sondern sie ermögliche erst dessen Funktion als »boundary concept« zur »Kommunikation und Kooperation von Akteuren, die aus heterogenen Denktraditionen stammen und abweichenden Paradigmen folgen«.⁹ Wissenschaft und Naturschutz, Wirtschaft und Politik können durch Vermittlung des Begriffs an einem Strang ziehen. Die Suche nach dem Grund für die positive Konnotation von »Diversität«, die dem Begriff seine Vermittlungsfunktion und politische Effizienz ermöglicht, führt die Herausgeber des Bandes in die »Begriffs- und Ideengeschichte« des Begriffs und »familienähnlicher Konzepte«.¹⁰ Als Beleg für den mit Diversität verbundenen intrinsischen Wert verweisen sie einerseits auf die ältere Geschichte (so auf Thomas von Aquin, der ein Universum mit Steinen und Engeln gegenüber einem solchen präferiere, in dem es nur Engel gibt), andererseits führen sie Biologen des 20. Jahrhunderts an, etwa Ludwig von Bertalanffy, der 1937 von dem biologischen »Mannigfaltigkeitswunder« spricht.¹¹ An der Gegenüberstellung der Vielheitskonzeptionen von Wilhelm von Ockham und Gottfried Wilhelm Leibniz machen die Herausgeber deutlich, wie »Diversität« einerseits bloße unverbundene, nicht auf eine Einheit verweisende »Vielheit« bedeuten könne, mit dem Begriff aber zugleich ein starker Einheitsbezug im Sinne einer »Vielfalt« verbunden werden könne.¹² Zur Komplexität des Begriffs gehört es nach Ansicht der Herausgeber darüber hinaus, dass seine ontologische und argumentative Stellung unklar ist – wie der Titel ihres Buches andeutet: Diversität kann (analytische) Kategorie, (biologischer) Befund oder (ethische)

4 Vgl. Platon: *Politeia*, 557c.

5 Adeline Grand-Clément: »Poikilia«, in: Pierre Destrée/ Penelope Murray (Hg.): *A Companion to Ancient Aesthetics*, Chichester 2015, S. 406–422; William Fitzgerald: *Variety. The Life of a Roman Concept*, Chicago 2016.

6 Augustinus: *Enarrationes in Psalmos* 145, 12; vgl. ders.: *De civitate Dei* XXII, 24.

7 Vgl. Thomas Kirchhoff/Kristian Köchy: »Einleitung: Diversität als Kategorie, Befund und Norm. Begriffs- und ideengeschichtliche Grundlagen der aktuellen Biodiversitätsdebatte«, in: dies. (Hg.): *Wünschenswerte Vielheit. Diversität als Kategorie, Befund und Norm*, Freiburg i. Br. 2016, S. 9–22, hier S. 9.

8 Ebd., S. 10.

9 Ebd., S. 11.

10 Ebd.

11 Ebd., S. 13.

12 Ebd., S. 16 f.

Norm sein. In dem weiten historischen Bogen, den sie schlagen, kommt dem 20. Jahrhundert damit vor allem an seinem Ende eine Bedeutung zu, weil der Begriff der Diversität erst in dieser Zeit zu einem wichtigen politischen Schlagwort wurde. Ermöglicht wurde diese späte Karriere durch seine über Jahrhunderte erfolgte evaluative Aufladung.

Die meisten Beiträge des Bandes widmen sich der älteren Geschichte der Diversität: Es geht u. a. um den Ursprung der Operation, die Vielheit von Individuen unter einen Begriff (der Art) zu bringen, bei Aristoteles (Martin Meyer), das Denken der Vielheit von Gott her bei Thomas von Aquin, der ihren Wert daraus ableite, dass Gott sich selbst und die Vielfältigkeit seines Wesens in den Dingen der Welt wolle (Gottfried Heinemann), die individualistische, antisystemische Auffassung der Welt als kontingente und willkürliche Vielheit ohne Einheitsprinzip bei Wilhelm von Ockham (Thomas Kirchhoff), Leibniz' Diversitätsphilosophie, nach der die Vielfalt »höchster Zweck des Universums« sei (Hubertus Busche), und Kants Begrifflichkeiten für Diversität mit der Unterscheidung von »Vielheit« (als Verstandeskategorie) und »Mannigfaltigkeit« (als Begriff für die Gegenstände der Anschauung) (Hans Werner Ingensiep und Georg Toepfer).

Die letzten beiden Kapitel liefern Beiträge zu Autoren des 20. Jahrhunderts: Kristian Köchy befasst sich mit dem »Wert der Vielfalt« bei Henri Bergson und arbeitet heraus, dass Vielheit für Bergson einerseits eine wichtige Kategorie ist, weil sie die Pluralität von Standpunkten und die Unmöglichkeit einer einzigen erschöpfenden Perspektive auch innerhalb der Naturwissenschaften betont.¹³ Andererseits sei Vielheit aber für den Bereich des Lebendigen eine unzureichende Kategorie, insofern sie in ihrer Abstraktheit »der Wirklichkeit des Lebens nicht gerecht« werde.¹⁴ Jenseits der beiden Abstraktionen von Einheit und Vielheit sei die Wirklichkeit bei Bergson als »Einheit in Vielheit«, als »organisch-fließender Zusammenhang« zu begreifen.¹⁵ Im letzten Kapitel des Buches analysiert Tina Röck Alfred North Whiteheads Prozessontologie als ein gegen die »klassische Einheitsmetaphysik« gerichtetes Denken, das dem Vielen gegenüber dem Einen ein Primat einräumt, insofern »das Einheitliche und Begriffliche als vom

Konkret-Vielen abgeleitet verstanden werden« müsse und die eigentliche Aufgabe der Philosophie darin bestehe, nicht von Einheitsprinzipien auszugehen, sondern ein Verständnis für das Konkret-Viele zu entwickeln.¹⁶

DIVERSITÄT IN NATURWISSENSCHAFTEN, GESELLSCHAFT UND KÜNSTEN

Das weite Spektrum der Anwendung von Diversitätskategorien seit dem 18. Jahrhundert demonstriert der Band *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, herausgegeben von André Blum, Nina Zschocke, Hans-Jörg Rheinberger und Vincent Barras. Im Vorwort konstatieren die Herausgeber die große Heterogenität der vorhandenen Diversitätskonzeptionen: »Die Umschreibungen von Diversität könnten nicht verschiedener sein«;¹⁷ jede Interessengruppe lege sich »ihre« Diversität zurecht und nehme andere Formen gar nicht mehr zur Kenntnis. Die Frage, worin denn bei all dieser Diversität die Einheit des Begriffs liegt, versuchen die Herausgeber gar nicht erst zu beantworten.

Die Beiträge des Bandes, der aus einer Tagung im Jahr 2013 hervorgegangen ist, sind in drei Abschnitte zu den Naturwissenschaften, der Gesellschaft und den Künsten gegliedert. Sie reichen von der Vielfalt der Gesteinsarten und der Biodiversität der Naturgeschichte über Big Data in der biomedizinischen Forschung und die kulturelle Diversität des Menschen bis zu seriellen Verfahren der Künste und der Diversität des Theaters. Für die Naturgeschichte, die bis ins 20. Jahrhundert hinein als eine der Leitdisziplinen des Diversitätsdiskurses gelten kann, arbeitet Staffan Müller-Wille heraus, wie die Linné'sche Taxonomie, die auf Verfahren der Archivierung und Herstellung von Referenzsystemen sowie Ordnungen in Listen, Katalogen und Tabellen beruhte, eine »objektive, quantitative Naturkunde« ermöglichte.¹⁸ Die Naturgeschichte habe über ihre vergleichend-ordnenden Verfahren einen »Blick von oben« etabliert, der zwar

13 Kristian Köchy: »Der Wert der Vielheit bei Henri Bergson«, in: Kirchhoff/ders. (Hg.): *Wünschenswerte Vielheit* (Anm. 7), S. 217–242.

14 Ebd., S. 229.

15 Ebd., S. 230.

16 Tina Röck: »Vielheit und Kreativität als Grundmomente der Prozessontologie Alfred North Whiteheads«, in: Kirchhoff/Köchy (Hg.): *Wünschenswerte Vielheit* (Anm. 7), S. 243–268, hier S. 247.

17 André Blum/Nina Zschocke/Hans-Jörg Rheinberger u. a.: »Vorwort«, in: dies. (Hg.): *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Würzburg 2016, S. 9–10, hier S. 9.

18 Staffan Müller-Wille: »Brüche in der Stufenleiter des Lebens: Diversität in der Naturgeschichte 1758–1859«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 41–60, hier S. 55.

eine Entfernung von den Einzelobjekten und insofern »Entfremdung von der Natur« bedingte, gerade dadurch aber die Objektivität und Systematik eines statistischen »unbeteiligten Blickes« ermöglichte.¹⁹ Dass »Biodiversität« aber nicht nur der Titel für eine vermeintlich objektive und systematische Ordnungskunst der Biologie ist, sondern weit darüber hinausweist, macht Tahani Nadim im folgenden Beitrag klar: Aus einer Betrachtung der »Biodiversitätssuppe«, die sich in modernen Verfahren des Erfassens von Diversität über die genetische Analyse ganzer Gemeinschaften ergibt, schließt sie auf die Heterogenität der Kategorie: »Die Biodiversität vermengt in ihrer allumfassenden Vielfalt und Hybridität [...] Begrifflichkeiten und zersetzt Grenzen zwischen realen und konstruierten Lebewesen, zwischen Zählen und Erzählen und zwischen ungebetenen Gästen und geladenen Teilnehmern.«²⁰ Mehrere Beiträge aus dem Abschnitt über die Naturwissenschaften machen deutlich, dass Diversität im wissenschaftlichen Kontext nach dem Ende der großen Visionen von der »Einheit der Wissenschaften« vor allem auch eine Frage des »epistemischen Reichtums« ist.²¹ Diversität manifestiert sich im Nebeneinander verschiedener biomedizinischer Forschungstraditionen und Forschungspraxen (Sabina Leonelli), und sie ist methodologisch fruchtbar in Situationen, in denen »der Pluralismus richtig liegt mit seiner These, dass mehrere nicht zu einem einzigen Modell integrierbare Modelle mehr erklären als ein einziges Modell«.²²

In seiner Einführung zu dem Abschnitt über gesellschaftliche Diversität nennt André Blum fünf Gründe für den Erfolg von *diversity* als sozialer Kategorie seit Ende des Zweiten Weltkriegs: 1. Erfahrungen der Entrechtung und des Völkermords hätten zu internationalen Resolutionen gegen den Rassismus geführt. 2. Der Kampf für Gleichberechtigung, etwa der feministischen Bewegung, habe Deklarationen über die Verurteilung jeder Form der Diskriminierung nach sich gezogen. 3. Das traditionelle »hierarchische Denken« sei durch »pluralistisches Denken« abgelöst worden, etwa in der postmodernen Philosophie, der zufolge gelte: »Kein gesellschaftliches Problem kennt nur eine

Lösung«. 4. Die dominante Strömung des Konstruktivismus habe den »gottähnlichen, nur auf überzeitliche Geltung verpflichtenden Blick« verlassen und an dessen Stelle »aus der Perspektive handelnder Personen heraus soziale, kulturelle und andere Differenzen (und Differenzierungen) namhaft« gemacht. 5. Der wichtigste Faktor der Globalisierung habe das Bewusstsein für die kulturelle Pluralität der Welt gefördert, und deren Bewahrung erfordere ein pluralistisches Vorgehen.²³ Einen ähnlichen Versuch der Typologisierung von Gründen für den Erfolg der Diversity Studies unternimmt Veronika Lipphardt. Sie datiert das Aufkommen dieser Bewegung in die Zeit »seit den späten 1960ern, eher noch seit den 1970ern« und nennt drei dafür verantwortliche Strömungen: »Postcolonial Theory, Gender Theory und die intellektuellen Nachfolger der Arbeiterbewegung (z. B. Geschichte »von unten«).«²⁴ Dass »Diversität« aber erst danach, nämlich erst seit Ende der 1990er Jahre, zu einem politisch bedeutsamen Konzept wurde, zeigt Joost Smiers in seinem Beitrag. Verantwortlich macht er für diese späte politische Karriere die Erfahrungen eines umfassenden Freihandels nach dem *Allgemeinen Zoll- und Handelsabkommen* (GATT, 1948), das eine Verdrängung lokaler Traditionen nach sich zog. Den um 1995 aufgekommenen Begriff der »kulturellen Diversität« erklärt Smiers als eine Synthese von »kultureller Ausnahme« und »kreativer Diversität«: Die »kulturelle Ausnahme« (*exception culturelle*) identifiziert er dabei als ein seit den frühen 1990er Jahren von Frankreich und Kanada ausgehendes Schlagwort für Bestrebungen, die Prinzipien des Freihandels für den Bereich der Kultur zu beschränken, so dass durch die Selbstbestimmung der Länder ein Gegengewicht zu monopolistischen Kräften geschaffen werde, die, »indem sie das kulturelle Leben erobern, die Vielfalt kultureller Ausdrucksformen zerstören«.²⁵ Vor allem auf Betreiben des französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac fand das Schlagwort der kulturellen Diversität dann auch Eingang in eine UNESCO-Konvention, das Übereinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksfor-

19 Ebd., S. 56.

20 Tahani Nadim: »Biodiversität erfassen: von Suppen und Satelliten«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 61–84, hier S. 80.

21 Hans-Jörg Rheinberger: »Einführung: Diversität und Wissenschaft«, in: Blum/Zschocke/ders. u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 13–18, hier S. 14.

22 Marcel Weber: »Wissenschaftlicher Pluralismus und die Bio-Gerontologie«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 107–124, hier S. 109.

23 André L. Blum: »Einführung: Gesellschaftliche Diversität«, in: ders./Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 125–154, hier S. 139–146.

24 Veronika Lipphardt: »Genetische Diversität ohne Rassen: Begriffshistorische Überlegungen«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 159–180, hier S. 175.

25 Joost Smiers: »Kulturelle Diversität: Ein vielschichtiges Konzept in den Mühlen der Realität«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 203–220, hier S. 209.

men (2005).²⁶ Nach Smiers' Einschätzung war diese Konvention allerdings ein wirkungsloses Instrument der Kulturpolitik: »sie hat nichts Nennenswertes erreicht«.²⁷ Nina Zschocke beginnt ihre Einführung in den Abschnitt zu »Diversität und die Künste« mit einer Aufzählung unterschiedlicher Ebenen, auf denen Diversität erscheint: 1. als Eigenschaft einer zu repräsentierenden Gegenstandswelt, 2. als Produkt und Ausdruck natürlicher Entstehungs- und künstlerischer Schaffensprozesse, 3. als Vielfalt künstlerischer Positionen, Verfahren, Materialien und Produkte, 4. als historische, soziale und situative Variabilität der Perspektiven, Wertesysteme, Erfahrungs- und Deutungshorizonte und 5. als Wesensart der Gesellschaft.²⁸ Als Gründe für die Diversität der Künste verweist Zschocke neben einer »inneren, zur Vielfalt hin drängenden, künstlerischen Schaffenskraft« auf externe Faktoren, einen »aus ihrem Umfeld auf die Künste einwirkenden Diversifizierungsdruck«: Die sich »immer weiter, und [...] möglicherweise immer schneller, verändernde Gesellschaft produziert quasi zwangsläufig neue, vielfältige Kunstformen, die auf diese veränderten Rahmenbedingungen reagieren«.²⁹ Allerdings verändert sich nach Einschätzung von Zschocke die Art der Diversifizierung der Kunst im 20. Jahrhundert: Während bis in die 1950er Jahre das Modell einer Vorwärtsbewegung durch künstlerische Avantgarden herrschend gewesen sei, träten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit veränderten Produktions-, Konsum- und Rezeptionsweisen Prinzipien der Wiederholung, Kopie, Rückkopplung, Recodierung und Überschreibung in den Vordergrund – gefolgt von einer nur langsam, seit den 1970er Jahren sich darauf einstellenden Landschaft der staatlichen Kulturförderung. Barbara Naumann widmet sich in ihrem Beitrag ausgehend von Stimmen aus der Naturgeschichte des 18. Jahrhunderts, die die Diversität der Lebensformen als »Beschreibungshindernis« wahrgenommen haben (Buffon 1749: »la variété [...] paroît invincible«³⁰), der

»tragischen Rückseite der Diversität«.³¹ Diese liege in »Zerstreuung und Dissemination«,³² insofern angesichts der Vielfalt der Objekte und Perspektiven auf sie keine verbindliche Ordnung mehr zu finden sei, wie Naumann in Auseinandersetzung mit Goethes Metamorphosenlehre darlegt. Eine Reduktion der Bedeutungsfülle von *diversity* seit Anfang der 1990er Jahre konstatiert Elke Bippus. Sie spricht von einer »Engführung vornehmlich als ›Diversitätspolitik‹«, die im Zuge ökonomischer Perspektivierungen und der »neoliberalen Verwertung von Diversität« durch Diversity Management und Diversitätspädagogik erfolgt sei.³³ Um der Festschreibung von Kategorien mit ihren naturalisierenden und hierarchisierenden Effekten entgegenzuwirken, plädiert sie dafür, »Diversität in radikaler Weise zu denken«,³⁴ was beinhalten würde, binäre Ordnungs- und Regelsysteme zu dekonstruieren, wie dies in ästhetischen Verfahren serieller Arbeiten der 1960er erfolgt sei: »Die seriellen Dynamiken stören Kategorisierungen auf und untergraben sie – zumindest temporär – zugunsten eines Werdens einer unbestimmten und unvorhersehbaren Vielfalt.«³⁵ Im abschließenden Beitrag des Bandes setzt sich Philip Ursprung mit Diversität und Diversifizierung im Kontext des Migrationsphänomens auseinander. Sein Ausgangspunkt ist dabei Diversität als »zentrale Bedingung für Urbanität«; er will sie geradezu als »synonym mit dem Städtischen« interpretieren: »Die Dynamik urbaner Differenzen ist nie auf Homogenität und Synchronisation ausgerichtet, sondern allein auf die Produktivität von Verschiedenem und auf die Summe der Möglichkeiten, welche sich in Interferenzen verbergen.«³⁶ Urbanität macht für Ursprung aber nicht nur Diversität aus, sondern auch die Fähigkeit, mit Diversifizierung umzugehen.³⁷

26 »Überreinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen«, von der UNESCO-Generalkonferenz im Oktober 2005 in Paris verabschiedet, https://www.unesco.de/sites/default/files/2018-03/2005_Schutz_und_die_F%C3%B6rderung_der_Vielfalt_kultureller_Ausdrucksformen_0.pdf (aufgerufen am 24.04.2019).

27 Smiers: »Kulturelle Diversität« (Anm. 25), S. 213.

28 Vgl. Nina Zschocke: »Einführung: Diversität und die Künste«, in: Blum/dies./Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 259–282, hier S. 259.

29 Ebd., S. 263.

30 Georges-Louis Leclerc, comte de Buffon: *Histoire générale des animaux*, in: ders.: *Histoire naturelle générale et particulière*, Bd. 1, Paris 1749, S. 5 (Premier discours).

31 Barbara Naumann: »Vielfältiges Denken. Goethes Elegie ›Metamorphose der Pflanzen‹«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 287–302, hier S. 299.

32 Ebd.

33 Elke Bippus: »Serielle Systeme und Diversität – ein Widerspruch?«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 303–324, hier S. 303.

34 Ebd., S. 304.

35 Ebd.

36 Philip Ursprung: »Diversität und Diversifizierung: Das Gespenst der Migration«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 391–408, hier S. 391.

37 Vgl. ebd., S. 407.

DER GEGENWÄRTIGE ›TROUBLE‹ DER DIVERSITY

Der Band *Diversity trouble* – gegliedert in die drei Abschnitte »Grundlagen«, »Diversity« und »Vielfalt der Gender Studies« – konzentriert sich ganz auf die Gegenwartskultur.³⁸ Die beiden Herausgeber, Peter Pohl und Hania Siebenpfeiffer, beginnen mit einer Reflexion auf die Frage, um was es sich bei ›Diversity‹, das sie konsequent mit englischer Endung, aber groß schreiben, eigentlich handelt. Dass es ein »Konzept« ist, bezweifeln sie angesichts der »unterschiedlichen und teilweise widersprüchlichen Verwendungsweisen des Wortes«.³⁹ Mit Katharina Walgenbach wollen sie es allenfalls als ein »travelling concept« auffassen, das seine Bedeutung vom »profitorientierte[n] Diversity Management« zu »Diversity-Projekte[n] in den Bereichen Soziale Arbeit oder Diversity-Education« wandelt.⁴⁰ Nach Pohls und Siebenpfeiffers Einschätzung ist gerade diese semantische Flexibilität ein wesentlicher Grund für den öffentlichen Erfolg des Begriffs. Wie sie anhand einer Rede von Angela Merkel vom 15. Oktober 2010 zeigen, tritt ›Diversity‹ die Nachfolge von ›Multikulti‹ an, einem Ansatz, den Merkel als »absolut gescheitert« bezeichnet.⁴¹ Bei Merkel erscheint ›Diversity‹ als dem Multikulturalismus überlegen, weil sie das Konzept primär ökonomisch interpretiert und mit biologischen Metaphern erläutert: Vielfalt der Belegschaft fördere die Leistungsfähigkeit und Robustheit eines Unternehmens, so wie die Stabilität natürlicher Systeme auf der Vielfalt von Pflanzen und Tieren beruhe. Der Erfolg des Konzepts in der politischen Sprache wird also erklärt aus seiner Anschlussfähigkeit in dem Dreieck von Wissenschaft (Biologie), ethischen Aspekten des Mensch-Natur-Verhältnisses (Biodiversität) und Wirtschaftsfreundlichkeit (die Diversität der Belegschaft eines Unternehmens mache dieses »leistungsfähiger und robuster«).

Auf zwei unterschiedliche Bedeutungen des Ausdrucks Diversität weist Luca Di Blasi in seinem Beitrag hin: Er unterscheidet Diversität als Vielfalt und Verschiedenheit: Verstanden als Vielfalt sei Diversität inklusiv, allumfassend, tendenziell unpolitisch; Diversität als Verschiedenheit dagegen operiere ausgrenzend, sie markiere Differenzen und sei als zentrales

Schlagwort von emanzipatorischen Bewegungen eminent politisch: Über zumeist binäre Oppositionen des ›Wir‹ (Frauen, Schwarze, Homosexuelle) versus die anderen werde Homogenisierung und Solidarisierung innerhalb von Gruppen erzeugt und ein Antagonismus gegenüber einem Außen stabilisiert (*othering*). Diversität als Vielheit fehle dagegen gerade dieses Andere und Gegenüber. Als Vielfalt ist Diversität eine Einstellung gegenüber der Welt, die sich etwa in der alles Lebendige einschließenden Logik von ›Biodiversität‹ zeigt.

Über die semantische Ambivalenz hinausgehend verweist Eva Blome in ihrem Kapitel zum Begriff der Intersektionalität, der ihr zufolge »bisweilen synonym« mit ›Diversity‹ verwendet werde, auf den unklaren argumentativen Status dieser Wörter: Sie wirft die Frage auf, ob es sich bei ihnen um »einen Begriff, ein Konzept, eine Untersuchungsperspektive, ein Analyseinstrument, um einen Gegenstandsbereich oder einen heuristischen Orientierungsrahmen oder um noch etwas anderes« handelt.⁴² Sie konstatiert eine noch geringe Etablierung von Diversity als Instrument zur Analyse kultureller Produkte,⁴³ weist auf das Problem hin, dass die Verwendung von Differenzkategorien den gesellschaftlichen »Zwang zur Identifizierung« wiederholen könne,⁴⁴ betont solche Ansätze, die in dekonstruktivistischer Perspektive im Sinne einer »Verflüssigung starrer Identitätskonzepte« wirksam sind⁴⁵ und plädiert dafür, Differenzkategorien als narrativ konstruierte und durch alternative Entwürfe von Identität und Kollektivität zu relativierende performativ verfasste Kategorien zu verstehen.⁴⁶

Auf Fragen der Historisierung von Diversity geht Gertraude Krell in ihrem Beitrag *Diversity-Geschichte(n)* ein. Sie stellt dabei unterschiedliche Ursprungserzählungen fest: Die einen (wie Maurianne Adams und Clare Swanger) datieren den Ursprung des Diskurses in die 1960er und 70er Jahre, in die Zeit des Kampfes von sozialen Bewegungen gegen Ungleichheit und Unterdrückung. Die anderen (wie Roosevelt Thomas und Marilyn Loden) beurteilen die gesetzlich gebotenen Antidiskriminierungsmaßnahmen dieser Zeit dagegen als ethisch motiviert und

38 Peter C. Pohl/Hania Siebenpfeiffer (Hg.): *Diversity trouble. Vielfalt – Gender – Gegenwartskultur*, Berlin 2016.

39 Peter C. Pohl/Hania Siebenpfeiffer: »Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Diversity trouble* (Anm. 38), S. 9–26, hier S. 9.

40 Ebd.

41 Ebd., S. 12.

42 Eva Blome: »Erzählte Interdependenzen. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Intersektionalitätsforschung«, in: Pohl/Siebenpfeiffer (Hg.): *Diversity trouble* (Anm. 38), S. 45–67, hier S. 46.

43 Vgl. ebd., S. 51.

44 Ebd., S. 55.

45 Ebd., S. 57.

46 Vgl. ebd., S. 60.

staatlich aufgezwungen. Sie datieren den Ursprung des Diversitätsdiskurses daher später, auf die Mitte der 1980er Jahre, in die Zeit des aufkommenden Diversitätsmanagements. Seit dieser Zeit sei Diversität wesentlich ökonomisch durch das Streben nach Wettbewerbsvorteilen getrieben; der Diversitätsdiskurs sei weniger auf Probleme fixiert als auf individuelle Chancen ausgerichtet und auch weniger auf Gegensatzpaare wie Rasse oder Geschlecht beschränkt, sondern beziehe sich auf variable, ständig im Wandel begriffene Unterscheidungen.

Auch Margrit Kaufmann sieht einen doppelten Ursprung des Diversitätsdiskurses, den sie in ihrer Untersuchung von Diversity in Unternehmen und an Hochschulen herausarbeitet: Während Unternehmen über Diversität ihre ökonomische Effektivität und Effizienz steigerten, etwa indem sie sozial marginalisierte Gruppen in den Produktionsprozess integrieren und neue Konsumentengruppen durch gezielte Ansprache erschließen, gehe es den Hochschulen um »Antidiskriminierungs- und Chancengleichheitsstrategien«.⁴⁷ Im Diversity Management kämen beide Ebenen zusammen. An den Hochschulen habe sich die Diversity-Orientierung in den letzten Jahren zu einem »Hype« entwickelt⁴⁸ und es sei von einem »Diversity Turn« die Rede⁴⁹ – auch wenn der Unterschied in beiden Begründungen für Diversity noch darin zum Ausdruck komme, dass sich manche Hochschulleitungen um eine Abgrenzung vom ökonomisch geleiteten Diversity Management bemühten.

DIE POLITISIERUNG EINES ALLERWELTSWORTS

Dass ein Wort, das über lange Zeit seiner langen Geschichte einfach »Verschiedenheit« bedeutete, am Ende des 20. Jahrhunderts zu einem zentralen Schlagwort der politischen Sprache werden konnte, überrascht auf den ersten Blick. Und doch kann die Konjunktur des Begriffs vor dem Hintergrund historischer Entwicklungen plausibel gemacht werden. Es lassen sich dabei zwei Zäsuren ausmachen: die eine an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, die

andere am Ende der 1970er Jahre. Am Ende des 19. Jahrhunderts führten historische Erfahrungen aus unterschiedlichsten Kontexten zu einem Aufblühen pluralistischer Weltanschauungen – zu diesen zählen ein intensiver kultureller Austausch im Rahmen von wachsendem Welthandel, Versuche zur Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Kulturkampf und die fortschreitende Differenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen, die jede für sich ihre »Autonomie« behauptete. Ihren philosophischen Ausdruck fanden diese Bewegungen in Absagen an geschlossene metaphysische Systeme mit umfassendem Begründungsanspruch. An deren Stelle tritt die Betonung des Nebeneinanders verschiedener solcher Systeme. So verkündete William James in seinem programmatischen *Pluralistischen Universum* von 1909, die »All-Form« der Wirklichkeit müsse durch eine »Einzel-Form« oder »Jeweils-Form« (*each-form*) von nur jeweils für einen Kontext gültigen Bestimmungen abgelöst werden.⁵⁰

Für die Etablierung von »Diversität« als Rechtsterminus wird in der Regel auf das Urteil des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten verwiesen, der 1978 Stellung zu der Entscheidung der Universität Kalifornien nahm, einen weißen Studenten nicht zum Studium zuzulassen, obwohl er einen besseren Notendurchschnitt als manche seiner dunkelhäutigen Mitbewerber hatte. Der Supreme Court rechtfertigte diese Entscheidung mit dem Argument, eine *diverse Studentenschaft* (»a diverse student body«) sei ein hinreichender Grund, um ethnische Gesichtspunkte (»race«) bei Zulassungsentscheidungen zu berücksichtigen.⁵¹ Seit diesem Urteil des Supreme Court ist »Diversität« fester Begriff öffentlicher Debatten. Seine Bedeutung zeigt sich rein quantitativ in der sprunghaften Zunahme seiner Häufigkeit seit den 1980er Jahren, die sich in den unterschiedlichsten Korpora belegen lässt.

Kurz nach der steilen Karriere des Begriffs im rechtlichen und sozialen Kontext wird »Diversität« auch für die Biowissenschaften als zentrale Kategorie beansprucht. Sie wird schnell zu einem Wertbegriff, der mit ökologischen Problemen wie dem durch den Menschen verursachten Massenaussterben von Arten verbunden wird. In den Augen mancher früher Protagonisten bezeichnet »Diversität« in diesem Sinne überhaupt eines der wichtigsten Themen der Gegenwart (Lovejoy: »[R]eduction in the biological

47 Margrit E. Kaufmann: »Hype um Diversity – cui bono? Diversity in Unternehmen und an Hochschulen – aus der Perspektive intersektioneller Diversity Studies«, in: Pohl/Siebenpfeiffer (Hg.): *Diversity trouble* (Anm. 38), S. 83–101, hier S. 84.

48 Ebd., S. 94.

49 Vgl. Saskia-Fee Bender/Marianne Schmidbaur/Anja Wolde (Hg.): *Diversity ent-decken. Reichweiten und Grenzen von Diversity Policies an Hochschulen*, Weinheim 2013.

50 William James: *A Pluralistic Universe*, London 1909, S. 324.

51 Vgl. Wood: *Diversity* (Anm. 1), S. 99 ff.

diversity of the planet is the most basic issue of our time«⁵²).

Dieser parallele Aufstieg von ›Diversität‹ als politischem Schlagwort in unterschiedlichen Kontexten fügt sich gut in die Diagnose der 1970er Jahre als entscheidender historischer Zäsur.⁵³ Seit dieser Zeit zeigt ›Diversität‹ die fundamentale Krise des Mensch-Natur-Verhältnisses an, steht zugleich im Zentrum von sozialen Emanzipationsbewegungen und kann darüber hinaus die soziologisch zu beobachtenden Entwicklungen zur Ästhetisierung und Individualisierung (bis zur Gesellschaft der Singularitäten) auf den Begriff bringen. In enger Verbindung steht ›Diversität‹ daher auch mit Zeitdiagnosen großen Stils, die etwa als »Postmoderne« eine »Skepsis gegenüber den Metaerzählungen« artikulieren, wie dies Jean-François Lyotard 1979 formulierte.⁵⁴ Wie in der postmodernen Philosophie geht es auch im Namen von Diversität um differente und heterogene Perspektiven, die sich nicht vereinheitlichen lassen; ›Diversität‹ bezeichnet eine nicht von einem Einheitspunkt gedachte oder auf einen solchen bezogene Pluralität. Das Wort kann seine Plausibilität dabei auch daraus beziehen, dass in ihm alte Referenzen aktualisiert werden (wie die Position Wilhelm von Ockhams; s. o.).

Insgesamt spricht viel dafür, ›Diversität‹ als einen Begriff anzusehen, in dem sich, im Sinne von Christian Geulen, ein Bedeutungswandel der historisch-politischen Sprache der Moderne im 20. Jahrhundert manifestiert.⁵⁵ Alle vier der von Geulen beschriebenen Entwicklungstendenzen in der Geschichte von Grundbegriffen der gesellschaftlichen Selbst- und Weltbeschreibung lassen sich auf ›Diversität‹ beziehen: Der zu Beginn des Jahrhunderts unspezifisch und in sehr allgemeiner Bedeutung verwendete Ausdruck hat, an-

gefangen mit der Vegetationskunde (Jaccard 1901),⁵⁶ eine *Verwissenschaftlichung* erfahren, so dass ihm inzwischen das Potential zugeschrieben wird, ein »organisierendes Konzept« der Sozial- und Lebenswissenschaften zu werden.⁵⁷ ›Diversität‹ unterliegt parallel dazu einer *Popularisierung*; der Ausdruck ist zu einem *buzzword* öffentlicher Auseinandersetzungen geworden, und es wurde ein medialer ›Hype‹ um den Begriff diagnostiziert, ohne den er sich nicht so schnell als Schlagwort einer Bewegung durchgesetzt hätte. Auch die *Verräumlichung* ist eine entscheidende Dimension des Diversitätsdiskurses: Phänomene der Migration (von Menschen ebenso wie Pflanzen und Tieren) bilden einen wichtigen Referenzpunkt des Begriffs; dazu kommt, dass es mit Diversität wesentlich um Prozesse der Verteilung (von Ressourcen, Anerkennung, Macht etc.) geht, also um zumindest metaphorisch räumlich gedachte Strukturen. Schließlich ist ›Diversität‹ ein schlagendes Beispiel für Prozesse der *Verflüssigung* von Bedeutungsgehalten: An der Geschichte von ›Diversität‹ im 20. Jahrhundert lässt sich das studieren, was Geulen als »eine durch die unvermittelte und vielfache Übertragung von Begriffen in neue Kontexte sich vollziehende Verwandlung und Einschmelzung ihrer semantischen Struktur« beschreibt.⁵⁸ Ein Effekt dieser Einschmelzung der semantischen Struktur von Begriffen ist die »rasante Vervielfältigung und zugleich Abstrahierung ihres Bedeutungsgehalts«.⁵⁹ Das lässt sich sicher gerade für ›Diversität‹ behaupten: Was dieses Wort ausmacht, ist eine vielfache Übertragungsgeschichte im 20. Jahrhundert, keineswegs eine unilineare Wanderung von einem begriffsspendenden in ein bildempfangendes Feld, sondern sich wechselseitig stützende Verhältnisse ›multipler Projektion‹ (Geulen). Gerade die normative Aufladung des Begriffs profitiert dabei davon, dass er in höchst unterschiedlichen Kontexten in Verwendung ist: in sozialen Gerechtigkeitsdiskursen ebenso wie in ökonomischen Effizienzerwägungen, in ästhetischen Distinktionspraktiken und Identitätspolitik genauso wie in bioethischen Debatten um das Mensch-Natur-Verhältnis und den moralischen Status nichtmenschlicher Lebensformen. Die daraus resultierende Unschärfe des Begriffs ist der wesentliche Grund seines Erfolgs, wie schon David Takacs

52 Thomas E. Lovejoy: »Foreword«, in: Michael E. Soulé/Bruce A. Wilcox (Hg.): *Conservation Biology. An Evolutionary-Ecological Perspective*, Sunderland, Mass. 1980, S. V–IX, hier S. IX.

53 Vgl. Konrad H. Jarausch (Hg.): *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008; Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael: *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008; Ariane Leendertz/Wencke Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er Jahren*, Frankfurt a. M. 2016.

54 Jean-François Lyotard: *Das postmoderne Wissen* (1979), übers. von Otto Pfersmann, Wien 1994, S. 14.

55 Vgl. Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 79–97, hier S. 81, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

56 Paul Jaccard: »Étude comparative de la distribution florale dans une portion des Alpes et du Jura«, in: *Bulletin de la Société Vaudoise des Sciences Naturelles* 37 (1901), S. 547–579, hier S. 573 f.

57 Steven Vertovec: »Formulating Diversity Studies«, in: ders. (Hg.): *Routledge International Handbook of Diversity Studies*, New York 2015, S. 1–20, hier S. 4.

58 Geulen: »Plädoyer« (Anm. 55), S. 91.

59 Ebd., S. 92.

1996 in Bezug auf ›Biodiversität‹ konstatierte: »If biodiversity is blurry and all-encompassing, that is in part why it has been so successful as a conservation buzzword [...]. Don't know what biodiversity is? You can't.«⁶⁰

Zu einem zentralen Begriff des 20. Jahrhunderts wird ›Diversität‹ am Ende nicht zuletzt deswegen, weil sich in ihm die Totalitarismuserfahrungen und das Krisenbewusstsein des Jahrhunderts spiegeln. ›Diversität‹ ist ein Begriff, der aus dem menschlichen Erschrecken über sich selbst hervorgegangen ist, dem Erschauern vor Entmenslichung und Extinktion im 20. Jahrhundert. Diese hatten sich nicht zuletzt aus einem in starren Hierarchien und Progressionen denkenden Bewusstsein entwickelt und führten zu Essentialisierungen und Naturalisierungen der europäisch geprägten Kulturen ebenso wie zu Exzessen der Kultivierung von Natur, deren Ergebnis in unseren Agrarsteppen betrachtet werden kann. ›Diversität‹ reagiert auf diese Irrwege mit einer Absage an hypotaktische Herrschaftspraktiken und lineares Fortschrittsdenken und setzt auf Pluralität. In diesem Sinne gehört ›Diversität‹ zu den Begriffen, die, wie Martin Sabrow es formulierte, für das 20. Jahrhundert »den Denkstil strukturierten« und seit den späten 1970er Jahren den Status einer vielfach praktisch wirksamen »Ordnungsmacht« und »Pathosformel« erlangten⁶¹ – wofür heute das allgegenwärtige Diversity Management ebenso steht wie die *Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt* der UNESCO⁶² und das UN-Übereinkommen über die biologische Vielfalt.⁶³

60 David Takacs: *The Idea of Biodiversity. Philosophies of Paradise*, Baltimore, Md. 1996, S. 81, 341.

61 Martin Sabrow: »Pathosformeln des 20. Jahrhunderts. Kommentar zu Christian Geulen«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 110–114, hier S. 114.

62 »Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt«, von der UNESCO-Generalkonferenz im November 2001 in Paris verabschiedet, https://www.unesco.de/sites/default/files/2018-03/2001_Allgemeine_Erkl%C3%A4rung_zur_kulturellen_Vielfalt.pdf (aufgerufen am 24.04.2019).

63 »Convention on Biological Diversity«, United Nations 1992, <https://www.cbd.int/doc/legal/cbd-en.pdf> (aufgerufen am 24.04.2019).

GLOBALISIERUNG

ZU OLAF BACH: DIE ERFINDUNG DER GLOBALISIERUNG. ENTSTEHUNG UND WANDEL EINES ZEITGESCHICHTLICHEN GRUNDBEGRIFFS, FRANKFURT A. M.: CAMPUS 2013.

Barbara Picht

Wer denkt, Globalisierung habe etwas mit Marktwirtschaft zu tun, irrt nicht. Auf diesen kurzen Nenner ließe sich die ausführlichste begriffsgeschichtliche Studie bringen, die bislang zu ›Globalisierung‹ vorliegt. Doch wird man mit dieser verknappenden Formel weder dem Phänomen noch der von Olaf Bach 2013 veröffentlichten Studie *Die Erfindung der Globalisierung* gerecht. Denn zu Recht versteht er ›Globalisierung‹ nicht als einen ökonomischen Fachbegriff, sondern untersucht »Entstehung und Wandel eines zeitgeschichtlichen Grundbegriffs«.¹

Es mag erstaunen, dass die Geschichte dieses Grundbegriffs vergleichsweise kurz sein soll. Erst in der Mitte des 20. Jahrhunderts lässt Bach sie beginnen. Historiker haben ihm da – implizit und explizit – auch widersprochen.² Doch all das, was Bach als Begriffsvorgeschichte verstanden wissen will und durchaus berücksichtigt, brachte in seinen Augen keinen umfassenden Prozessbegriff hervor, der mit dem zeitgeschichtlichen Globalisierungsbegriff gleichgesetzt werden könnte (vgl. S. 10). Diesen will er mit Koselleck als einen Bewegungsbegriff verstanden wissen. Die zentrale These der *Geschichtlichen Grundbegriffe*, seit der Sattelzeit sei die politisch-

soziale Terminologie wesentlich durch Zukunftsgerichtetheit bestimmt, nimmt Bach damit auch für den Begriff der Globalisierung auf. Er will allerdings Kosellecks Formel von Erfahrung und Erwartung als den beiden Kategorien, die geschichtliche Zeit zu thematisieren geeignet seien, erweitert wissen um die von Charles Taylor vorgeschlagene Kategorie des ›Imaginären‹. Sie soll es ermöglichen, auch die schöpferische Deutung der sozialen und materiellen Umwelt zu einem bestimmten Zeitpunkt erfassen zu können. Werde das ›Imaginäre‹ an einer gedachten Schnittstelle von Erfahrung und Erwartung ergänzt, könne auch der utopische Gehalt von Begriffen berücksichtigt werden (vgl. S. 29–32):

»Insgesamt kann mit dem Begriff des Imaginären jener Bereich der Erschließung der sozialen Welt bezeichnet werden, der an der Koselleck'schen Schnittstelle von Erfahrung und Erwartung in Grundbegriffen anzutreffen ist. Grundbegriffe zielen nicht (nur) auf definitorisch abgrenzbare Sachverhalte. In ihrer historischen Betrachtung lässt sich im Wechselspiel von Erfahrung und Erwartung neben der geschichtlichen Bewegung potentiell auch die Dimension der Erschließung bzw. das Imaginäre erfragen, welches in die Begrifflichkeit eingeht. [...] Der Begriff des Imaginären zeigt so eine zweite grundbegriffliche Dimension an, in der Inhalte und Praktiken des Begriffsgebrauchs über das in Definitionsversuchen Ersichtliche hinausgehen.« (S. 31 f.)

Zu fragen ist, ob diese Ergänzung zu Koselleck wirklich notwendig ist. Denn auch er versteht unter Erwartungen nicht allein Ableitungen aus Erfahrungen. »Erwarten kann man auch das Unwahrscheinliche.«³ Dass ›Unerwartbares‹ erwartet wird, sich also

1 Olaf Bach: *Die Erfindung der Globalisierung. Entstehung und Wandel eines zeitgeschichtlichen Grundbegriffs*, Frankfurt a. M. 2013. Nachweise im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text.

2 Vgl. als Beispiel expliziten Widerspruchs Peter E. Fäßler: »Rezension zu: Bach, Olaf: *Die Erfindung der Globalisierung. Entstehung und Wandel eines zeitgeschichtlichen Grundbegriffs*. Frankfurt am Main 2013«, in: *H-Soz-Kult*, 05.11.2013, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-20205> (aufgerufen am 24.04.2019). Impliziter Widerspruch in Form anderer Periodisierungen von Globalisierung findet sich u. a. in ders.: *Globalisierung. Ein historisches Kompendium*, Köln/Weimar/Wien 2007; Sebastian Conrad: *Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich*, München 2006; Jürgen Osterhammel/Niels P. Petersson: *Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen*, München 2003.

3 Reinhart Koselleck: »›Erfahrungsraum‹ und ›Erwartungshorizont‹ – zwei historische Kategorien«, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1989, S. 349–375, hier S. 359.

die Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung zunehmend vergrößert, betrachtet Koselleck ja sogar als ein Kennzeichen der mit der Sattelzeit beginnenden Epoche.⁴ Ist der Erwartungshorizont dann von Taylors Kategorie des Imaginären tatsächlich so verschieden? Schöpferisches, auch utopisches Potential bergen sie beide. Für wie bedeutsam Bach den imaginären Anteil an der Globalisierungssemantik hält, zeigt sich jedenfalls daran, dass er bereits im Titel seiner Studie – und damit am prominentesten Platz – von der *Erfindung* der Globalisierung spricht.

I. BEGRIFFSVORGESCHICHTE

Historische Vorstellungen von Globalität, wie sie im Begriff Ökumene (als der ›geeynten christlichen Welt‹) zum Ausdruck kommen oder durch die europäischen Entdeckungsfahrten seit dem 16. Jahrhundert möglich wurden, gehören nach Bach zur Vorgeschichte des Begriffs und seien vom Begriffswort Globalisierung zu unterscheiden, wie es seit den späten 1940er Jahren entstand. Dass uns heute die Entdeckung der Kugelgestalt der Erde oder die europäisch-frühneuzeitliche Idee des Weltreichs als historische Globalisierungen erscheinen, ändere daran nichts. Denn: »Man muss erst einen Begriff von Globalisierung haben, um ihn in die Vergangenheit projizieren und dort historische ›Globalisierungen‹ ausmachen zu können.« (S. 54) Anders als Christian Geulen in seinem *Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts* wählt Bach auch nicht ›Globalität‹, sondern ›Globalisierung‹ als zeitgeschichtlichen Grundbegriff, da er deren Prozesscharakter als kennzeichnendes Merkmal und Unterschied zu früheren Globalitätsvorstellungen ansieht.⁵

Zur Begriffsvorgeschichte gehört nach Bach auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der sich ein modernes globales Bewusstsein herausgebildet habe. Zentralbegriffe wie Zivilisation, Geschichte und Menschheit seien in der Folge zwar möglich geworden, doch bezogen sie sich noch in einer höchst abstrakten Weise auf den Globus als Ganzen und klammerten nichteuropäische Akteure aus (vgl. S. 57 f.). Für das 19. Jahrhundert schildert Bach dann einen Fortgang von diesem eher abstrakten,

abgeleiteten Begriff von Globalität hin zu einer realen, vielgestaltigen und durch neue Erfahrungen und Verbindungen verwirklichten Globalität. Das *Kommunistische Manifest* als ein zentraler Text der Begriffsvorgeschichte stehe sowohl zeitlich als auch inhaltlich etwa in der Mitte dieser Entwicklung. Denn Globalität werde im *Manifest* einerseits sehr allgemein postuliert, andererseits würden bereits zahlreiche konkrete materielle Entwicklungen und Prozesse registriert, die tatsächlich globalisierende Wirkungen hatten, etwa ›Unterjochung der Natur‹, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen oder die ›Urbarmachung ganzer Weltteile‹ (vgl. S. 59 f.).

›Tatsächliche‹ Globalisierung bleibt ein Prüfstein in Bachs Studie. Kosellecks Diktum, für die Begriffsgeschichte sei »Sprache einerseits Indikator der vorgefundenen ›Realität‹, andererseits Faktor dieser Realitätsfindung«,⁶ ist dabei für ihn leitend, zumal dieser Doppelstatus nach Koselleck für Grundbegriffe in besonderem Maße anzunehmen ist (vgl. S. 23 f., 50). So kommt es, dass Bach auch den Vorabend des Ersten Weltkrieges der Begriffsvorgeschichte zuordnet, als die Weltsemantik in Gestalt der Rede von ›Weltpolitik‹, ›Weltwirtschaft‹, ›Weltmächten‹ und ›Weltreich‹ in voller Blüte stand. Dieser Semantik korrespondierte, so sein Befund, noch eine dialektische Realität einer wachsenden Rolle und Bedeutung des Nationalstaats bei gleichzeitig sich verstärkender internationaler Verflechtung. Erst seit den 1940er Jahren habe sich eine ›tatsächliche‹ sozio-geographische Globalisierung zu entwickeln begonnen, der die damals aufkommende Globalisierungsrede zu entsprechen suchte. Mit ›sozio-geographisch‹ will Bach dabei Kosellecks Theorem der politisch-sozialen Bedeutung von Begriffen für den Globalisierungsbegriff konkretisieren (vgl. S. 79). Dieser Konkretisierungsbedarf stärkt – jedenfalls im Fall der Globalisierungssemantik – Geulens These einer für die Begriffsentwicklung im 20. Jahrhundert festzustellenden Tendenz der Verräumlichung, die die Verzeitlichung der Sattelzeit-Semantik zwar nicht völlig abgelöst habe, aber vorherrschend geworden sei. Geulens wichtigster Beleg für diese These ist denn auch der Globalisierungsbegriff, dem er sogar die Rolle eines ›Kollektivsingulars‹ zuschreibt, der eine Vielzahl von Begriffen in sich fasse, die die räumliche Weltverdichtung beschreiben und vorantreiben.⁷

⁴ Vgl. ebd.

⁵ Vgl. Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 7 (2010), S. 79–97, hier S. 95, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

⁶ Reinhart Koselleck: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 2006, S. 99.

⁷ Vgl. Geulen: »Plädoyer« (Anm. 5), S. 89.

II. DIE NOCH JUNGE GESCHICHTE DES GLOBALISIERUNGSBEGRIFFS

Die Erstbelege für den zeitgeschichtlichen Grundbegriff Globalisierung macht Bach in den 1940er Jahren aus und er folgt ihrer Entwicklung bis an die Jahrtausendschwelle. Dabei konzentriert er sich auf den angelsächsischen Sprachraum, geht aber punktuell auf Querverbindungen zum deutschen und französischen Sprachraum ein. Er begründet diese Akzentsetzung mit der These, »dass englischen Texten und ihren Autoren insgesamt eine gewisse Vorreiterrolle in der Entwicklung der Globalisierungssemantik« zukomme (S. 82). Damit sei aber nicht zugleich eine sprachräumliche Eingrenzung vorgenommen, denn viele der für den Globalisierungsbegriff relevanten Publikationen richteten sich an nicht mehr nur nationale Öffentlichkeiten. Zugleich betont Bach, dass eine auf das Englische konzentrierte Begriffsgeschichte nicht den Anspruch erheben könne, eine Globalgeschichte des Begriffs zu schreiben. Kosellecks Frage, wie sich in unterschiedlichen Sprachen die unterschiedlichen sozialen und historischen Voraussetzungen begriffsgeschichtlich niederschlagen, bleibe eine für die Globalisierungsrede relevante Frage (und man kann ergänzen: eine, die seine Studie aber nicht beantworten kann und soll; vgl. S. 83 f.).

III. QUELLEN

Als Quellengrundlagen nennt und unterscheidet Bach fünf Bereiche, die jedoch nicht als ein abschließend definierter und vollständig ausgewerteter Korpus aufzufassen seien.

Für den Zeitraum bis Ende der 1980er Jahre wurde die wissenschaftliche Datenbank JSTOR ausgewertet. Aus den Ergebnissen seien gezielt »lediglich typische, wirkungsvolle und semantische Strukturen anzeigende Beispiele [...] in die abschließende Analyse aufgenommen« worden (S. 85).

Die – allerdings spärlichen – Einträge in einschlägigen Wörterbüchern des Englischen und die dortigen Verweise bilden eine zweite Quellenkategorie. Sie wird ergänzt durch Wörterbücher des Französischen und Deutschen, um erste Hinweise auf die zwischen sprachlichen Entwicklungen des Begriffs ermitteln zu können (vgl. S. 85). So wurde auf das französische »mondialisation« zurückgegriffen, um im Kalten Krieg über einen Zukunfts- und Gegenbegriff zur ideologischen Bipolarität zu verfügen (vgl. S. 105) oder in der

Debatte um Großbritanniens Beitritt zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft einen von Europa aus gedachten Entwicklungshorizont der Freihandelszone zum Ausdruck zu bringen (vgl. S. 107).

Ausgehend von den so erlangten Befunden aus JSTOR und Wörterbüchern ergibt sich aus den dortigen Hinweisen auf den Gebrauch des Begriffs in anderen Quellen der nächste Auswertungsschritt.

Einen weiteren Korpus bilden (Tages-)Zeitungen und Magazine: *The Times* (London), *New York Times* (New York) und *Time* (New York) wurden für den Zeitraum bis Ende des Jahres 1979 nach dem Begriffswort »globalization« durchsucht. Für die 1980er Jahre wertete Bach dann die US-amerikanischen Zeitungen *Wall Street Journal*, *Washington Post* und *New York Times* aus, ergänzt um die drei britischen Tageszeitungen *The Times*, *The Guardian* und *Financial Times* (vgl. S. 85).

Für den Zeitraum seit Ende der 1990er Jahre, als die Hochkonjunktur der Globalisierungsrede eingesetzt habe, sei schließlich »die Prominenz von Texten nach Maßgabe des sich aus der Globalisierungsliteratur ergebenden Verständnisses das leitende Kriterium bei der Auswahl« der Quellentexte gewesen (S. 85). Vollständigkeit war angesichts der nun weiten Verbreitung des Begriffs einmal mehr nicht das Ziel der Bach'schen Quellenauswertung. Die Studie konzentriert sich für diesen letzten Abschnitt vielmehr auf die sich herausbildenden Strukturen des Globalisierungsbegriffs und auf Ausdifferenzierungen seiner Anwendung. Beides wird an einigen typischen Beispielen exemplifiziert (vgl. S. 85).

IV. KONJUNKTUREN UND ZÄSUREN VON »GLOBALISIERUNG«

Anhand der Befunde aus diesen Materialien teilt Bach die Begriffsgeschichte von »Globalisierung« seit den 1940er Jahren bis an die Jahrtausendschwelle in fünf Binnenabschnitte ein.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit, in die auch die ersten Verwendungen des Prozessbegriffs im Französischen und Englischen fallen, habe die globale Erfahrung des Weltkrieges den Wunsch nach einer ebenfalls globalen Reichweite von Friedenssicherung und Institutionalisierung entstehen lassen (vgl. S. 90 f.). In den damals diskutierten Vorstellungen von einer »Weltbürgerbewegung« oder einer *planetary*

democracy schwingen zwar wichtige Motive der späteren Globalisierungsrede bereits mit. Sie waren aber laut Bach durch utopische planerische Ansprüche und Hoffnungen noch zu überfrachtet, um wirkungsgeschichtlich bedeutsam werden zu können (vgl. S. 91 f.). Das semantikgeschichtliche Maß, das Bach anlegt, ist damit auch hier (wie bereits für die Begriffsvorgeschichte) die Wechselwirkung zwischen dem Begriff und der ›Realität‹, für die er Indikator ist und auf die er Einfluss nimmt.

Dieses Wechselverhältnis veränderte sich in den 1950er und 1960er Jahren. Vier Diskursfelder zeigen laut Bach neuartige Erfahrungen von Globalität an. Zuzuordnen seien sie der frühen Modernisierungstheorie, internationalen Organisationen, einer *globalization of politics* (vor allem im Zuge des Kalten Krieges) und der US-amerikanischen Debatte über das Globalisieren der höheren Bildung (vgl. S. 93). Die ersten beiden Diskurse bildeten dabei zwei herausstechende Nebengriffe aus: das Internationale und das Universale (vgl. S. 97 f.).

Insgesamt zeigt sich nach Bach für die 1950er und 1960er Jahre, dass der Idealismus der 1940er Jahre einer eher ernüchterten Wahrnehmung globaler Realitäten gewichen war. Statt um Weltfriedensordnung ging es um eine nun faktische Globalisierung der Politik, der Staatenwelt, aber auch explizit nichtstaatlicher Phänomene und Institutionen. Globalisierung wurde als Aufgabe begriffen, die es zu bewältigen und als fortschreitende Entwicklung zu gestalten galt (vgl. S. 108 f.).

Für die ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte stützen Bachs Befunde damit Geulens These von einer Kultur und Politik des Pragmatismus und Realismus, die uns das 20. Jahrhundert gelehrt habe⁸ – doch dann kamen die 68er. Als einer der ersten, die im Deutschen von Globalisierung sprachen, benutzte Rudi Dutschke den Begriff auf einer Rede beim Internationalen Vietnamkongress im Februar 1968. Für ihn war Globalisierung gleichgesetzt mit ›anti-imperialistischem‹ und ›antikapitalistischem Kampf‹ und der Internationalisierung ›nationaler‹ Kampagnen, um durch eine ›revolutionäre Globalstrategie‹ dem Ziel einer ›Weltrevolution‹ näher zu kommen (vgl. S. 72). Das Imaginäre, das Bach berücksichtigt wissen will, also der Zeitpunkt einer schöpferischen Deutung der politischen und sozialen Welt und ihres Wandels an der Schnittstelle zwischen Erfahrung und

Erwartung: für die 68er ist es nicht zuletzt dank der Wortwahl Rudi Dutschkes eindeutig auszumachen.

Die 1970er und 1980er Jahre charakterisiert Bach dann als eine Zeit der Bedeutungsverstetigungen und Begriffsinnovationen (vgl. S. 109). Neben einem fortgeführten Begriffsgebrauch im Bereich der internationalen Politik sei vor allem der Bereich der Wirtschaft als Bedeutungsfeld hinzugekommen (vgl. S. 114). Bach spricht von »der Geburt des Globalisierungsbegriffs aus dem Geist der (Wirtschafts)Praxis« (S. 160). Diese Formulierung zeigt schon an, dass Bachs Studie den Hauptmotor für die Globalisierung im 20. Jahrhundert in der wirtschaftlichen Motivation sieht und das größte Gewicht dementsprechend auf der in diesem Feld entwickelten Semantik liegt. Es mag eine Rolle gespielt haben, dass mit Bach ein Wirtschaftswissenschaftler diese Begriffsgeschichte schrieb; dass kulturelle Dimensionen von Globalisierung und der Rede davon beinahe vollständig fehlen, ist jedenfalls auffällig. Auch was für die Theoretisierung und Politisierung des Begriffs beschrieben werden kann, erscheint in seiner Analyse weitgehend ökonomisch bedingt, und das gilt auch dort, wo die semantische Entwicklung in den verschiedenen Feldern beinahe parallel verlief. So sei, um das Phänomen und die Folgen der wachsenden globalen Märkte reflexiv fassen zu können, der Globalisierungsbegriff zugleich in den Sozialwissenschaften immer wichtiger geworden.

»Die Parallelentwicklung der Globalisierungsrede in Wirtschaftspraxis und akademischer Welt führte so zu ›zwei Globalisierungsbegriffen‹: einem eher wirtschaftspraktisch, an unmittelbare Erfahrungen anknüpfenden [...] und einem wissenschaftlichen Einsatz in den Sozialwissenschaften.« (S. 160)

In den beiden Diskursfeldern wurden dabei unterschiedliche Temporalitäten des Prozessbegriffs Globalisierung entwickelt: Wirtschaftspraktisch wurde Globalisierung als ein Prozess der Gegenwart mit Wurzeln in der jüngeren Vergangenheit und vor allem einem dezidierten ›Ausgreifen in die Zukunft‹ verstanden. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive fragte man dagegen nach der historischen Tiefe der gegenwärtigen Entwicklung und damit nach Globalisierung als einem historischen Prozess (vgl. S. 161 ff.).

Mit der Zunahme und Ausdifferenzierung der grenzüberschreitenden Prozesse wuchs nach Bach auch der *variety pool* von Begriffen, die dem semantisch gerecht werden sollten (vgl. S. 163 f.). Zugleich wurden auch Nebengrifflichkeiten differenzierter

8 Vgl. ebd., S. 82.

verwandt. Beispielsweise war der Begriff des Internationalen mit seinem ihm inhärenten Nationenbezug nicht mehr geeignet für die Bezeichnung technologischer Integration oder kultureller Interaktionsprozesse (vgl. S. 164). In Entsprechung zu einer komplexer werdenden Unternehmensorganisation und ihrer Umweltorientierung war auch im semantischen Feld eine Komplexitätssteigerung zu beobachten. Zeitgleich trat laut Bach eine Komplexitätsreduktion immer dort auf, wo eine Analyse von Marktchancen zur Folge hatte, dass bestimmte Weltgegenden einfach ausgeblendet wurden, sich also von einer allumfassenden Entwicklungsvision auch wieder verabschiedet wurde (vgl. S. 164). Einer der prominenten Texte, an denen er diese These exemplifiziert, ist Theodore Levitts Aufsatz *Globalization of Markets*. Durch ihn wurde nach Bachs Einschätzung der Globalisierungs-begriff im Wirtschaftsbereich endgültig etabliert (vgl. S. 150–154, 164).

Angesichts solcher Orientierung an ›Höhenkamm-literatur‹ wurde Bach dafür kritisiert, mit seiner Studie selbst eine dieser Literatur entsprechende Globalisierungsrede zu konstruieren und also einen Selbstverstärkungsmechanismus eines ganz bestimmten Diskurses zu befördern (Marshall McLuhan, Roland Robertson und Anthony Giddens werden als Beispiele solcher ›klassisch‹ gewordenen Autoren genannt).⁹ Methodisch gewendet stellt sich angesichts solcher Kritik die Frage, ob die Orientierung an der einem Begriff korrespondierenden ›Realität‹, wie Bach sie unter Rekurs auf Koselleck immer wieder zum begriffsgeschichtlichen Prüfstein macht, tatsächlich unfreiwillig dazu führt, dass Selbstverstärkungsmechanismen weiter befördert werden, oder ob sie das angesichts der begriffshistorisch rekonstruierten Durchsetzungskraft bestimmter Diskursbeiträge sogar beabsichtigt.

Für den Zeitabschnitt seit Ende der 1990er Jahre macht Bach eine rasante Ausbreitung des Globalisierungsbegriffs aus. Diese habe zugleich zu einer internen semantischen Differenzierung und (versuchten) Systematisierung geführt. »Globalisierung wurde nun als umfassender Theoriebegriff ausgeprägt.« (S. 166) In Einführungsliteratur, Lexika und Registern zeigten sich außerdem Ordnungs- und Normierungsversuche. Daneben verzeichnet Bach für diese Zeit Quantifizierungen des Globalisierungsbegriffs mittels multidimensionaler Indizes, Medieninhaltsanalysen und Meinungsforschungen (vgl. S. 166). Ergebnisse

dieser Versuche werden anhand von Graphiken und Säulendiagrammen veranschaulicht (vgl. S. 181–185).

Erstmals untersucht Bach für die 1990er bis 2000er Jahre auch Antagonismen der Globalisierungsrede. Er hält sie für einen kennzeichnenden Bestandteil des *globalization rush* und teilt sie ein in eine Begriffskritik von ›Globalisierung‹ einerseits und in die Kritik und Antikritik der Globalisierungsprozesse andererseits (vgl. S. 191–212).

Bedingt durch das rasante Anwachsen des Begriffsgebrauchs seit den 1990er Jahren würden ab diesem Zeitraum semantische Felder der Globalisierungsrede bestimmbar. Neben den polemischen Gegenbegriffen wie Globalismus, Neoliberalismus und Imperialismus macht Bach als ein weiteres solches Feld die ›imaginativen Nebenbegriffe‹ aus. Darunter fallen Begriffe wie Transformation, Interdependenz oder Deterritorialisierung, aber auch die Rede von der *global city* oder die Parole ›The world is flat‹ (die nicht unwidersprochen blieb; vgl. S. 213–223).

V. GLOBALISIERUNG ALS EPOCHENMERKMAL

Globalisierung als Epochenmerkmal aufzufassen, versteht Bach ebenfalls als Teil eines ›imaginativen‹ Begriffsgebrauchs. Nach den politischen Umbrüchen im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts und angesichts der Jahrtausendwende sei es naheliegend erschienen, über eine Epochenverschiebung nachzudenken. Globalisierung werde in diesem semantischen Feld als nochmalige Überbietung bzw. ein neues Kapitel in der Fortschrittsgeschichte wahrgenommen:

»Als neues Kapitel der Weltgeschichte ist sie die neueste Epoche in der als Epochensequenz verstandenen historischen Zeit. Die Moderne ist jetzt, das heißt in dieser neuen Epoche, global, und sie ist dies nicht mehr (nur) in ihrer Verwestlichung, sondern in einem echten Handlungszusammenhang mit vielen (auch nichtwestlichen) globalen Akteuren.« (S. 236)

Koselleck wählt im ›Ausblick‹ des von ihm verfassten Artikels *Fortschritt* in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* noch evolutionäre, zivilisatorische oder technisch-industrielle Bedeutungsebenen als Beispiele für künftigen Fortschritt oder den Glauben daran.¹⁰ Bachs

9 Vgl. Fäßler: »Rezension« (Anm. 2).

10 Vgl. Reinhart Koselleck: »Fortschritt«, in: ders./Otto

Studie bilanziert für die 1990er bis 2000er Jahre Globalisierung als eine unvollendete Tatsache (vgl. S. 187), schreibt sie also in Fortschrittsgeschichte und -denken ein, wobei der erwartete Globalisierungsfortschritt vornehmlich als ein räumlicher gedacht wird.

»Die zunehmende grenzüberschreitende Vernetzung aller Gesellschaftsbereiche, verbunden mit der informationstechnologischen Ermöglichung und Demokratisierung (obgleich spezifisch konfigurierter) sozialer Interaktion, verspricht [...] zu verschiedenen, institutionell umfassten Arenen und Praxiskontexten globaler Reichweite zu führen.« (S. 242)

Geulens Vermutung, dass sich »Erwartungen heute weniger auf zeitliche Veränderung als auf räumliche Verteilung« richten,¹¹ würde also durch die Begriffsgeschichtsforschung zu ›Globalisierung‹ gestützt – jedenfalls, wenn sie das 20. Jahrhundert in den Blick nimmt. Bachs Studie, die 2001 abgeschlossen war, berücksichtigt die Anschläge auf das World Trade Center, die Finanz- und Staatsschuldenkrise, die immer deutlicher werdenden Auswirkungen des Klimawandels und die jüngsten Flüchtlingsbewegungen noch nicht. Es steht zu vermuten, dass der Globalisierungsbegriff auch für das 21. Jahrhundert einer der Grundbegriffe sein wird, an denen sich Erfahrungswandel und der mit ihm einhergehende semantische Wandel werden ablesen lassen – dann allerdings unter wiederum veränderten, von der Begriffsgeschichtsforschung neu zu bewertenden Vorzeichen.

Brunner/Werner Conze (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 351–423, hier S. 420–423.

11 Geulen: »Plädoyer« (Anm. 5), S. 84.

HEGEMONIE

ZU PERRY ANDERSON: HEGEMONIE. KONJUNKTUREN EINES BEGRIFFS, BERLIN: SUHRKAMP 2018.

Falko Schmieder

Der britische Historiker Perry Anderson war mehr als zwanzig Jahre Redakteur der Zeitschrift *New Left Review* und ist einer der Exponenten der Neuen Linken im angelsächsischen Raum. Bekannt geworden ist er vor allem mit einem Buch über den westlichen Marxismus, einem Meisterstück der Theoriegeschichte.¹ Sein jüngstes Buch *Hegemonie. Konjunkturen eines Begriffs* ist ein Beleg für die internationale Konjunktur der Begriffsgeschichte und speziell für deren zunehmend globale Ausrichtung. Die Geschichte des Begriffs, die Anderson erzählt, berührt nämlich »acht oder neun verschiedene Nationalkulturen«.² Sie hat voneinander unabhängige Ursprünge, die in der griechischen Antike und in der noch älteren chinesischen Zhou-Dynastie liegen. Anderson hält fest, dass die lange und komplexe Bedeutungsgeschichte von ›Hegemonie‹ in den aktuellen Verwendungen zumeist ignoriert wird oder nicht mehr präsent ist; seine Überzeugung ist aber, dass wir diese Geschichte des Begriffs »verstehen müssen, um seine Bedeutung für die Gegenwart zu erfassen« (ebd.). Die Gegenwart, die Anderson vermittelt der Begriffsgeschichte erheben will, erscheint dabei in einem düsteren Licht. Das Buch endet mit dem Satz: »Krieg als Terror im Namen des Kriegs gegen den Terror, ohne Grenze und Ende: *kataplēxis*, so weit das Auge reicht.« (S. 243) Die Gegenwart spielt für die Begriffsgeschichte aber auch deshalb eine besondere Rolle, weil der Begriff Hegemonie ungeachtet seiner langen Geschichte erst in jüngerer Zeit eine allgemeinere Bedeutung erlangt hat; im englischen Sprachraum liegt der große Sprung in den 1990er Jahren, in Deutschland dürfte das ähnlich sein. In dem »maßgeblichen Kompendium *Geschichtliche Grundbegriffe*« hat der Begriff

jedenfalls, so Anderson, »signifikanterweise keinen Eintrag« erhalten (S. 25). Die möglichen Gründe dafür, über die Anderson nicht spekuliert, werden hier noch zur Sprache kommen.

Andersons Buch ist in 13 Kapitel unterteilt, die den Begriff auf verschiedenen historischen und räumlichen Schauplätzen verfolgen. Das *erste* Kapitel widmet sich den Ursprüngen von ›hēgemonia‹ und seinem Counterpart ›arkhē‹ in Griechenland und springt dann von dort nach Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wo der Ausdruck am Schnittpunkt von nationalem Einheitsstreben und antiker Philologie von griechenlandaffinen liberalen Historikern (u. a. Theodor Mommsen) aufgegriffen und zur Zeit der Revolution 1848 zu einem politischen »Schlagwort« (S. 20) gemacht wurde mit dem Ziel, über eine Führungsrolle des Königreichs Preußen die Einigung Deutschlands zu erreichen (vgl. S. 18–25). »Die Verwendungen des Worts Hegemonie 1848 und Anfang der 1860er Jahre blieben [jedoch] Episoden ohne dauerhaftes Nachleben« (S. 25), selbst im akademischen Bereich. Das *zweite* Kapitel untersucht das Wiederauftauchen und die Neubestimmung des Begriffs (in Gestalt des Ausdrucks ›gegemonia‹) im vorrevolutionären Russland. Neu ist jetzt, dass der Begriff, prominent etwa bei Lenin, nicht mehr für zwischenstaatliche, sondern für innenpolitische Verhältnisse verwendet wird. Anfang der 1920er Jahre wurde das bolschewistische Hegemoniekonzept, das nach dem Sieg im russischen Bürgerkrieg keine Rolle mehr spielte, mittels der Gründungsdokumente der Komintern internationalisiert und zur Vorgabe für Parteien außerhalb der UdSSR. Es machte nachhaltigen Eindruck auf Antonio Gramsci, der daraufhin zum ersten Mal so etwas wie eine systematische Theorie des Hegemoniebegriffs entwickelte. Eine Innovation Gramscis war es, den Begriff nicht mehr für eine Strategie der Arbeiterklasse, sondern verallgemeinernd zur Charakterisie-

1 Perry Anderson: *Über den westlichen Marxismus* (1976), übers. von Reinhard Kaiser, Frankfurt a. M. 1978.

2 Perry Anderson: *Hegemonie. Konjunkturen eines Begriffs* (2017), übers. von Frank Jakubzik, Berlin 2018, S. 7. Nachweise im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text.

rung stabiler Formen der Herrschaft jeglicher Klasse zu verwenden (S. 33) – es ging nicht mehr um das Zusammenstehen Verbündeter für eine gemeinsame Sache, sondern um das Problem der Einwilligung von Antagonisten in eine ihnen abträgliche Ordnung. Damit erfuhr der Begriff zwei miteinander konfligierende Bedeutungserweiterungen: »Er umfasste nun sowohl die Herbeiführung der Zustimmung der Beherrschten als auch die Anwendung von Zwang zur Durchsetzung von Herrschaft.« (S. 36) Das *dritte* Kapitel widmet sich dann der Zwischenkriegszeit und hier zunächst wieder Arbeiten deutscher Autoren. Ende der Weimarer Republik hatte der Althistoriker Hans Schaefer die erste wissenschaftliche Untersuchung zum Begriff der Hegemonie vorgelegt; Heinrich Triepel, monarchistischer Völkerrechtler und Begründer der dualistischen Lehre im Völkerrecht, legte dann 1938 eine weitere groß angelegte Studie zur Hegemonie vor, die gegen Schaefer vor allem die Absicht verfolgte, dem Hegemoniebegriff die Dimension der Gewaltsamkeit auszutreiben. Der Begriff wird jetzt Gegenstand einer breiteren internationalen Debatte, die sich unter den Bedingungen der frühen Nachkriegszeit und der Blockkonfrontation unter neuen Vorzeichen fortsetzte. Im *vierten* Kapitel werden die kontroversen Einsätze des von Meinecke geförderten und als Herausgeber der 1948 neugegründeten *Historischen Zeitschrift* eingesetzten Ludwig Dehio und seines Kritikers Rudolf Stadelmann diskutiert; das *fünfte* Kapitel verhandelt die auf die Lage des Kalten Krieges und die besondere Rolle Amerikas bezogenen Debatten, wobei die gegensätzlichen Positionen von Hans Morgenthau und Raymond Aron im Zentrum stehen. Das *sechste* Kapitel springt in die Vereinigten Staaten, wo für Anderson das Jahr 1973 durch das Ende des Bretton-Woods-Systems, den Ölpreisschock, die Niederlage in Vietnam sowie die politischen Turbulenzen einen neuen Zeitabschnitt markierte, der »einen plötzlichen *Gestaltwandel* [im Original Deutsch; F. S.]« (S. 91) herbeiführte, in dessen Folge Hegemonie zum ersten Mal zu einem zentralen Thema der wissenschaftlichen und politischen Debatte in den USA wurde. Ein Novum dieser Debatte sieht Anderson in der Entstehung der neuen Bedeutung einer generellen weltweiten Dominanz. Hegemonie wurde jetzt verstärkt von den Machtdynamiken zwischen den Mitgliedstaaten eines internationalen Systems her verstanden, in dem sich u. a. aufgrund der Existenz von Atomwaffen und der wirtschaftlichen Interdependenz das Kalkül von Konflikt und Kooperation geändert habe. Anderson zufolge fanden die amerikanischen Debatten der 1970er Jahre über hegemoniale Stabilität und die

Theorie internationaler Systeme in einem Vakuum statt, unberührt von der damals weltweit um sich greifenden Beschäftigung mit der Hegemonietheorie Gramscis, deren italienische und englische Rezeptionsgeschichte im *siebten* und *achten* Kapitel verhandelt werden. Während Gramscis Vermächtnis in seinem Heimatland durch die parteiintellektuelle Instrumentalisierung steril geworden sei (vgl. S. 109 ff.), sieht Anderson im Zeitraum von 1985–1995 in Großbritannien vier Ansätze einer produktiven Neuaneignung (von Stuart Hall, Ernesto Laclau, Ranajit Guha, Giovanni Arrighi), die er einzeln darstellt und vergleichend betrachtet. Sie stammen alle von Migranten, und jeder ist eine hochgradig individuelle Konstruktion und zugleich die Frucht eines größeren Gemeinschaftsprojekts. Ihre Verfasser schreiben vor dem Hintergrund des Siegeszugs des Neoliberalismus und der Niederlage der Linken unter den Bedingungen des Thatcherismus, bringen aber zugleich auch Erfahrungen aus sozialen Kämpfen in ihren Herkunftsregionen (Jamaika, Argentinien, Indien, Italien) ein. Als eine der theoretischen Innovationen sieht Anderson die von Arrighi geleistete Synthetisierung zweier bis dahin stets getrennt gebliebener Stränge der Hegemonietheorie (Hegemonie als Machtverhältnis zwischen Staaten und als Machtverhältnis zwischen Klassen). Das *neunte* Kapitel springt dann nach China, das einzige Land der Welt, wo der Begriff Hegemonie heute eine zentrale Rolle im offiziellen Sprachgebrauch staatlicher Organe spiele (vgl. S. 156) und es sogar bis in den Verfassungstext geschafft hat. Ein zentrales Thema ist dabei die Spannung zwischen der von Mao bis Deng Xiaoping unter den Bedingungen einer nachholenden Modernisierung und im Zeichen des Kampfs gegen Kolonialismus, Imperialismus und Hegemonismus formulierten Kritik am amerikanischen Streben nach Welthegemonie einerseits und der beständig wachsenden eigenen internationalen Bedeutung von China als aufsteigender Hegemonialmacht andererseits. Die Kapitel *zehn* und *elf* diskutieren verschiedene neuere Ansätze, die vor allem die transnationalen (im Unterschied zu nationalen und internationalen) Dimensionen der Formen der Hegemonie im 21. Jahrhundert reflektieren. Das *zwölfte* Kapitel schwenkt dann zum dritten Mal nach Deutschland, wo der Hegemoniebegriff seit der Jahrtausendwende zunehmend offensiver zum Einsatz gelangt, um den Aufstieg Deutschlands zu einer neuen Führungsmacht zu legitimieren. Deutschland wird dabei von einflussreichen Wortführern als eine Art Hegemon »wider Willen« präsentiert, dem aufgrund seiner Größe und seiner historischen

Vergangenheit eine besondere politische Verantwortung zukomme. Das *dreizehnte* und letzte Kapitel resümiert dann die Befunde und reflektiert noch einmal das eigene begriffsgeschichtliche Verfahren. Was Anderson als Begriffsgeschichte darstellt, umspannt einen Zeitraum von über 2.000 Jahren und umfasst eine Vielzahl verschiedener globaler Schauplätze und Akteure; die Darstellung springt dann auch über Jahrhunderte und Kontinente hinweg, sodass sich die Frage nach dem inneren Zusammenhang in der Geschichte des Begriffs stellt. Anderson sieht in erster Linie eine problemgeschichtliche Kontinuität und ein »konzeptuelles Kontinuum, durch das der Hegemoniebegriff määndert« (S. 234). Der gesamten Geschichte liege ein Muster zugrunde, nämlich das eines von Anfang an bestehenden Spannungsverhältnisses zwischen den Konnotationen des Begriffs, die Konsens *und* Zwang, Ideologie *und* Gewalt umfassen. Jede Gestalt, die der Hegemoniebegriff historisch angenommen hat, sei von dieser »initialen Ambiguität heimgesucht worden, auch wenn die, die den Begriff verwendeten, ihm diese regelmäßig – wenn auch stets nur bis auf weiteres – auszutreiben versuchten« (S. 239). Nur weil der Terminus beide Ebenen miteinander zu verbinden vermöge, habe er so lange überdauern können. Andersons ideologiekritischer Einsatz wird hier daran kenntlich, dass er gegen das verbreitete politische Bedürfnis von Vertretern oder Ideologen herrschender Klassen, den Begriff der Hegemonie einseitig im Sinne von Konsens zu verstehen, die Momente von Gewalt und Zwang namhaft macht, die mit jeder Herrschaft verbunden sind und die sich gerade auch im Durchgang durch die Begriffsgeschichte nachweisen lassen. Anderson trägt damit aber zuweilen auch selbst einen normativen Begriff von Hegemonie an sein Untersuchungsmaterial heran und konfundiert Quellen- und Analysensprache. Teil dieses Problems ist, dass der Hegemoniebegriff in dem Doppelsinn, dem er nach Anderson seine historische Persistenz verdankt, vielen Debatten und Diskussionszusammenhängen noch gar nicht zur Verfügung stand. So heißt es am Beginn des fünften Kapitels, dass der Begriff der Hegemonie Mitte des 20. Jahrhunderts dem englischen Sprachgebrauch noch so fremd war, dass er bei Übersetzungen einschlägiger Bücher vermieden wurde. Ein Beispiel hierfür ist Ludwig Dehios 1948 veröffentlichte Arbeit *Gleichgewicht oder Hegemonie*, die in England unter dem Titel *The Precarious Balance* erschien und in der »Hegemonie« mit »leadership« oder »predominance« übersetzt wurde (vgl. S. 75). Dieses Problem lässt sich weit zurückverfolgen – bereits Thomas Hobbes übersetzte Thukydides »hēgemonia«

alternierend mit »command« oder »authority« (vgl. S. 18). Der Historiker George Grote, ein Mitstreiter John Stuart Mills, hatte Mitte des 19. Jahrhunderts »hegemony« einzuführen versucht, Kritiker hatten ihm aber dessen Verwendung vorgehalten, die er dann selbst in späteren Büchern zugunsten von »headship« zurücknahm. Wenn sich der von Anderson als Spezifik des Hegemoniebegriffs angesehene Doppelsinn aber als vom Terminus Hegemonie (relativ) unabhängig erweist, dann wäre eine Reflexion der Bedeutung und methodischen Relevanz von Parallelausdrücken für »Hegemonie« wie Verbundenheit, Konsens, Autorität, Dominanz, Einverständnis, Ergebung, (kulturelle) Führung, Führungsrolle, Führerschaft, Konsensherrschaft, Leitung, Supremat, Übergewicht, Übermacht, Vorherrschaft, Vormacht, Vorwalten angezeigt gewesen – ebenso wie eine stärkere Reflexion der Problematik von Übersetzungen bzw. der Übersetzbarkeit. Letzteres wird umso relevanter, je weiter die Sprachen und Diskursräume voneinander entfernt und je weniger sie historisch miteinander vermittelt sind.

Während Anderson auf der einen Seite den inneren historischen Zusammenhang der verschiedenen Einsätze überbestimmt, bleiben auf der anderen die dezidiert historischen Einsichten seiner Arbeit unterreflektiert bzw. unausgewertet. In der historischen Perspektive wird deutlich, dass »die unterschiedlichen Ebenen, auf denen Hegemonie ausgeübt wird, nur sehr selten und allenfalls in jüngerer Zeit in ihrer Beziehung zueinander analysiert worden« sind (S. 240). Gemeint sind hier vor allem die innerstaatliche, zwischenstaatliche und transstaatliche Ebene sowie die Ebenen der militärischen, ökonomischen und kulturellen Macht. Wie die Debatten um den Begriff der Hegemonie, so verzahnen sich im Zuge der Globalisierung des Kapitals auch diese verschiedenen Ebenen zunehmend miteinander. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts und verstärkt seit der zweiten Jahrhunderthälfte muss die Begriffsgeschichte von »Hegemonie« deshalb immer auch als Transfer-, Migrations-, Verflechtungs- und Übersetzungsgeschichte erzählt werden. Damit ist die Komplexität der materialen Befunde aber noch nicht erschöpft. Ihre historische Signifikanz erhält die Geschichte des Begriffs, oder genauer: erhalten die einzelnen Schauplätze bzw. »Schicksalswenden« in der Geschichte des Begriffs Hegemonie durch seine Einbindung in verschiedene diskursive Netze und die damit verbundene Sukzession semantischer Bindungspartner und Parallelbegriffe, die sich für bestimmte Zeiträume ankristallisieren, um dann wieder anderen Begriffen

Platz zu machen oder durch neue überlagert zu werden. Diese jeweils neuen Neben- und Parallelbegriffe reflektieren den Wandel der Problemfelder, im Hinblick auf die das Thema der Herrschaftsausübung jeweils neu bestimmt werden musste. Solche zeittypischen Problemfelder und Begriffstrabanten waren etwa im Kontext von Russland und der jungen Sowjetunion die Begriffe Ideologie, Agitation, Propaganda und Klasse, im Kontext von Gramsci die Begriffe öffentliche Meinung, Kultur, Psychologie, Medien und Institutionen, im Kontext von Triepel der Begriff Imperialismus, im Kontext des Kalten Krieges das Problem der Atomwaffen, seit den 1970er Jahren die ökologische Frage und das Problem der Ungleichzeitigkeit der internationalen Entwicklung, seit den 1990er Jahren schließlich die Begriffe Populismus, Globalisierung, Neoliberalismus und Finanzmärkte. Jeder dieser Begriffe hat seine eigene Geschichte, deren Problemgehalte sich mit dem Hegemoniebegriff jeweils vermischen und überkommene Hegemoniebegriffe jeweils vor neue Herausforderungen stellen – eben daher erhalten die von Anderson so genannten ›Schicksalswenden‹ des Hegemoniebegriffs ihre spezifische historische Färbung. Es versteht sich bei einem so globalen Zugriff von selbst, dass wichtige Schicksalswenden unerfasst bleiben. Überraschend ist es aber schon, dass Anderson die linken Neueignungen Gramscis differenziert analysiert, über die Gramsci-Rezeption der Neuen Rechten jedoch kein Wort verliert, obwohl sie folgenreich geworden ist. Diese Selektivität lässt sich selbst als politischer Einsatz Andersons in den zeitgenössischen Kämpfen um kulturelle Hegemonie deuten.

Es ist auffällig, dass Andersons Geschichte des Hegemoniebegriffs stark theoriegeschichtlich ausgerichtet ist – ihr Gegenstand sind fast ausnahmslos Arbeiten einflussreicher bis kanonischer Autoren; digitale Korpora oder allgemeinere populäre Diskurszusammenhänge spielen in dem Buch so gut wie keine Rolle. Diese starke Konzentration auf den ›Höhenkamm‹ der Intellektuellenkommunikation hat ihren sachlichen Grund in den Eigenarten des Hegemoniebegriffs selbst, der offenkundig auf einer anderen Ebene anzusiedeln und, wenn überhaupt, in einem anderen als im Koselleck'schen Sinne ein Grundbegriff ist. Schematisch formuliert, erscheint ›Hegemonie‹ zwar als politischer, nicht aber als politisch-sozialer Grundbegriff. Es handelt sich um einen theoretischen Reflexionsbegriff, der zwar die soziale Praxis und die breiteren Massen betrifft, diese Praxis aber selten erreicht und jedenfalls nicht aus ihr entspringt oder in ihr als Medium der Selbstver-

ständigung und praktischen Orientierung unentbehrlich wird. Anders formuliert: der Hegemoniebegriff funktioniert über die Köpfe der Massen hinweg, um deren praktische Beeinflussung es geht. Wenn man so will, erbt und reflektiert der Begriff der Hegemonie die durch Klassenherrschaft vermittelte gesellschaftliche Arbeitsteilung von Kopf- und Handarbeit; in ihm erscheinen die Menschen wesentlich in ihrer Rolle als Objekte und Adressaten von Politik. Überlegungen zu einer Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts müssten sich über die Reichweite und jeweilige Eigenart der Begriffe und über den Status dessen, was im Anschluss an Koselleck oder über diesen hinaus als politisch-sozialer Grundbegriff gefasst wird, genauere Rechenschaft ablegen. Dies scheint umso mehr angebracht, als Anderson im Anschluss an Wang Hui ›das Kennzeichen der gegenwärtigen Epoche‹ in einer ›Entpolitisierung der Politik‹ (S. 200) sieht, während Koselleck umgekehrt die Politisierung als übergreifendes Merkmal seiner Grundbegriffe angesehen hatte. Gemeint ist mit der ›Entpolitisierung der Politik‹ ›das komplette Fehlen einer Interessenvertretung des Volks, die in der Lage wäre, eine Alternative zum Status quo aufzuzeigen bzw. zu erkämpfen, der repräsentative Formen nur noch simuliert, um in ihnen alle Spaltungen und Konflikte aufzuheben. Eine solche Politik ist zwar entpolitisiert, aber keineswegs entideologisiert. Im Gegenteil: sie ist durch und durch ideologisch.« (S. 200 f.) Zur Illustration zitiert Anderson den wohl berühmtesten Slogan des Neoliberalismus, der von Margaret Thatcher geprägt wurde: ›There is no alternative.‹ Er verweist auf das methodische Problem, dass diesem vermeinten Spezifikum der gegenwärtigen Epoche keine ›Schicksalswende‹ des Begriffs Hegemonie entspricht, wenngleich der Hegemoniebegriff geeignet ist, den ideologischen Charakter neoliberaler Herrschaftsformen und ihren spezifischen Mix aus Zwang und ideologischem Konsens zu analysieren. Begriffsgeschichten des 20. Jahrhunderts wären daher nicht zuletzt darauf zu befragen, ob sich die ›Entpolitisierung der Politik‹ in einem Bedeutungswandel von Begriffen niederschlägt und welche Konsequenzen das für den Status politisch-sozialer Grundbegriffe und letztlich auch für die Begriffsgeschichte als historische Methode hat.

HEIMAT

ZU ANDREA BASTIAN: DER HEIMAT-BEGRIFF. EINE BEGRIFFSGESCHICHTLICHE UNTERSUCHUNG IN VERSCHIEDENEN FUNKTIONSBEREICHEN DER DEUTSCHEN SPRACHE, TÜBINGEN: NIEMEYER 1995, NACHDRUCK (E-BOOK) BERLIN: DE GRUYTER 2012 (REIHE GERMANISTISCHE LINGUISTIK, BD. 159).

Martin Schlüter

Heimat ist ein Begriff, der aktueller ist denn je. Die *Süddeutsche Zeitung* erklärte im April 2018: »Heimat ist der Debattenbegriff der Zeit.«¹ Im Kontext der weltweiten Migrationsbewegungen und der gleichzeitig erstarkenden rechtspopulistischen Tendenzen in Europa spielen »Heimat« und verwandte Begriffe in den tagesaktuellen Diskussionen immer eine unterschwellige oder auch explizite Rolle: Vom Verlust der Heimat durch Krieg, Vertreibung oder wirtschaftliche Not über das »Abendland« als konstruierte Heimat und die Angst vor ihrer Islamisierung bis hin zum seit 2018 um »Heimat« erweiterten Namen des Bundesministeriums des Innern, für Bau und Heimat – es existieren viele Auslegungen und Bedeutungszuschreibungen für diesen Begriff. All diese gegenwärtigen Semantiken von »Heimat« haben eine Geschichte und einen historischen Ursprung, denen die Sprachwissenschaftlerin Andrea Bastian in ihrer Untersuchung nachspürt.

Die bereits 1995 veröffentlichte Dissertationsschrift der Germanistin liegt seit 2012 als unveränderte E-Book-Ausgabe vor. Trotz der Veröffentlichung in der »Reihe Germanistische Linguistik« operiert Bastian nicht ausschließlich mit einer linguistischen Methodik. Dies zeigt der ihrer Untersuchung zugrunde liegende Semantikbegriff: »Semantik wird gleichgesetzt mit Inhaltssystem und definiert als ›Vereinigungsmenge aller sozial/gesellschaftlich/historisch bedingten Faktoren des jeweiligen Kommunikationsbereichs.«² Bastian verwendet demnach einen »weiten« Semantikbegriff, der sich nicht auf einen streng linguistischen Zugang beschränkt, sondern auch die Teildisziplinen

Semiotik, Semasiologie und Onomasiologie berücksichtigt. Zudem ergänzt sie ihr Verständnis von Semantik um eine kulturhistorische Perspektive, wenn sie gesellschaftliche und politische, religiöse und literarische Einflüsse verschiedener Epochen auf den semantischen Gehalt von »Heimat« in ihre Betrachtung einfließen lässt.

Ein solch erweiterter Semantikbegriff ist für Bastians Analyse auch nötig. Sie verfolgt das Ziel, durch die diachrone Untersuchung des Heimatbegriffs in den sprachlichen Funktionsbereichen Alltag, Recht, Politik, Naturwissenschaft, Religion und Literatur einen »Beitrag zur begriffsgeschichtlich orientierten Wortgeschichte [zu] leisten« (S. 1). Ihrer Arbeit liegt die Hypothese zugrunde, dass der Heimatbegriff immer durch räumliche (Landschaften, Orte, Gebäude), soziale (Familie, Bräuche, Traditionen) und emotionale (Heimatgefühl) Kategorien bestimmt wird, die »ihren Ursprung im ›primären‹ Alltagsbereich« haben, »teilweise in den Theoriebereich übernommen [wurden] und [...] kulturell überformt auf den Alltagsbereich zurück[wirken]« (S. 24). Alltag ist laut Bastian der »primäre« »Bereich des alltäglichen Lebens [...], zu dessen Bewältigung Alltagswissen und Alltagssprache notwendig sind« (S. 73). Dem gegenüber steht der Theoriebereich, den sie mit den für die menschliche Gesellschaft typischen »»theoriegeleiteten« Ordnungs-, Steuerungs- und Wertegewinnungsinstrumenten (Institutionen)« (S. 31) und dem diesen Institutionen eigenen Spezialvokabular definiert. In ihrer Analyse des Heimatbegriffs in den sechs Funktionsbereichen, meist mit Konzentration auf das 19. und 20. Jahrhundert, findet sie ihre Hypothese bestätigt. Vor allem die Theoriebereiche des Rechts und der Politik lieferten Bedeutungsinhalte für den Begriff der Heimat, die auch im alltagssprachlichen Gebrauch wiederkehren und so die inhaltliche Bedeutungsfülle des Begriffs bis in die Gegenwart prägen. So wird »Heimat« bis heute als »Synonym für

1 Jan Heidtmann: »Heimat ist der Debattenbegriff der Zeit«, *Süddeutsche Zeitung*, 29.04.2018, <http://www.sueddeutsche.de/politik/deutschland-heimatkunde-1.3959332> (aufgerufen am 24.04.2019).

2 Andrea Bastian: *Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache*, Tübingen 1995, Nachdruck (E-Book) 2012, S. 20. Nachweise im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text.

Besitz, [...] Haus und Hof« (S. 116) verwendet und ist mit diesen Bedeutungsinhalten weitestgehend im juristischen Begriff des Staates aufgegangen. Der politische Bereich lieferte zum Beispiel Assoziationen von völkischer bis vaterländischer oder staatsbürgerlicher Zugehörigkeit zum Heimatbegriff (S. 144–146).

Bastian konzentriert sich in ihrer Analyse allein auf den deutschen Sprachraum, was angesichts des Heimatbegriffs auch nicht verwundert. Zwar rückt die neuere Forschung zu Recht davon ab, ›Heimat‹ und damit zusammenhängende Vorstellungen als spezifisch deutsches Phänomen zu werten, ein äquivalenter Begriff ist in anderen Sprachen jedoch nicht oder nur selten zu finden.³ So beschränkt sich Bastians etymologische Herleitung auf die Ursprünge des Wortes im althochdeutschen ›heimoti‹ (Grundbesitz) und die Entwicklungen bis ins 18. Jahrhundert (S. 20 f.); Betrachtungen ähnlicher Wörter in anderen Sprachräumen klammert sie aus.

Bei der Auswahl ihrer Quellen orientiert sich Bastian an der an den Linguisten Hans Sperber angelegten Frage, »welche Verwendungszusammenhänge interessante Aufschlüsse über die Bedeutung des Heimat-Begriffs versprechen, bzw. in welchen Schreib- und Sprechzusammenhängen Bedeutungselemente von ›Heimat‹ vorkommen können und in welchen Quellen dieser Kontext anzutreffen sein müsste« (S. 15). Sie folgert daraus, dass ihr Quellenbereich »potentiell alle schriftlich fixierten Quellen« (ebd.) umfasst. Insofern korrespondiert Bastians erweiterter Semantikbegriff mit einem sehr weit gefassten Quellenkorpus. So kündigt sie an, »Alltagstexte, Behördentexte, Texte der Religion, politische, naturwissenschaftliche und literarische Texte« (ebd.) zu verwenden; welche dies im Einzelnen sind, schreibt sie in ihrem gerade einmal viertelseitigen Teilkapitel zum verwendeten Textkorpus aber nicht. Dies führt beim Lesen der Untersuchungen zu den einzelnen Funktionsbereichen oftmals zu dem Eindruck, dass Texte und Quellen relativ beliebig herangezogen wurden.

Der Aufbau der Arbeit ist sehr kleinschrittig. In einem ersten Kapitel skizziert Bastian Forschungskontext und Methodik (S. 2–32), um anschließend den Heimatbegriff im Alltagsbereich zu untersuchen (S. 33–95). Nach diesen sehr ausführlichen Darle-

gungen der alltäglichen Dimensionen von ›Heimat‹ wendet sich Bastian den fünf Funktionsbereichen des Rechts (S. 96–116), der Politik (S. 117–146), der Naturwissenschaften (S. 147–158), der Religion (S. 159–173) und der Literatur (S. 174–217) zu. Schon die jeweiligen Kapitellängen lassen erahnen, in welchen Bereichen die Beschäftigung mit dem Heimatbegriff gewinnbringend ist und in welchen weniger lohnenswert.

Im methodischen Teil ihrer Untersuchung gehört Reinhart Kosellecks Begriffsgeschichte zu den zentralen Bezugspunkten. Ihr begriffsgeschichtlicher Forschungsansatz verbindet »formallogische, sprachwissenschaftliche und philosophische Ansatzpunkte« (S. 2 f.) mit der sozialgeschichtlich beeinflussten Begriffsgeschichte Kosellecks. Neben dem *Historischen Wörterbuch der Philosophie* hebt sie auch die *Geschichtlichen Grundbegriffe* als besonders gewinnbringend hervor. So böten Kosellecks Schriften »die am weitesten entwickelten Überlegungen zur Theorie und Geschichte von sozialen und politischen Begriffen« (S. 6). Bastian gelangt zu dem Schluss, dass »Begriffsgeschichte nicht nur als Hilfsmittel für die Sprachwissenschaft [...] einzustufen ist, sondern durchaus einen eigenen Wissenschaftszweig konstituiert, dessen Gegenstandsbereich die sprachliche Bewältigung von Erfahrungs-, Theorie- und Gesellschaftswandel ist« (ebd.). Trotz dieses Postulats setzt sie ihre Untersuchung in kein tiefergehendes Verhältnis zu Artikeln aus den *Geschichtlichen Grundbegriffen* oder anderen Überlegungen Kosellecks. In ihrer Arbeit kommt der Begriffsgeschichte eher die von ihr genannte Funktion als Hilfswissenschaft einer sprach- und wortgeschichtlichen Untersuchung zu.

Bastian verfasste ihre Arbeit lange bevor eine begriffsgeschichtliche Historisierung des 20. Jahrhunderts in den Fokus der Wissenschaft rückte. Dennoch findet sich darin ein Aspekt aus neueren Überlegungen zu einer Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts wieder, der eng mit dem analysierten Heimatbegriff und Bastians ›territorialer‹ Kategorie verknüpft ist: Mit ihren Hinweisen zur Verwendung des Heimatbegriffs in den 1970er Jahren entfaltet sie implizit auch die These seiner Verräumlichung. Für ›Heimat‹ bedeutete dies vor allem sowohl den Rückzug in die Privatheit der eigenen, unmittelbar lebensweltlichen Umgebung als auch die aktive Gestaltung der direkten Umwelt in Abgrenzung zur immer globaler werdenden Welt (vgl. S. 84–88).

3 Vgl. Jens Jäger: »Heimat, Version: 1.0«, *Docupedia-Zeitgeschichte*, 09.11.2017, http://docupedia.de/zg/Jaeger_heimat_v1_de_2017?oldid=128264 (aufgerufen am 24.04.2019), S. 4.

Auch die These einer Popularisierung von Begriffen lässt sich zumindest angedeutet in Bastians Ausführungen finden. Christian Geulen hat konstatiert, dass sich durch die massenmediale Verbreitung bestimmter Begriffe eine »qualitative Veränderung ihrer Funktionalität« einstellte.⁴ Die immer weitere Streuung von Begriffen bedingte also ihre semantische Ausweitung und ihre Verschiebung auf eine populäre, alltägliche Ebene. Bastian entfaltet ein literarisches Panorama von der Blütezeit der Idylle im 18. Jahrhundert über den Stadt-Land-Antagonismus im poetischen Realismus des 19. Jahrhunderts bis zur Blut- und Boden-Dichtung und den literarischen Verarbeitungen von Exil- und Verlusterfahrungen im 20. Jahrhundert. Ohne dabei von einer Popularisierung zu sprechen, zeigt sie über die unterschiedlichen Betrachtungsweisen des Heimatbegriffs, wie dieser mit immer neuen Bedeutungsinhalten versehen wurde, die sodann Eingang in den alltäglichen Gebrauch des Wortes gefunden haben. Auch in der aktuellen Debatte um Heimat lassen sich Konnotationen wiederfinden, die Bastian in ihrer Literaturanalyse herausarbeitet, etwa der Aspekt des Heimatschutzes, der Ende des 19. Jahrhunderts aufkam (vgl. S. 192), oder die Beschäftigung mit dem Verlust von Heimat durch Krieg und Zerstörung, wie sie in Werken von Brecht oder Böll beschrieben wird (vgl. S. 201 f.).

Ebenso beobachtet Bastian eine Politisierung des Heimatbegriffs im 19. und 20. Jahrhundert. Da sie seine semantische Veränderung innerhalb des Bereichs der Politik untersucht, ist dieser Befund nicht überraschend. Wichtige Stationen für das 20. Jahrhundert bilden für sie die Verknüpfung von Heimat mit Volk und Reich im Nationalsozialismus, die Abkehr von »vaterländischen Werte[n]« (S. 140) in der unmittelbaren Nachkriegszeit und die Umdeutung und positive Neubesetzung des Begriffs durch individuelle, regionalisierte Bedeutungen in der sogenannten Heimatwelle der 1970er Jahre. Hier fanden politische Themenfelder wie der Umweltschutz oder eine menschenfreundliche Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik Eingang in den semantischen Fundus von »Heimat«. Wünschenswert wäre an dieser Stelle eine Betrachtung des Heimatfilms der 1950er Jahre gewesen. Die populäre Besetzung des Begriffs in dieser Zeit lässt Bastian allerdings völlig unbeachtet.

Insgesamt konstatiert sie in der historischen Rückschau eine immer wieder auftretende Instrumentalisierung und Manipulation des Heimatbegriffs durch die jeweils herrschende Elite, sowohl in totalitären als auch in demokratischen Systemen. Sie arbeitet ein relativ weites Feld von Begriffen heraus (Vaterland, Deutschland, Gemeinde, Nation, Volk, Gesellschaft), »die inhaltlich mit Heimat in Beziehung stehen. Dadurch, daß man Heimat mit den benannten Ausdrücken synonym verwendet, wird der politisch[] bedeutsame Gefühlswert des Heimatbegriffs auf diese Parallelbegriffe übertragbar, und »Heimat« übernimmt die Funktion der Identifikation mit dem Bezeichneten [...]« (S. 146). »Heimat«, so ihre Ansicht, avancierte zum emotionalisierten Identifikationsbegriff für politisch definierte Einheiten, sei es der Staat, die Gemeinde, eine Gemeinschaft oder ein Verein. Die Popularisierung von »Heimat« ging mit ihrer Politisierung einher.

Bastian beleuchtet zwar die begriffliche Entwicklung von »Heimat« im 20. Jahrhundert schlaglichtartig in den einzelnen Funktionsbereichen, führt ihre Erkenntnisse aber nicht abschließend in einer umfassenden Geschichte des Heimatbegriffs im 20. Jahrhundert zusammen. Dies mag an ihrem fachspezifischen Hintergrund und ihrem Forschungsziel liegen, das nicht den Anspruch einer Deutung des 20. Jahrhunderts formuliert.

Nichtsdestotrotz zeigt Bastians neu als E-Book aufgelegte Studie einen von vielen »[n]eue[n] Wege[n] der Begriffsgeschichte« auf. Ihr Zugang ist interdisziplinär, wie sich an ihrer teilweise kulturhistorisch operierenden Analyse zeigt. Dennoch bleibt ihr Blick auf den Heimatbegriff relativ eindimensional und stark sprachwissenschaftlich gefärbt. Begriffsgeschichte als »erweiterte Wortgeschichte« setzt den Fokus ganz explizit auf die Etymologie und weniger auf die Phänomene, Denkmuster, Wahrnehmungen, Diskurse, Erwartungen und Erfahrungen, die mit dem Begriff verbunden wurden und werden.

Genau für diesen erweiterten Blick plädiert der Historiker Jens Jäger in seinem Aufsatz *Heimat*: Es »sollte stärker vom Wort Heimat abstrahiert werden und im Sinne eines anthropologischen Begriffs eher nach dem Phänomen geschaut werden«, zudem seien das »Verhältnis von Heimat zur Region« und die »Beziehungen zwischen Lokalität und Globalität intensiver zu durchleuchten«.⁵ Diese Überlegenswerten

4 Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 7 (2010), S. 79–97, hier S. 88, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

5 Jäger: »Heimat« (Anm. 3), S. 27.

Forderungen an eine Begriffsgeschichte von ›Heimat‹, die nicht nur das Wort, sondern den Assoziationsraum des Begriffs in den Blick nimmt, zeigen sich in Bastians Werk punktuell. Sie weist in ihren Analysen nicht nur nach, wie sehr der Heimatbegriff als Alltagsbegriff sprachlich präsent ist, sondern beleuchtet auch die damit einhergehende politische und ideologische Besetzbarkeit von ›Heimat‹. Auch das Spannungsfeld zwischen Lokalität und Globalität spricht sie an, ohne jedoch den Blick auf die jeweils zeitgenössischen Wahrnehmungen dieses Gegensatzpaares zu legen. ›Heimat‹ als emotional aufgeladener Begriff ist ein dritter Aspekt, den sie in ihrer Studie erwähnt, aber nicht explizit macht.⁶

Gewinnbringend ist Bastians Grundüberlegung, dass es sich bei ›Heimat‹ um einen semantisch vielfältig und heterogen, wenn nicht widersprüchlich besetzten Begriff handelt, dessen Grundbegriffcharakter sich aus Alltagserfahrungen und -erwartungen genauso wie aus theoretischen, rechtlichen und politischen Auseinandersetzungen speist. Genau in diesem Spannungsfeld müssen weitergehende begriffsgeschichtliche Forschungen ansetzen, die den Heimatbegriff und die Problematik seiner Übersetzbarkeit in Beziehung zu globalen und regionalen Entwicklungen setzen wollen. Eine Begriffsgeschichte der Heimat im 20. Jahrhundert kann nur insofern einen erkenntnis-erweiternden Beitrag für den derzeitigen politisch aufgeladenen Diskurs liefern, wenn nicht nur danach gefragt wird, *wie* ›Heimat‹ in anderen Ländern und Regionen übersetzt wird, sondern auch danach, *was* mit dem Begriff impliziert wird, welche Assoziationen, Wahrnehmungen, Emotionen und Inhalte mit ihm verknüpft wurden und werden.

6 Für diesen neuen Weg der Begriffsgeschichte plädiert auch Margrit Pernau in: dies.: »Einführung: Neue Wege der Begriffsgeschichte«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 44 (2018), H. 1, S. 5–28, hier S. 20–23. An gleicher Stelle liefert sie auch erste eigene Ergebnisse mit ihrer Untersuchung im indischen Sprachraum, vgl. dies.: »Die gefühlte Moderne. Emotionen und Begriffsgeschichte in Nordindien, 1870–1920«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 44 (2018), H. 1, S. 54–78.

INNOVATION

ZU SUSANNA WEBER: INNOVATION. ZUR BEGRIFFSGESCHICHTE EINES MODERNEN FAHNENWORTS, BADEN-BADEN: TECTUM 2018.

Falko Schmieder

Nachdem der kanadische Wissenschaftshistoriker Benoît Godin im Jahre 2015 die erste umfassende Begriffsgeschichte von ›Innovation‹ vorgelegt hat,¹ die sich im Wesentlichen auf englisch- und französischsprachige Quellen bezieht, ist nun mit Susanna Webers *Innovation. Zur Begriffsgeschichte eines modernen Fahnenworts* die erste begriffsgeschichtliche Studie zur Verwendung von ›Innovation‹ im Deutschen erschienen. Den aktuellen Ausgangspunkt bildet die Beobachtung einer enormen Reichweite und Expansion des Begriffs in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen. Seine eminente politische Bedeutung und speziell sein Status als maßgebliche Bezugsgröße für das Regierungshandeln sind u. a. daran ablesbar, dass er aus Partei- und Regierungsprogrammen nicht mehr wegzudenken ist, im Namen von Ministerien erscheint und selbst in Neujahrsansprachen der Bundeskanzlerin auftaucht. In den *Geschichtlichen Grundbegriffen* spielt der Begriff dagegen noch keine Rolle; er erscheint nur am Rande, und zwar in Form des Kompositums ›Innovationsbereitschaft‹ in einem Artikel zu ›Toleranz‹ sowie im Gegensatzpaar ›Traditionalist/Innovator‹.² Er gehört offenbar in die Kategorie forschungs- und wissenschaftspolitischer Schlüsselbegriffe, wie sie in bewusster Erweiterung der Forschungen zum politisch-sozialen Sprachgebrauch von den Mitgliedern des Forschungsnetzwerks CASTI untersucht werden, dem auch Godin angehört.³ Weber nimmt wiederholt

auf Godins Geschichte des Begriffs Innovation Bezug, weist allerdings auch darauf hin, dass ihre eigene Studie zum Erscheinungstermin des Buchs von Godin bereits weit fortgeschritten war, so dass dessen Arbeit nicht mehr im Ganzen umfassend gewürdigt werden konnte (vgl. S. 13, Fn.). Ein Berührungspunkt mit Godin ist Webers (ideologie-)kritischer Ansatz. In Kombination des Programms einer ›linguistischen Aufklärung‹ mit einer kritischen Linie in der Technikphilosophie und Technikgeschichte geht es Weber darum, gegen die Dogmatisierungstendenzen und Sachzwangargumentationen aktueller Diskurse verschüttete oder verdrängte begriffliche Gehalte in Erinnerung zu rufen und herrschaftliche Sichtweisen zu exponieren, die mit einem bestimmten Begriffsgebrauch und bestimmten Argumentationsfiguren verbunden sind. Methodisch verfährt die Arbeit flexibel und pluralistisch; je nachdem, welche konkreten Zielstellungen jeweils verfolgt werden und welche Korpora in den einzelnen Kapiteln zur Untersuchung anstehen, werden die Methoden variiert und kombiniert. Allgemein lässt sich das Vorgehen als eine Verknüpfung der Begriffsgeschichte mit verschiedenen diskursanalytischen Ansätzen beschreiben; konkrete Anschlüsse bieten linguistische Frametheorien (Charles Fillmore, Dietrich Busse, Alexander Ziem), Wortfeldanalysen (Rolf Reichardt, Willibald Steinmetz), Analysen von Argumentations- und Deutungsmustern (Fritz Hermanns, Georg Bollenbeck), die Interdiskurs- und Kollektivsymbolforschung (Jürgen Link), die Toposforschung, die Denkstilforschung (Ludwik Fleck) sowie die Metaphorologie, wobei die Bezüge oft nur genannt werden – eine produktive methodische Diskussion oder gar Weiterentwicklung findet bei Weber nicht statt. Zur Flexibilität der Methoden gehört auch der Einsatz verschiedener

1 Benoît Godin: *Innovation Contested. The Idea of Innovation Over the Centuries*, New York 2015; vgl. die Rezension von Falko Schmieder in: *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* 5 (2016), H. 2, S. 97–101; http://www.zfl-berlin.org/tl_files/zfl/downloads/publikationen/forum_begriffsgeschichte/ZfL_FIB_5_2016_2_Schmieder.pdf (aufgerufen am 24.04.2019).

2 Vgl. Susanna Weber: *Innovation. Zur Begriffsgeschichte eines modernen Fahnenworts*, Baden-Baden 2018, S. 14. Nachweise im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text.

3 Vgl. zum Ansatz des Netzwerks Désirée Schaub: »Wissenschaftspolitische Sprache als Gegenstand von Forschung

und disziplinärer Selbstreflexion – Das Programm des Forschungsnetzwerks CASTI«, in: *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte* 3 (2014), H. 2, S. 49–61.

grafischer Mittel zur Visualisierung von Wort- und Einsatzfeldern, Kollokationen, Neben-, Parallel oder Gegenbegriffen, Bedeutungsdimensionen, Verbreitungs- und Verallgemeinerungswegen von Begriffen und zur Darstellung einflussreicher Akteursgruppen bzw. Institutionen u. a. m.

Zum Untersuchungsmaterial zählen neben einschlägigen Nachschlagewerken wie Lexika, Wörterbüchern und Enzyklopädien auch digitale Quellen wie das *Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache* (DWDS); darüber hinaus werden jeweils spezifische kleinere Korpora wie etwa die Schriften Joseph Schumpeters, einschlägige Studien und Dokumente der frühen Innovationsforschung, Lehrbücher der Wirtschaftswissenschaften sowie programmatische Partei- und Regierungstexte herangezogen. Die Arbeit erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit; vielmehr geht es allgemein um die Erhellung wichtiger »Stationen bzw. Phasen der Begriffsgeschichte von Innovation, die Beschreibung und Plausibilisierung des Übergangs in einen bzw. die Herausbildung eines Innovations-Diskurses im 20. Jahrhundert sowie die exemplarische Analyse und Kritik einzelner zeitgenössischer Kommunikationszusammenhänge, die Innovation in ihrem Zentrum führen« (S. 12). Ein besonderes Interesse gilt mit Blick auf Koselleck und die *Geschichtlichen Grundbegriffe* der Frage nach den Bezügen von »Innovation« zum Ensemble der klassischen neuzeitlichen Bewegungsbegriffe; speziell soll herausgearbeitet werden,

»a) welche Bedeutungselemente »Innovation« im Kontext von Bewegungsbegriffen wie Wachstum und Fortschritt aktualisiert, welche Gegenbegriffe, Zuschreibungen, Korrelationen bedeutsam sind und b) in welchen exemplarischen Formen und Inszenierungen von Öffentlichkeit (z. B. Kommissionen, Kampagnen) »Innovation« im zeitgenössischen Sprachgebrauch erscheint und welche Wirkungen dabei entfaltet werden. Es geht also darum, wie »Innovation« als »Indikator« und »Faktor« (Koselleck) in Erscheinung tritt.« (S. 21)

Eine leitende These ist, dass »Innovation« »umso mehr Funktionalität und Eigengewicht [] zuwächst«, »je weniger Plausibilität und Bindekraft innerhalb der gesellschaftlich-politischen Kommunikation etablierten Ausdrücken für Veränderung und Neues wie Fortschritt, Reform oder der Bezeichnung für die rahmende Struktur, »Demokratie«, zugerechnet wird« (S. 26).

Die Arbeit gliedert sich in acht Kapitel. Das *erste* befasst sich mit der Wortgeschichte von »Innovation«, verfolgt sie bis zu ihren lateinischen Wurzeln (innovatio) zurück und franst mit Bemerkungen zu den Projektemachern Anfang des 18. Jahrhunderts aus. Allgemein schärft diese historische Tiefenperspektive den Blick für die Spezifik der modernen Begriffsentwicklung: Während nämlich Innovation bis zur Frühen Neuzeit im religiösen, juristischen und politischen Kontext mit deutlich negativer Konnotation zur Charakterisierung unerwünschter Veränderungen gebraucht wurde, die oft auch hart sanktioniert wurden, erfährt der Begriff in der Moderne eine Aufwertung. Aus dem vormodernen Verbot wird ein modernes Gebot und in der jüngeren Gegenwart gar ein Imperativ des Managements und staatlicher Regierungstechniken. In diesem Kapitel finden sich auch kurze Bemerkungen zur Wortgeschichte im Englischen und Französischen und einige vergleichende Betrachtungen mit der deutschen Entwicklung.

Das *zweite* Kapitel untersucht, wie aus dem im 19. Jahrhundert weit verbreiteten unspezifischen Begriff des Neuen bei Joseph Schumpeter im Rahmen einer Theorie wirtschaftlicher Entwicklung der spezifische ökonomische Fachbegriff der Innovation entwickelt wird. In diesem Prozess spielen mehrere Übertragungen eine Rolle, nämlich zum einen die Übertragung der unspezifischen Ausdrücke Neues, Neuheit, Neuerung in das Feld der Ökonomie und zum anderen die Übersetzung ins Englische, aus dem »Innovation« dann ins Deutsche übernommen wird (vgl. S. 55). Über die Metapher der »schöpferischen Zerstörung«, die in späteren Schriften Schumpeters zuweilen an die Stelle des Innovationsbegriffs rückt oder diesen supplementiert, ergeben sich dann Öffnungen zu anderen Disziplinen bzw. gesellschaftlichen Feldern wie der Geschichte, der Soziologie oder der Politik. Die Kapitel *drei* und *vier* untersuchen den Wechsel von der Analyse ökonomischer Entwicklung auf das Feld der Politikberatung, und zwar anhand der ersten Rezeptionsphase Schumpeters in der sich konstituierenden deutschen Innovationsforschung und der anschließenden Verfestigung des Einsatzes des Begriffs zur Politikberatung und Wissenserzeugung zu Regierungszwecken. Das übergreifende staatliche Interesse an den Expertisen außeruniversitärer Forschungs- und Beratungsinstitute wie etwa dem Ifo-Institut ist, wie Weber zeigt, industriepolitischer Natur und gilt der Förderung des ökonomischen Wachstums. Detailliert werden die Schnittstellen und institutionellen Verflechtungen zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Politik erkundet und Seitenblicke

auf prominente US-amerikanische Vorbilder für die Einrichtung politikberatender Strukturen und Organisationen geworfen, in denen der Innovationsbegriff zu einem Instrument der Politik präpariert wurde. Die 1970er Jahre erscheinen dann auch als eine wichtige Schwellen- und Umbruchzeit in der Geschichte des Innovationsbegriffs, der nun endgültig dem (wirtschafts-)wissenschaftlichen Feld entwächst und das Feld der pragmatischen Politik und das einer breiteren Öffentlichkeit erobert; im Laufe der 1970er Jahre entwickelt er sich zu einem Signalwort in der politisch-strategischen Kommunikation. Ein Beleg dafür ist die Proliferation neuer Kompositabildungen wie etwa ›Innovationspolitik‹. Die Innovationspolitik wird (mit ihren Varianten Forschungs- und Technologiepolitik bzw. Forschung und Entwicklung) von nun an zu einem wichtigen (und stets wichtiger werdenden) Zweig der Wirtschaftspolitik. Unterscheiden lässt sich jetzt auch die Verwendung von ›Innovation‹ als Kollektivsingular zur Charakterisierung der Ursache wirtschaftlichen bzw. sozialen Wandels von der älteren Verwendung als einfacher Singular zur Bezeichnung für neue (technische) Produkte oder Prozesse. Nach seiner Entwicklung zum Kollektivsingular wird der Begriff der Innovation auf allgemeinerer Ebene austauschbar – er funktioniert als Ersatz für andere neuzeitliche Bewegungsbegriffe wie Reform und Fortschritt oder er absorbiert wichtige Bedeutungskomponenten derselben, z. B. wenn er als Synonym für technischen Fortschritt gebraucht wird. »Technischer Fortschritt« kann für eine Übergangszeit – bevor diese Funktion auf ›Innovation‹ übergeht – geradezu als Scharnierbegriff angesehen werden, der verschiedene Diskurse verknüpft, vor allem wissenschaftliche mit politisch-ökonomischen.« (S. 115) Als zeittypische Komplementärbegriffe fungieren vor allem Rationalisierung und Automatisierung (als Stichworte der sogenannten ›dritten industriellen Revolution‹); nach der Jahrtausendwende rückt dann, als ein Leitbegriff der ›vierten industriellen Revolution‹, der Begriff der Digitalisierung an ihre Stelle.

Das *fünfte* Kapitel untersucht das Mitte der 1970er Jahre auftauchende engere Konzept der ›sozialen Innovation‹ und seine Transformation von einem sozialwissenschaftlichen Begriff zu einem strategischen Schlüsselwort. Die Diskurse um soziale Innovationen reagieren auf die Folgeerscheinungen von Entwicklungen, die von der kritischen Soziologie als Entbettung oder auch Vermarktlichung aller Lebensbereiche beschrieben werden. Weber stellt heraus, dass auch nach intensiver Lektüre einschlägiger Texte keine konsistente Gegenstandsbeschreibung für soziale

Innovationen zu ermitteln war (vgl. S. 184). Der für Schumpeter zentrale und in den frühen Verwendungen noch präsente Zusammenhang mit sozialen Konflikten wird im Verlaufe der weiteren Entwicklung zunehmend ausgeblendet. Zu den Funktionen des Begriffs gehört offenbar die Kompensation der sozialen Verwerfungen und Folgen technologischer Innovationen (Stichwort ›Freisetzung‹) sowie die Entlastung des Staates; zugleich kann sein Aufstieg aber auch als Indiz der Ausweitung der ökonomischen Rationalität auf soziale und kulturelle Sphären gedeutet werden (vgl. S. 178 ff.).

Kapitel *sechs* untersucht die Verwendungsweisen von ›Innovation‹ in einschlägigen Lehrbüchern der Wirtschaftswissenschaften, die der Autorin zufolge zur fraglosen Plausibilität von ›Innovation‹ in politischen wie auch in Alltagsdiskursen beigetragen haben. Als ein Charakteristikum dieser Textsorte erscheint die Stabilität argumentativer Grundmuster und ein Denkstil, der sich dogmatisch gegen konträre empirische Erfahrungen abdichtet und neue Begrifflichkeiten in den Dienst der Reproduktion älterer wachstumsfixierter marktliberaler Auffassungen stellt.

Im anschließenden *siebten* Kapitel werden aktuelle Verwendungen von ›Innovation‹ untersucht, wobei vor allem große digitale Korpora (etwa das DWDS-Korpus) ausgewertet werden. Zur genaueren Interpretation der Ergebnisse von Kollokationsanalysen werden dann exemplarisch aktuelle Texte analysiert, die entweder als Regierungstexte programmatisch Innovation und Regierungshandeln direkt thematisieren oder die aus Beratungsinstitutionen stammen, die der Regierung zuarbeiten und wissenschaftliche Expertise zum Thema Innovation bereitstellen, wie etwa die *Hightech-Strategie. Innovationen für Deutschland* der Bundesregierung aus dem Jahre 2014, die damit eng verbundene *Digitale Agenda* und die *Jahresgutachten der Expertenkommission Forschung und Innovation* (2012–2016). Einen auffälligen Zug der Verwendungsgeschichte von ›Innovation‹ seit den 1990er Jahren sieht Weber in der Ausdehnung des Begriffs in Felder der Kreativbranchen und des Kulturbetriebs. Er wird Teil der Selbstbeschreibungen der hier tätigen Akteure; seine ubiquitäre Verbreitung deutet auf den von Ulrich Bröckling beschriebenen neuen Sozialcharakter des unternehmerischen Selbst (vgl. S. 250), der zugleich die fortschreitende Ökonomisierung des Alltags und die Versubjektivierung von Marktlogiken anzeigt. Mit der Kulturalisierung des Begriffs ist eine enorme Ausdifferenzierung des Bedeutungsspektrums von Innovation verbunden,

die sich sprachlich in ca. 500 Wortkombinationen der Form ›Innovations- + X‹ (z. B. Innovations-Champion) und in ca. 200 Kombinationen der Form ›X + Innovation‹ (z. B. Service-Innovation) ausdrückt (vgl. S. 215). Die Transformationen des politisch-sozialen Sprachgebrauchs dokumentieren auch Visualisierungen der Kollokationen von ›Innovation‹, die beginnend mit dem Jahr 1980 in Dekadenschritten vorgenommen werden (vgl. S. 217) und mit technisch/technologisch, Gerechtigkeit, Forschung/Wachstum und Forschung/Wachstum/Kreativität jeweils wechselnde dominierende Bindungspartner ausweisen. Mit Bezug auf Koselleck und die *Geschichtlichen Grundbegriffe* ist Webers Analyse des Verhältnisses des Innovationsbegriffs zu den wichtigsten neuzeitlichen Bewegungsbegriffen bedeutsam (vgl. S. 255–272). Sie kommt zu dem Ergebnis, dass der Innovationsbegriff die Begriffe Reform, Revolution, Modernisierung, Fortschritt, Wandel, Evolution und Transformation substituieren bzw. als Teil der damit bezeichneten Prozesse auftreten kann und mit all diesen Begriffen kompatibel ist (vgl. S. 255). Es wird die Ausgangsthese bestätigt, dass der Innovationsbegriff umso mehr Eigengewicht und Bedeutung bekommt, je mehr die älteren Leitbegriffe an Plausibilität und Bindekraft verlieren. »Innovation wird zunehmend als Substitut für ›verblasste‹ oder in die Kritik geratene neuzeitliche Bewegungsbegriffe verwendet« (S. 257). Der Aufstieg des Innovationsbegriffs geht mit einer Verbreitung von Sachzwangrhetoriken (›nur so‹, ›notwendig‹, ›nur wenn‹) einher, die zeitgenössisch als Phänomen der Entpolitisierung kritisiert wurden.

Im *letzten* Kapitel werden noch einmal die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst und ein Rück- und Ausblick gegeben. In der ideologiekritischen Perspektive wird der zunehmende Verlust bzw. das Unterschlagen oder die Euphemisierung der negativen Folgeerscheinungen von Innovation sichtbar, die für Schumpeter noch von zentraler Bedeutung waren, wie seine Komplementärmetapher der ›schöpferischen Zerstörung‹ andeutet. Es wird gezeigt, wie die ursprünglich enge Verknüpfung der Elemente Innovation und Destruktion bzw. Krise gelöst und die Ursachenzuordnung geradezu umgedreht wird, so dass der Krisenbegriff bzw. Krisenindikator in einen Krisenlösungsbegriff bzw. ein Krisenlösungsinstrument verwandelt wird.

Webers Studie kann den jüngeren Debatten über die neuen Wege der Begriffsgeschichte vielfältige Anregungen bieten. Ein Manko ist, dass die Differenz zwischen Wort- und Begriffsgeschichte so wenig

reflektiert wird, wobei dieser Einwand insbesondere das 19. Jahrhundert betrifft, wo sich noch kein spezifischer Innovationsdiskurs entfaltet hatte und verschiedene Bezeichnungen für Erscheinungen des Neuen koexistieren (wie etwa Novität, Neuerung, Neuheit, Innovation). Neuere Studien zur Begriffsgeschichte von ›Innovation‹ müssten sich vor allem die Felder vornehmen, die von der Autorin noch nicht oder nur am Rande behandelt worden sind. Dazu gehören etwa die im Zusammenhang der Kritik der Warenästhetik geführten Diskussionen um den um 1970 geprägten Begriff der ästhetischen Innovation. Schärfer im Detail auszuleuchten wären auch die Gebrauchsweisen von ›Innovation‹ auf den Feldern der sogenannten Kreativbranche. Allerdings dürfte man hier auch an Grenzen der Darstellbarkeit stoßen, denn speziell im 21. Jahrhundert findet der Begriff ubiquitäre Verwendung. Die von Weber gewählte Darstellungsform, sich auf exemplarische Einsätze zu konzentrieren und hier die Gebrauchsweisen, Austauschprozesse und institutionellen Einbindungen konkret zu analysieren, dürfte selbst schon eine Reaktion auf dieses Darstellungsproblem sein.

Im Hinblick auf die übergreifende Fragestellung einer Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts lässt sich resümieren, dass der Begriff der Innovation zwar eine längere Geschichte hat, aber erst seit den 1970er Jahren zu einem wissenschafts- und sozialpolitischen Grundbegriff wird. Zu den Voraussetzungen seiner Karriere gehörten sein unspezifischer Einsatz zur Bezeichnung und Charakterisierung neuer Phänomene in ganz unterschiedlichen Bereichen sowie seine Profilierung als begriffliches Instrument einer umfassenden Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung am Beginn des 20. Jahrhunderts, die als verwissenschaftlichte Erbin und Nachfolgerin klassischer geschichtsphilosophischer Entwürfe betrachtet werden kann. Eine Politisierung und Vergrundbegrifflichung erfährt ›Innovation‹ unter den Bedingungen einer sich abzeichnenden Krise des Wachstums, eines international verschärften wirtschaftlichen Konkurrenzdrucks und eines wachsenden Bedarfs an staatlicher Förderung und Steuerung der Wissenschafts- und Technologieentwicklung. Damit sind semantische Umbildungen verbunden, u. a. die vom Fachterminus zu einem vielseitig verwendbaren politischen Schlagwort. Der Aufstieg des Innovationsbegriffs wurde durch den Plausibilitätsverlust klassischer Grundbegriffe, speziell des Fortschrittsbegriffs, begünstigt und hat gleichermaßen zu ihrer Depotenzierung oder technizistischen Verengung beigetragen. Im Vergleich mit Begriffen wie Fortschritt, Wohlstand

oder Wohlfahrt markiert ›Innovation‹ eine soziale Entqualifizierung und rückt damit in die Nähe von Begriffen wie Transformation, Wandel, Beschleunigung oder Entwicklung. Zeitgenössische kritische Theoreme wie das der Sozialtechnologie, der Technisierung des Fortschritts oder der Technokratisierung (Ausbreitung von Sachzwangfiguren) bzw. Entpolitisierung der Politik lassen sich direkt auf den Innovationsbegriff beziehen. Dessen Karriere bezeugt die Aktualität bzw. gestiegene Relevanz von Kosellecks Thesen der Verzeitlichung und Beschleunigung. Darüber hinaus bewährt sich an ihm die neuere These der Verwissenschaftlichung. Auf diesen Nenner ließen sich Phänomene wie die Herstellung regierungsbezogenen Wissens, das Zusammenwachsen von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik und die Aktivitäten im Rahmen neuer politischer Teilbereiche wie der Forschungs- und Technologiepolitik oder eben auch der ›Innovationspolitik‹ bringen.

INTELLEKTUELLE

Gangolf Hübinger

Zumeist im Plural als ›die Intellektuellen‹, weniger häufig im Singular als ›der Intellektuelle‹ und kaum je in der weiblichen Form als ›die Intellektuelle‹, zählt der Begriff zu den Neuschöpfungen im frühen 20. Jahrhundert. Er ist von stark vagabundierender Bedeutung und steht immer auf dem Prüfstand. An drei Beispielen lässt sich sein deutscher Entstehungskontext veranschaulichen.

Auf dem Parteitag der Sozialdemokraten in Dresden von 1903, auf dem um den Einfluss von Akademikern gestritten wurde, mahnte der Vorsitzende August Bebel: »[S]eht Euch jeden Parteigenossen an, aber wenn es ein Akademiker ist oder ein Intellektueller, dann seht ihn Euch doppelt und dreifach an.«¹

In seiner Einleitung in die *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* führte 1915 Max Weber ›Intellektuelle‹ als kulturgeschichtlichen Grundbegriff ein, um deren universale Bedeutung als wirkungsmächtige »Träger« von Ideen und einer »Durchrationalisierung des Weltbildes und der Lebensführung« herauszustellen.²

Zwischenzeitlich hatte 1911 Heinrich Mann in einem Beitrag über »Geist und Tat« für die Zeitschrift *Pan* befunden: »Ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist.« Heinrich Mann nahm sich den in der französischen Dreyfus-Krise 1898 neu geformten Begriff ›les intellectuels‹ zum Muster und erklärte die »Geistes-

fürer Frankreichs, von Rousseau bis Zola« zu Ikonen intellektueller Machtkritik.³

Akademiker, Ideenträger, Geistesführer, das sind nur drei und dazu sehr unterschiedliche Bedeutungen, auf die der Begriff ›Intellektuelle‹ verweist, als er um 1900 in Deutschland zu zirkulieren beginnt. Diese Zirkulation wird im Folgenden entlang der neueren Intellektuellenforschung unter drei Aspekten betrachtet:

Zuerst wird die in Deutschland einflussreiche ›Schimpfwortgeschichte‹ als Abwehrgeschichte französischer Traditionen aufgegriffen, es werden aber auch die mit Beginn des 20. Jahrhunderts für den deutschen Sprachraum nachweisbaren positiven Semantiken und Aneignungsformen betrachtet (I); im Anschluss werden Forschungswege der Soziologisierung wie der diskursanalytischen Behandlung des Intellektuellenthemas verzeichnet, zugleich wird noch einmal an Reinhart Kosellecks Konzept von Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte erinnert (II); schließlich wird das gesteigerte Interesse an einer präzisierenden und differenzierenden Intellektuellengeschichte seit den 1970er Jahren beschrieben, um einige Linien zu gegenwärtigen Verwendungskontexten zu ziehen (III).

I.

Maßgeblich geprägt wurde die Forschung zu Intellektuellen in Deutschland durch zwei Bücher des Sprachwissenschaftlers Dietz Bering. Seine Untersuchung von 1978 trägt die These im Titel: »Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes«. Im

1 Zit. nach Dietz Bering: *Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes*, Stuttgart 1978, S. 73.

2 In den Varianten von 1915 und 1920 Max Weber: *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Konfuzianismus und Taoismus, Schriften und Reden 1915–1920*, in: *Max Weber Gesamtausgabe*, hg. von Helwig Schmidt-Glintzer in Zusammenarbeit mit Petra Kolonko, Abt. I, Bd. 19, Tübingen 1989, S. 100–103. Im Folgenden mit der Sigle MWG, Abteilungs- und Bandnummer nachgewiesen.

3 Heinrich Manns Aufsatz »Geist und Tat«, erschienen in: *Pan* 1 (1910/11), S. 137–143, ist abgedruckt in: Michael Stark (Hg.): *Deutsche Intellektuelle 1910–1933. Aufrufe, Pamphlete, Betrachtungen*, Heidelberg 1984, S. 34–40, hier S. 40, 36.

französisch-deutschen Kontrast lasse sich zeigen, »wie man mittels eines Wortes öffentliches, und zwar emotionsgeladenes Bewußtsein kanalisiert, steuert und dies Potential für politische Zwecke einsetzt«.⁴ Mit »les intellectuels« als »Fahnenwort« sei das in der französischen Dreyfus-Affäre seit 1898 positiv gelungen: »Frankreich hatte das unschätzbare Glück, daß nationale Schicksalsfragen in Affären von symbolischem Rang und daß diese wiederum im Kampf um zentrale Fahnenwörter entschieden wurden«. Die deutsche Geschichte vor 1945 biete das »traurige Gegenbild«. Sozialisten wie August Bebel oder »die demokratisch und humanistisch gesonnenen *Bürgerlichen*« konnten sich selbst in verschärften Krisenzeiten »nicht zum Aufbau eines gemeinsamen Fahnenwortes ›Intellektueller‹ zusammenfinden«. Zu sehr blieb der Bedeutungsgehalt den semantischen Feldern von »abstrakt-instinktos«, »jüdisch«, »krankhaft« oder »wurzellos« verhaftet.⁵

Auf Berings Befunde, etwa die Verurteilung Heinrich Manns als französisch fremdgesteuerten »Zivilisationsliteraten« durch seinen Bruder Thomas Mann, stützt Thomas Sparr in seiner einschlägigen Skizze *Begriffsgeschichte des Intellektuellen* die Ausgangsthese, dass der Begriff »um die Jahrhundertwende als Fremdwort nach Deutschland« kam und »mit Fremdem verbunden« wurde. Im Anschluss an Bering empfiehlt Sparr, dem Wort in seinen »negativen Schwingungen« nachzugehen, weil es sich in Deutschland »ohne positives Residuum als Schimpfwort« entwickelt habe.⁶

Bering selbst legte in inhaltlicher Ausweitung und zeitlicher Fortführung seiner Schimpfwortgeschichte bis zur Jahrtausendwende 2010 eine opulente Studie zur »Epoche der Intellektuellen« vor, um noch einmal darzustellen, »wie sich Bewußtsein und Geschichte durch die Formung von begrifflichen Werkzeugen vorwärts arbeiten«. Das Buch sei ihm in Konkurrenz zu Michel Winocks französischer Geschichte des 20. Jahrhunderts als »Jahrhundert der Intellektuellen« dabei »fast zu einer Geschichte des 20. Jahrhunderts« geraten.⁷ Mit der programmatischen Widmung

»Zur Erinnerung an Reinhart Koselleck« verspricht Bering, die sozialen Wechselbeziehungen von Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten durch seine »kulturwissenschaftliche Sprachgeschichte« (S. 588) des Grundbegriffs »Intellektuelle« neu auszumessen.

Begriffsgeschichtlich ist das nur zum Teil eingelöst. Zwar wird methodisch angezeigt, »die Verwendungsgeschichte des Begriffs in ganzer Breite« darzustellen (S. 610). Eingeschränkt werden die Verwendungsnachweise jedoch durch die normative Vorgabe, Intellektuelle durch inhaltliche Merkmalskomplexe wie »Wahrung der Menschenrechte« sowie »Rettung und Festigung demokratischer Grundprinzipien« zu definieren (S. 579) und allein daran ihr Engagement, »an gefährvoller Stelle positioniert«, für »Wahrheit«, »Freiheit«, »Aufklärung«, »Emanzipation« (S. 582 f.) zu bemessen. Das prämiert den französischen Typus des universalen Intellektuellen von Zola bis Sartre. Für die deutsche Intellektuellengeschichte wird, wie schon im Vorgängerbuch, der Akzent darauf gelegt, wie Intellektuelle schlecht über Intellektuelle reden, wie die Massenmedien als Multiplikatoren negativer Intellektuellenbilder wirken und wie Politiker den Habitus von Intellektuellen attackieren. Das ist durchaus spannend zu lesen, etwa im Falle des Fernduells zwischen Heinrich Mann und Josef Goebbels. Heinrich Mann, der vom nationalistischen Anti-Dreyfusard der 1890er Jahre zum Verfechter der Zola'schen Intellektuellentugenden konvertierte, wird ausführlich als der »vielleicht scharfsichtigste Beobachter der Weimarer Republik« vorgestellt (S. 224). Dagegen kam aus Goebbels' Mund alles, was an Ressentiments durch die Massenmedien flutete: »Intellektbestie«, »Intellektuaille«, »Nörgler«, »Neinsager«, alles antisemitisch grundiert: »Wie kann ein Mann von deutschem Wesen – Ein Intellektueller sein!« (S. 125).

Aber eine »Verwendungsgeschichte des Begriffs in ganzer Breite« bietet Berings Methode nicht. Nichts erfahren die Leser davon, dass schon im Jahr 1900 die Goethebünde, die als außerparlamentarische Opposition gegen Zensur und für die »Freiheit der Kultur« kämpften, sich »Sammlung der Intellektuellen« nannten.⁸ Nichts davon, dass die emanzipatorische Frauenbewegung einen *roman à these* der Wiener Schriftstellerin Grete Meisel-Heß besaß, mit

4 Bering: *Die Intellektuellen* (Anm. 1), S. 15.

5 Ebd., S. 326–329.

6 Thomas Sparr: »Zur Begriffsgeschichte des Intellektuellen«, in: Gerd Langguth (Hg.): *Die Intellektuellen und die nationale Frage*, Frankfurt a. M. 1997, S. 19–32, hier S. 19, 21; zu Thomas Mann S. 23–25.

7 Dietz Bering: *Die Epoche der Intellektuellen 1898–2001. Geburt, Begriff, Grabmal*, Berlin 2010, hier S. 22 f., 19. Nachweise im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text. Vgl. hierzu Michel Winock: *Le Siècle des Intellectuels*, Paris 1999 (dt.: *Das Jahrhundert der Intellektuellen*, übers. von Judith Klein, Konstanz 2003).

8 Ludwig Fuld: »Sammlung der Intellektuellen«, in: *Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens* 15 (1900), S. 292–296.

dem bezeichnenden Titel »Die Intellektuellen«.⁹ Auch nicht, dass der Theologe, Kulturphilosoph und politische Publizist Ernst Troeltsch im *Berliner Tageblatt* 1921 öffentlich die »Wahlpflicht der Intellektuellen« anmahnte¹⁰ und in der Gründungsphase der Weimarer Republik ähnlich wie Max Weber im Habitus eines liberalen Intellektuellen agierte. Die Mühen, zu den »Intellektuellen« eine quellenadäquate Begriffsstudie für das 20. Jahrhundert »als der Epoche ausgeweiteter Kommunikationsräume, ihrer Akteure und Medien und ihrer Reflexion zu schreiben«,¹¹ muss die Forschung noch auf sich nehmen.

Denn zu selektiv und asymmetrisch führt Bering die Ergebnisse seiner sprachlichen Erkundungen durch das »Jahrhundert der Intellektuellen« abschließend in zwei Glossaren zusammen. Ein »Hieb- und Stichwort-Verzeichnis« listet die Schimpfwörter bis in feinste metaphorische Verästelungen von »Brille« und »blutlos« über »Kehrrichthaufen« und »Phrasenhänse« bis zu »Witzemacher« und »Zersetzer« auf (S. 729–739). Das »Gegen-Schlagwort-Verzeichnis« mit positiven Begriffen ist um die Hälfte kürzer (S. 740–745). Das liegt daran, dass hier nicht sorgfältig gesucht wurde; es fehlt ein so zentraler Begriff wie »engagierter Beobachter« (*spectateur engagé*), mit dem Raymond Aron einen Gegentypus zu Sartre entwickelte und den später Ralf Dahrendorf oder Fritz Stern für ihre intellektuellen Einmischungen beanspruchten.¹² Es fehlt Schumpeters Sprachbild vom »Störungsfaktor« (*nuisance factor*), das die Intellektuellensoziologie nach dem Zweiten Weltkrieg besonders stimuliert hat. Stattdessen hat Berings Studie dazu angeregt, in einer älteren Forschungstradition sprachlich die »Intellektuellen« von den »Antiintellektuellen« zu trennen und als »Antiintellektuelle« all die zu bezeichnen, »die Intellektuelle entweder entschieden ablehnen, diffamieren und bekämpfen oder als Intellektuelle sich gegen jene

liberalen und »linken« Intellektuellen im Gefolge Emile Zolas konfrontativ positionieren«.¹³

II.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts ist das Wort »Intellektuelle« in der deutschen Diskussion. Es dient – mit negativen wie mit positiven Schwingungen – dazu, unterschiedlichen »Basisprozessen« der Moderne¹⁴ Ausdruck zu verleihen. Dazu zählen neben der am Beispiel Frankreichs besonders deutlich zu verfolgenden Politisierung auch die Verwissenschaftlichung des Denkens und die Pluralisierung des Kulturlebens. An Max Weber lässt sich das gut ablesen; wenn auch nicht an den *Soziologischen Grundbegriffen* für sein Spätwerk *Wirtschaft und Gesellschaft*, so doch an allen Schriften und Reden, die in gegenwartsdiagnostischer Absicht der Frage gelten, »wie Ideen in der Geschichte wirksam werden«. Um den dynamischen Prozess einer modernen »Entzauberung der Welt« auf Begriffe zu bringen, wandelt Weber die alte theologisch-philosophische Kategorie des »Intellektualismus« ab in den Bewegungsbegriff der »Intellektualisierung«. »Der wissenschaftliche Fortschritt ist ein Bruchteil, und zwar der wichtigste Bruchteil jenes Intellektualisierungsprozesses, dem wir seit Jahrtausenden unterliegen«, belehrte er in seiner Rede *Wissenschaft als Beruf* die akademische Jugend in München und führte ihr vor Augen, wie »moderne Intellektuelle« sehr gegensätzliche religiöse, politische oder wissenschaftliche Wege gehen, um ihrer entzauberten Welt einen Sinn zu verleihen. Weber nutzt den Begriff, um Intellektuelle universalgeschichtlich wie gegenwartsbezogen in einer doppelten Funktion anzusprechen, als »Weichensteller von Ideen« und als Trägerschicht »eines systematisch-rationalisierten »Weltbildes«« im Zuge der Intellektualisierung und Verwissenschaftlichung der modernen Kulturwelt.¹⁵ Je mehr Weber gegen Ende des Ersten Weltkrieges selbst als politischer Ideenkämpfer auftrat, desto

9 Grete Meisel-Hess: *Die Intellektuellen*, Berlin 1911.

10 Ernst Troeltsch: »Wahlpflicht der Intellektuellen«, in: *Berliner Tageblatt*, 20.02.1921, Morgenausgabe. Abdruck in Ernst Troeltsch: *Kritische Gesamtausgabe*, hg. von Friedrich Wilhelm Graf und Gangolf Hübinger, Bd. 15: *Schriften zur Politik und Kulturphilosophie* (1918–1923), hg. von Gangolf Hübinger in Zusammenarbeit mit Johannes Mikuteit, Berlin 2002, S. 419–424.

11 Kathrin Kollmeier: »Begriffsgeschichte und Historische Semantik«, *Docupedia-Zeitgeschichte*, 29.10.2012, http://docupedia.de/zg/Begriffsgeschichte_und_Historische_Semantik_Version_2.0_Kathrin_Kollmeier (aufgerufen am 24.04.2019).

12 Vgl. hierzu ausführlich Gangolf Hübinger: *Engagierte Beobachter der Moderne. Von Max Weber bis Ralf Dahrendorf*, Göttingen 2016.

13 Richard Faber/Uwe Puschner: »Vorbemerkungen«, in: dies. (Hg.): *Intellektuelle und Antiintellektuelle im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2013, S. 9 f., hier S. 9.

14 Vgl. den Abschnitt »Methodische Anforderungen: Basisprozesse und Ordnungsmuster« bei Christof Dipper: »Moderne«, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 17.01.2018, http://docupedia.de/zg/Dipper_moderne_v2_de_2018?oldid=128552 (aufgerufen am 24.04.2019).

15 Alle Belege bei Gangolf Hübinger: »Intellectuals, Scholars and the Value of Science«, in: Edith Hanke/Lawrence A. Scaff/Sam Whimster (Hg.): *Oxford Handbook of Max Weber*, Oxford 2019 [im Erscheinen]; Peter Ghosh: *Max Weber in Context*, Wiesbaden 2016, darin Kap. 5: »Max Weber and the literati«, S. 197–249.

schärfer konnte er seine literarischen Gegner als »Kaffeehausintellektuelle«¹⁶ oder »dilettantische Literaten«¹⁷ attackieren. Gleich, ob mit positivem oder negativem Zungenschlag, wenn Weber für ganz Europa eine »Unmasse von studierten Intellektuellen« in den Blick nimmt, mit »romantischen« Ideen und »revolutionären« Aktionen zugeneigt,¹⁸ lässt seine Sprache keinen Zweifel daran, wie hoch er die Bedeutung der Intellektuellen als Akteure kultureller Vergesellschaftung veranschlagte.

Intellektuelle forcieren die Pluralisierung moderner Gesellschaften und steuern die Ideenkämpfe des 20. Jahrhunderts. Das macht sie seit Weber zum besonderen Gegenstand kultursoziologischer Forschung. Der Wiener Nationalökonom Joseph A. Schumpeter, der seit 1932 in Harvard lehrte, baute in sein 1942 verfasstes Werk *Capitalism, Socialism and Democracy* eine »Soziologie der Intellektuellen« ein.¹⁹ Durch keine soziale Klasse bestimmt, kommen sie »aus allen Ecken und Kanten der sozialen Welt«, um als »Störungsfaktor« ihrer Gemeinschaftsordnungen zu wirken. Ihre Waffe ist allein »die Macht des gesprochenen oder geschriebenen Wortes«. Ihre Eigenschaft ist der kritische Einsatz dieses Wortes in der Öffentlichkeit »außerhalb ihrer beruflichen Zuständigkeit«, also bei »Fehlen einer direkten Verantwortlichkeit für praktische Dinge«. Seit es die Druckerpresse gibt, lieben die Intellektuellen den kurzen Weg »von der Textkritik zur Gesellschaftskritik«. Im 18. Jahrhundert agieren sie als Freibeuter der öffentlichen Meinung, im 19. Jahrhundert dringen sie in alle Parteien und politische Bewegungen ein. Im frühen 20. Jahrhundert »drücken sie allem, was geschieht, gewissermaßen ihre Mentalität auf«.²⁰

Oberhalb positiver oder negativer Fremd- und Selbstbezeichnungen steht seit Schumpeter ein Begriffarsenal zur Verfügung, um die Vielfalt intellektuellen Agierens für das 20. Jahrhundert ermitteln zu können. Über das Sprachbild des »Störungsfaktor[s]« rückt dazu der Begriff der Kritik ins Zentrum. Denn mit Schumpeter lässt sich eine wichtige Unterscheidung treffen, auf der M. Rainer Lepsius seinen Beitrag *Zur Soziologie der Intellektuellen* gründet. Nicht

jede schöpferische Tätigkeit oder wissenschaftliche Rationalisierungsleistung macht aus der Intelligenz schon den Intellektuellen. Nachweisbar sein muss der Akt der *Kritik*, den dieser in öffentlichen Konflikten erbringt, als »Störungsfaktor« eben.²¹ Das privilegiert Wortberufe wie die des Advokaten, Journalisten, Schriftstellers oder Wissenschaftlers: »Nur solche Leute werden zu Intellektuellen, die sich mit der sozialen Vermittlung abstrakter Wertvorstellungen beschäftigen, und das sind regelmäßig Angehörige von Intelligenzberufen. Sie kommen kraft ihres Berufes in die Daueraktualität, Kritik zu üben.«²² Zur Unterscheidung vom geschulten »Experten«, der in seinem juristischen oder medizinischen Fach »kompetente Kritik« übt, nennt Lepsius in Anlehnung an Schumpeters kurzen Weg »von der Textkritik zur Gesellschaftskritik« außerhalb ihres Expertenbereichs »inkompetente Kritik« als Hauptmerkmal des Intellektuellen.²³

Es gehörte zum Anliegen von Reinhart Kosellecks *Geschichtlichen Grundbegriffen*, solche sozialgeschichtlichen Konzepte mit der Begriffsgeschichte zusammenzuführen. Für den Sammelband *Intellektuelle im 20. Jahrhundert* widmete die Literaturwissenschaftlerin Jutta Schlich 2000 einer solchen Zusammenführung ein umfassendes Forschungsreferat speziell für die »Geschichte(n) des Begriffs ›Intellektuelle‹«.²⁴ Ihr Anspruch, Begriffsgeschichte in »Diskursanalyse« aufgehen zu lassen, in keiner Weise mehr »Wort und Tat voneinander zu trennen« und den Intellektuellen-Diskurs dort aufzusuchen, »wo Geist und Materie, Kopf und Körper, Wort und Tat, Parnaß und Politik ein gemeinsames Dasein fristen«,²⁵ weist sogar weit über Koselleck hinaus. Zu wählen sei ein Verfahren, »den Umgang mit Begriffen als Denkmälern von Problemen auf größere Ereigniszusammenhänge hin zu konkretisieren«, befreit »von der leidigen Dichotomisierung der theoretischen Landschaft in Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte und darüber hinaus grundsätzlich von einer Aufspaltung des Kontinuums des Lebens in Weltgeschehen

16 Max Weber: »Wahlrecht und Demokratie in Deutschland« (1917), in: ders.: MWG I/15, S. 391.

17 Max Weber: »Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland« (1918), in: ders.: MWG I/15, S. 511.

18 Max Weber: »Der Sozialismus« (1918), in: ders.: MWG I/15, S. 628.

19 Joseph A. Schumpeter: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, München 1980, S. 235–251.

20 Alle Zitate ebd., S. 236 f., 239, 249.

21 Kritik ist das Kriterium zur Unterscheidung zwischen Intelligenz und Intellektuellen bei M. Rainer Lepsius: »Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen«, in: ders.: *Intensiven, Ideen und Institutionen*, Opladen 1988, S. 270–285, hier S. 277.

22 Ebd., S. 283.

23 Ebd., S. 281–283.

24 Jutta Schlich: »Geschichte(n) des Begriffs ›Intellektuelle‹. Begriffsgeschichte im allgemeinen und im besonderen – methodische Überlegungen – Chronik und Hermeneutik von Begriffsgeschichten im Intellektuellen-Diskurs«, in: dies. (Hg.): *Intellektuelle im 20. Jahrhundert*, Tübingen 2000, S. 1–113.

25 Ebd., S. 108.

und Weltdeutung«.²⁶ Unter diesen Vorzeichen prüft und kommentiert Schlich in einer Jahreschronik die Neuerscheinungen der Intellektuellenforschung für den Zeitraum zwischen 1945 (mit der Zeitschrift *Die Wandlung* und dem *Wörterbuch des Unmenschen*) und 1998 (mit Literatur zur »Centenarfeier der Intellektuellen«).²⁷ Aber auch Einlassungen von Politikern und Publizisten zum Problemfeld »Sprache und Politik« ganz allgemein werden einbezogen. »Begriffsstories« nennt sie die insgesamt 120 ausgewählten Titel,²⁸ deren »chronologische Beschreibung« sich in ihrem Forschungsbericht »zu einer neuen großen Erzählung« forme und die »Grauzone zwischen Politik und Literatur und Wissenschaft« neu wahrnehmen lasse. Mit dieser »ästhetisch engagierte[n] Analysehaltung« lasse sich einer erwünschten »Entdifferenzierung der Systeme ›Literatur‹ und ›Wissenschaft‹« zuarbeiten.²⁹

Diskursanalyse wie von Schlich praktiziert verzichtet auf strukturierende Typisierungen und eine theoretische Begrenzung ihres semantischen Untersuchungsfeldes. Das lässt sich nicht mehr an Koselleck und dessen reflektierte Unterscheidung (»Spannungsverhältnis«³⁰) der sozialgeschichtlichen Ebene der Erfahrungen von der begriffsgeschichtlichen Ebene der zielbestimmten Erwartungen rückbinden. Koselleck und die an ihn anschließende Begriffsforschung legen größten Wert auf diese analytische Unterscheidung, um »die zeitliche Struktur eines Begriffes« verfolgen und »in den temporalen Erstreckungen« von Grundbegriffen wie Verfassung, Republik oder Demokratie »ein bewußtes Auseinandertreten von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont zu ermitteln, deren Differenz zu überbrücken Aufgabe politischen Handelns ist«.³¹

Welche »temporalen Erstreckungen« weist nun der Schlüsselbegriff des Intellektuellen auf? Folgt man den Überlegungen von Christian Geulen, dann hat sich im 20. Jahrhundert das Verhältnis von Erfahrung und Erwartung gegenüber der Sattel- oder Schwellenzeit zur Moderne um 1800 umgekehrt, weil nicht mehr

die Erfahrungen die Erwartungen steuern, sondern im Zeitalter medialer Massenkommunikation vielmehr »die Erwartungen das Erfahrbare vorprägen«.³² Dem Intellektuellen-Begriff verschafft das anhaltende, ja stetig wachsende Konjunktur. »Intellektuelle« als Spezialisten für politisches Ordnungsdenken und politische Mobilisierungen finden im »Zeitalter der Extreme« (Eric J. Hobsbawm), in dem beschleunigte Erfahrungen auf immer stärker pluralisierte, gar polarisierte Erwartungen treffen, vermehrte Aufmerksamkeit, sowohl in der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung als auch in der historischen Forschung. An Jutta Schlichs Bericht lässt sich ablesen, wie die Forschung sich nach dem Zweiten Weltkrieg »dem Intellektuellen« als Kollektivsingular zuwandte. Je mehr jedoch seit den Krisen der industriellen Moderne in den 1970er Jahren sprachliche »Vieldeutigkeit und Gebrauchsvielfalt« zunahm und zu einer »Verflüssigung« auch des – neben anderen Grundbegriffen –³³ Intellektuellen-Begriffs in den sozialen Selbstbeschreibungen führte, desto stärker bemühte sich auch die Intellektuellengeschichte um neue Präzisierungen und Differenzierungen.

III.

Seit den 1970er Jahren und noch einmal intensiviert seit den 1990ern wird verstärkt Intellektuellengeschichte geschrieben, um das 20. Jahrhundert zu verstehen. Zum Teil gehen Frankreich und Deutschland dabei unterschiedliche Wege. Die französische Forschung ist weniger auf den Begriff selbst konzentriert. Sie verwendet ein Ensemble von vier methodischen Instrumenten: die Medien, Institutionen und gesellschaftlichen Kommunikationsnetze (*lieux et réseaux de sociabilité*); die Alterskohorten mit ihren spezifischen Erfahrungen und Lebensformen (*générations*); die Biographien und Karrierewege (*itinéraires*) und die Anlässe des öffentlichen Engagements (*moments*). Seinen Niederschlag hat dieses Vorgehen unter anderem in einem *Dictionnaire des intellectuels français* gefunden, zu dem es kein deutsches Pendant gibt.³⁴

26 Ebd., S. 2.

27 Vgl. ebd., S. 14 f., 94–100.

28 Aufgelistet ebd., S. 109–113.

29 Ebd., S. 11, 109.

30 Reinhart Koselleck: »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte«, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 107–129, hier S. 108.

31 Reinhart Koselleck: »›Erfahrungsraum‹ und ›Erwartungshorizont‹ – zwei historische Kategorien«, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 349–375, S. 372 f.

32 Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 79–97, hier S. 82, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

33 Ebd., S. 91.

34 Jacques Julliard/Michel Winock (Hg.): *Dictionnaire des intellectuels français*, Paris 2002.

In Deutschland ist die Intellektuellenforschung wesentlich durch die Zeithistorikerin Ingrid Gilcher-Holtey vorangetrieben und in eine europäische Vergleichsperspektive wie in eine Genderperspektive gerückt worden.³⁵ Für die Begriffsgeschichtsschreibung lässt sich ihre Unterscheidung von »vier konkurrierende[n] analytische[n] Definitionen des Intellektuellen« mit Gewinn heranziehen.³⁶ Gilcher-Holtey differenziert zwischen dem »allgemeinen«, dem »öffentlichen«, dem »aktivistischen« und dem »spezifischen« wie »kollektiven« Intellektuellen und führt dazu französische, angelsächsische und deutsche Traditionen zusammen. Diese Typisierung verdeutlicht, dass sich »der Intellektuelle« in seinen unterschiedlichen Rollen des »eingreifende[n] Denken[s]« in politische Kontroversen nicht mehr ohne attributive Ergänzungen beschreiben lässt.

Der »allgemeine Intellektuelle« übernimmt die öffentliche Sprecherrolle für alle Unterdrückten, Verfolgten und sozial Diskriminierten im Namen universeller Werte wie Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Ihre Repräsentanten sind Voltaire, Zola, Sartre, Grass oder Habermas. Der »öffentliche Intellektuelle« oder »public moralist« sucht nicht die absolute Konfrontation mit der Macht. Er zielt darauf, mit wissenschaftlichem Expertenwissen und in Distanz zu unmittelbarer Parteinahme die öffentliche Meinung als »engagierter Beobachter« zu beeinflussen. Als Repräsentanten gelten Walter Lippmann, Raymond Aron oder Ralf Dahrendorf. Der »aktivistische Intellektuelle« verlangt gegenüber der Proklamation abstrakter Werte und erst recht gegenüber beobachtender Zurückhaltung die entschiedene Parteinahme und versteht sich als revolutionäres Subjekt im Ideen- und Klassenkampf. Die marxistischen Intellektuellen in den europäischen Arbeiterbewegungen wie in den globalen Befreiungsbewegungen verkörpern diesen Typus. Der »spezifische Intellektuelle«, den Michel Foucault kreiert und Pierre Bourdieu zum »kollektiven Intellektuellen« weiterentwickelt hat, tritt nicht aus seiner Expertenrolle als Sozialwissenschaftler, Mediziner oder Philosoph heraus. Er setzt vielmehr seine Expertise

ein, um »vor Ort« alle Machtverhältnisse »subversiv« zu bekämpfen, welche die sozialen Ordnungen durchziehen. Bourdieu appelliert besonders an die Kulturproduzenten, kollektives »Gegenfeuer« (contre-feux) gegen die Repressionen ökonomischer, politischer oder medialer Mächte zu eröffnen. Gilcher-Holtey sieht in Bertolt Brecht einen exemplarischen Vertreter dieses Kulturtyps, weil seine Kunst darauf abziele, »Wahrnehmungsschemata, Einstellungen und Verhaltensdispositionen zu verändern durch die Schaffung von Szenen, von neuen literarischen Techniken, neuen Formen der Literatur- oder Theaterkritik, neuen Sprach-, Musik- oder Architekturformen«.³⁷

Neben attributiven Differenzierungen dieser Art bildet die Forschung inzwischen Komposita, um das Wirken von Intellektuellen in spezifischen Kultursphären zu beschreiben. So wurde mit intensivierter kulturwissenschaftlicher Religionsforschung und im Rückgriff auf Max Webers Semantik zu »Intellektuellenreligionen« und »Intellektuellenreligiosität« von Friedrich Wilhelm Graf der Begriff der »Religionsintellektuellen« eingeführt. Religionsintellektuelle machen »von überkommenen religiösen Vorstellungsgehalten einen zugleich kritischen wie konstruktiven, schöpferischen Gebrauch. Pathetisch kritisieren sie die gegebenen religiösen Verhältnisse, und scharf greifen sie die Kirchen an, etwa wegen allzu großer Nähe zu den Herrschenden«.³⁸

Im öffentlichen Sprachgebrauch wird auf wissenschaftliche Untergliederungen in der Regel verzichtet. Hier ist es beim Kollektivsingular »der Intellektuelle« geblieben, etwa zu Beginn des Jahres 2018, als die *Süddeutsche Zeitung* befand, der Publizist, Schriftsteller und Orientalist Navid Kermani sei »einer der, wenn nicht der bedeutendste Intellektuelle der Bundesrepublik Deutschland – ein public intellectual, der imstande ist, seine Gelehrsamkeit mit Alltagsrelevanz zu verknüpfen wie früher Hans Magnus Enzensberger oder Günter Grass«. In seinen »rhetorischen Vorstößen zu Politik und Religion« strahle Kermani die Tugenden eines Gegenwartsintellektuellen aus. Er bringe die Spannungen der Moderne zur Sprache,

35 Ingrid Gilcher-Holtey: *Eingreifendes Denken. Die Wirkungschancen von Intellektuellen*, Weilerswist 2007; dies.: *Eingreifende Denkerinnen. Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert*, Tübingen 2015.

36 Dies.: »Konkurrenz um den »wahren« Intellektuellen. Intellektuelle Rollenverständnisse aus zeithistorischer Sicht«, in: Thomas Kroll/Tilman Reitz (Hg.): *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland. Verschiebungen im politischen Feld der 1960er und 1970er Jahre*, Göttingen 2013, S. 41–52, hier S. 43. Der folgende Absatz fasst die Gegenüberstellung der vier Typen S. 43–47 zusammen.

37 Ebd., S. 47.

38 Friedrich Wilhelm Graf: »Zur Einführung«, in: ders.: (Hg.): *Intellektuellen-Götter. Das religiöse Laboratorium der klassischen Moderne*, München 2009, S. VII–XII, hier S. XI. Für ein weiteres Kompositum, das des »Parteiintellektuellen«, vgl. Lars Tschirschwitz: *Kampf um Konsens. Intellektuelle in den Volksparteien der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 2017.

»Melancholie und Tatkraft, Skepsis und Idealismus, Desillusionierung und so etwas wie Hoffnung«.³⁹

Das Erzeugen und Reflektieren von Spannungen zählt im Laboratorium der europäischen Moderne zum Grundgeschäft der Intellektuellen. Das lässt sich über den Intellektuellenbegriff gut nachverfolgen und macht ihn zu einem Schlüsselbegriff gerade für das 20. Jahrhundert. Der »Vielfalt der Moderne« korrespondiert eine Vielfalt an intellektuellen Handlungsmustern wie an Intellektuellensemantiken. Die Geschichtsschreibung zum Intellektuellenbegriff bestätigt eine Einsicht Reinhart Kosellecks zu dieser Vielfalt. In den intellektuellen Zusammenkünften der »Castelgandolfo-Gespräche« hatte Koselleck Papst Johannes Paul II. zu überzeugen versucht, dass es die Kulturgeschichte Europas mit ihren religiösen Prägungen ausmache, »daß die Universalansprüche der Offenbarung empirisch immer plural konkurrierend vorgetragen worden sind«.⁴⁰ Intellektuellengeschichtlich gewendet: dass alle universalen Wertideen stets in polarisierenden Wortkämpfen ausgehandelt werden.

39 Tobias Haberl: »Der gute Mensch von Isfahan«, *Süddeutsche Zeitung Magazin* 7 (16.02.2018), S. 33–41, hier S. 38, 40.

40 »Diskussion (Auszüge)«, in: Krzysztof Michalski (Hg.): *Europa und die Folgen. Castelgandolfo-Gespräche 1987*, Stuttgart 1988, S. 39–50, hier S. 46.

KONTINGENZ/ZUFALL

ZU PETER VOGT: KONTINGENZ UND ZUFALL. EINE IDEEN- UND BEGRIFFSGESCHICHTE. MIT EINEM VORWORT VON HANS JOAS, BERLIN: AKADEMIE 2011.

Verena Wirtz

Peter Vogts Habilitationsschrift lässt sich in zweierlei Hinsicht als »Kontingenzbewältigungspraxis«¹ lesen. Erstens verdankt sich das 730-seitige Monument keinem Zufall, sondern der »Konsequenz einer Geschichte, die [seiner] Frau und [ihm] vor einigen Jahren widerfahren« sei.² Worum auch immer es sich bei diesem mysteriösen Ereignis gehandelt haben mag, es wurde ihm zweitens zum Anlass, »in einer so weit wie möglich vollständigen und um zeitliche und disziplinäre Grenzen so weit wie möglich unbekümmerten Weise darüber zu berichten, wie die Begriffe, Ideen und Themen von Kontingenz und Zufall in der Begriffs- und Ideengeschichte verhandelt wurden« (S. 18) – bislang das ehrgeizigste Unterfangen, über das Unverfügbare zu verfügen, wie Hans Joas im Vorwort zu Recht betont (vgl. S. 11).

Bis zum Jahr 2003, als Vogt Teil des von Joas geleiteten Forschungsprojekts »Kontingenz und Moderne« wurde und der Begriff von der Peripherie ins Zentrum interdisziplinärer Forschung rückte, handelte es sich um eine noch nicht begriffene Geschichte. Dabei war »Kontingenz« als Mode- und Schlagwort der klassischen Moderne längst zu einem Grundbegriff der Postmoderne avanciert. Zunächst und primär Gegenstand der Philosophie, dann Leitbegriff der Soziologie, Ökonomie und Politikwissenschaft, hat sich im vergangenen Jahrzehnt auch die kontingenzscheue Geschichtswissenschaft des Begriffs und Sachverhalts des Unverfügbaren in der Geschichte angenommen.³

Vogt geht es in seinem Mammutwerk aber nicht um eine »Disziplinierung«, sondern um eine grenzüberschreitende Bestimmung des Kontingenten. Zu diesem Zweck gliedert er seine »Ideen- und Begriffsgeschichte« in drei Teile. Er beginnt mit einer »Präzisierung« des Kontingenzbegriffs bei Aristoteles, um jene, seiner Überzeugung nach unzulässige, Gleichsetzung von Kontingenz und Zufall in der modernen Philosophie rückgängig zu machen, die sich mit der »Latinisierung der aristotelischen Möglichkeitsbegriffe« (*endechomenon* und *dynaton*) im 12. Jahrhundert eingestellt habe. Leibniz und Kant aber hätten die *contingens* endgültig ihres Möglichkeitshorizonts beraubt, indem sie sie unzulässigerweise auf eine »Subkategorie des Wirklichen« reduziert hätten (S. 52–54).

Seit Leibniz und Kant würden beide Begriffe, Kontingenz und Zufall, mit Bezug auf »das nicht notwendig Seiende« verwendet, und diese »theoretische Unaufmerksamkeit« gedenkt Vogt zu eliminieren, indem er für eine generelle Trennung der Begriffe plädiert (S. 61). Zu diesem Zweck präzisiert er in zwei Kapiteln den Zufallsbegriff. Da dessen Unbestimmtheit ebenfalls auf einen Übersetzungsfehler zurückzuführen sei – die aristotelische Begriffsbestimmung von *tyche* sei fälschlicherweise durch den lateinischen

1 Hermann Lübbe: »Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung«, in: Gerhart von Graevenitz/Odo Marquard (Hg.): *Kontingenz*, München 1998, S. 35–47, hier S. 35 u. ö.

2 Peter Vogt: *Kontingenz und Zufall. Eine Ideen- und Begriffsgeschichte. Mit einem Vorwort von Hans Joas*, Berlin 2011, S. 19. Nachweise im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text.

3 Vgl. Benjamin Scheller: »Kontingenzkulturen – Kontingenzgeschichten. Zur Einleitung«, in: ders./Frank Becker/Ute Schneider (Hg.): *Die Ungewissheit des Zukünftigen*.

Kontingenz in der Geschichte, Frankfurt a. M. 2016, S. 9–30 und für die Geschichtswissenschaft Uwe Walter: »Kontingenz und Geschichtswissenschaft. Aktuelle und zukünftige Felder der Forschung«, in: Scheller/Becker/Schneider (Hg.): *Die Ungewissheit des Zukünftigen*, S. 95–119, insb. S. 102–105. Zu den Vorreitern einer ideen- und begriffsgeschichtlichen Kontingenzforschung gehört Kari Palonen: *Das ›Webersche Moment‹. Zur Kontingenz des Politischen*, Opladen 1997, der trotz der geteilten Nähe zur Cambridge School genauso unerwähnt bleibt wie Alfred Heuß' Aufsatz: »Kontingenz in der Geschichte«, in: *Neue Hefte für Philosophie* 24/25 (1985), S. 14–43; im Gegensatz zu Arnd Hoffmanns Dissertation: *Zufall und Kontingenz in der Geschichtstheorie. Mit zwei Studien zu Theorie und Praxis der Sozialgeschichte*, Frankfurt a. M. 2005.

Begriff *fortuna* ersetzt bzw. überlagert worden –, rekonstruiert Vogt sowohl die griechischen Wurzeln als auch die römische Rezeption des Zufallsbegriffs. Seine großangelegte Ideengeschichte des Topos *virtu vince fortuna* umfasst drei Epochen. Hier verortet er die entscheidende Bedeutungsverschiebung des Zufallsbegriffs in der Frühen Neuzeit. Habe die Fortuna in der römischen Antike noch im Zeichen menschlicher Einflussnahme gestanden, kam der Topos mit Machiavellis und insbesondere Guicciardinis Skeptizismus gegenüber einer menschenmöglichen »Fortunabewältigungspraxis« zum Erliegen (S. 507 f.). Gleichwohl lebte die Fortuna fort, allerdings jenseits der diesseitigen Ordnung, in die sie ihre mittelalterliche Rezeption bereits verwiesen hatte. Im Anschluss exerziert Vogt die facettenreiche Transzendierung der Fortuna am niederländischen und französischen Stoizismus, an der Literatur des elisabethanischen Zeitalters, der des *siglo de oro* in Spanien und am deutschen Barock durch (vgl. S. 607–659).

Inspiziert ist der ideengeschichtliche zweite Teil seiner Arbeit von der Cambridge School. Dienen ihm Quentin Skinners Renaissancestudien als Vorlage zur Rekonstruktion des Topos *virtu vince fortuna*, konfrontiert er Kosellecks Sattelzeitthese vor allem mit J. G. A. Pococks Arbeiten zur frühneuzeitlichen Rechtsphilosophie. Nicht zu Unrecht verwundert darüber, dass die Zeitbegriffe Kontingenz und Zufall in Kosellecks Ansätzen einer Historik der Bedingungen der Möglichkeit von Geschichte nur eine marginale Rolle spielen, ergänzt Vogt die Sattelzeitthese um eine Präzisierung des romantischen und historischen Geschichtsbildes. Entgegen Kosellecks Annahmen in den Aufsätzen *Der Zufall als Motivationsrest in der Geschichtsschreibung* (1968) und *Über die Verfügbarkeit der Geschichte* (1977) habe der Historismus den Zufall nicht »verzehrt«, sondern eine ganz eigene »Sensibilität für das unhintergebar Unverfügbare« entwickelt, während die Romantik sich durch ihr Bewusstsein für das »unbeschränkt Verfügbare in der Geschichte und in den Geschichten« ausgezeichnet habe (S. 365 f.). Nach dieser um zwei Fallstudien ergänzten Sattelzeitthese erfolgt sogleich ihre »Historisierung«, worunter Vogt eine Vorverlegung des Historismus in die Frühe Neuzeit versteht. Der sei weder ein deutsches Phänomen noch als eine Gegenbewegung zur Aufklärung zu verstehen, sondern eine gesamteuropäische Denkweise des 16. und 17. Jahrhunderts, die dank ihres kontext- und kontingenzsensiblen Geschichtsbewusstseins als ein »Historismus *avant la lettre*« klassifiziert werden müsse (S. 496–498).

Verwendet Vogt in der Auseinandersetzung mit Koselleck das Begriffspaar des Verfügbaren und Unverfügbaren in der Geschichte, ist in seinen begriffsgeschichtlichen Studien konsequent und in einem Atemzug von Kontingenz und Zufall die Rede. In seiner diachronen Analyse der drei »Sphären« Welt, Natur und Geschichte schreibt Vogt dem Bedeutungswandel von der Kontingenz *in* der Welt, *in* der Natur, *in* der Geschichte zur Vorstellung von der Kontingenz *der* Welt, *der* Natur und *der* Geschichte zwei Prozesslogiken zu: die »Ontologisierung« weltlicher Kontingenz (*contingentia mundi*) in der Schöpfungstheologie und die »Naturalisierung« ebendieser im 19. Jahrhundert (*contingentia naturae*). Im Gegenstandsbereich der *contingentia historiae* angelangt, geht er nicht mehr chronologisch, sondern zunehmend systematisch vor, wenn er Kontingenz als Gegenbegriff zur Vorstellung von und zum Umgang mit historischer Notwendigkeit behandelt. Als Kronzeugen für seinen »antinezessaristischen Kontingenzbegriff« (S. 190) zieht er den Höhenkamm der Geschichtswissenschaft und -philosophie sowie der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts zurate. Zum Schluss seiner Sphärengeschichte »harmonisiert« Vogt Schöpfungstheologie und Evolutionstheorie zu einer Synthese, die gleichsam »die Idee einer vollständigen Verfügbarkeit von Geschichte widerleg[en]« soll (S. 193).

Im dritten und letzten Teil gewinnt Vogt seine »philosophischen Schlussfolgerungen« aus drei verschiedenen, teils gegensätzlichen Formen der Kontingenzbewältigung: Richard Rortys ironischem Umgang mit dem Unverfügbaren, Odo Marquards skeptischer »Einwilligung in das Unverfügbare« und Hermann Lübbes religiöser »Kontingenzbewältigungspraxis«.⁴ Letztere erscheint ihm in Anlehnung an William James' »Evangelium der Entspannung« allerdings als so »einseitig« wie existenziell unbefriedigend (S. 692). Denn für Vogt ist Religion mehr als Kontingenzbewältigung: »[I]m Medium religiöser Erfahrung [vollzieht] sich eine Selbsttranszendenz gerade im Sinne einer Überwindung dieses ›Selbstbestätigungs- und Selbstbehauptungswillens‹« (S. 663). Werde der Mensch sich seiner Unzulänglichkeit bewusst und akzeptiere sie in »Dankbarkeit, Hoffnung und Vertrauen«, empfiehlt Vogt zum Schluss, sei das Unverfügbare kein zu

4 Vogt nimmt gelegentlich auf Marquards Unterscheidungsvariante des »Schicksalszufälligen« und »Schicksalskontingenten« sowie des »Beliebigkeitszufälligen« und »Beliebigkeitskontingenten« Bezug, bleibt aber nicht bei dieser Differenzierung. Vgl. dazu Odo Marquard: *Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien*, Stuttgart 1986.

bewältigendes Problem mehr, sondern ein Geschenk Gottes (S. 693–695).

Das zu Beginn im Dunkeln liegende ›Widerfahrnis‹ lässt sich nun ins rechte Licht rücken: Peter Vogts Habilitationsschrift ist keine Begriffsgeschichte in der Tradition Kosellecks oder der *Geschichtlichen Grundbegriffe*. Auch wenn Vogt sich einst als Herausgeber von Kosellecks Schriften ausgiebig mit der Sattelzeitthese auseinandergesetzt hat, scheint diese Auseinandersetzung auf einigen Missverständnissen zu beruhen, von denen zwei hier erwähnt sein sollen, weil sie auch dieser Studie zugrunde liegen:

1. Vogt glaubt in Kosellecks Überlegungen zum Zufall und zur Verfügbarkeit in der Geschichte eine Ambivalenz ausmachen zu können, die in dem vermeintlich »radikalen Kontingenzbewußtsein« Kosellecks und seiner These, dass »Aufklärung wie Historismus den Zufall [...] verdrängt« hätten, bestehe. Beides ist falsch.⁵ Bereits der Titel des Aufsatzes, auf den sich Vogt hauptsächlich bezieht, gibt Aufschluss darüber, dass es Koselleck nicht um den »Zufall als Motivationsrest in der Geschichte«, sondern um den »Zufall als Motivationsrest in der Geschichtsschreibung« ging. Nur in eben diesem Sinne, in der Geschichtsschreibung des Historismus, behandelt Koselleck den Zufall als »ahistorische Kategorie«, weshalb aber »die Kategorie noch nicht ungeschichtlich« sei – im Gegenteil.⁶ Nur hätten Vertreter der Spätaufklärung und des deutschen Historismus den Zufall *ex ante* aus perspektivischen, ästhetischen und didaktischen Gründen *ex post* eliminiert.⁷ Dies unterscheidet im Übrigen auch den sattelzeitlichen Geschichtsbegriff von einem frühneuzeitlichen »Historismus *avant la lettre*« (S. 496), der zwar eine »Sensibilität« für die Historizität und Diskontinuität der Geschichte verspürt haben mag, aber aufgrund der fehlenden fundamentalen historischen Erfahrung der politischen und wirtschaftlichen Revolutionen des späten 18.

Jahrhunderts sowohl die Selbstläufigkeit als auch die Machbarkeit der Geschichte nicht zusammenzudenken vermochte – um nur eine wesentliche historische Differenz und semantische Binnenambivalenz zu nennen, die die Janusköpfigkeit des Kontingenzbegriffs in der Sattelzeit ausmachte.⁸

2. Ebenso ist es kein Widerspruch, sondern ein heuristisches Gebot, dass sich Kosellecks Geschichtsbild von dem seiner Quellen unterscheidet. Eine Begriffsgeschichte des Zufalls zu schreiben, so Koselleck, bedeute, zwischen der Analyse- und Quellensprache, der Geschichtsschreibung und der Geschichte sowie erkenntnis- und handlungsanleitenden Wirkungsweisen zu unterscheiden und diese zu historisieren.⁹ Ebendies gelingt Vogt nicht: Kontingenz und Zufall haben in seinen »begriffsgeschichtlichen Präzisierungen« keine Geschichte, nur eine Vergangenheit. Auf den 700 Seiten steht erstaunlich wenig über den konkreten historischen Gehalt und die semantische Gestalt des Unverfügbaren. Dabei wüsste man gern, inwieweit Kants Modalitätenmodell nicht unbedingt einer »Unaufmerksamkeit« (S. 60), sondern möglicherweise seiner Zeit geschuldet war – einer Zeit, die, wie Vogt schreibt, Zufall und Kontingenz gleichsetzte und deren Bedeutungshorizonte bis heute gälten. Über die historischen Gründe für jene so »folgenreichen« und »wirksamen« Begriffstransformationen von *endechomenon* und *tyche*, die Vogt seit ihren Übersetzungen ins Lateinische ausmacht, um sie allesamt für unzulässig zu erklären, erfährt man wenig (S. 182 f.).

Ebenso unklar bleibt, welche Transformationen der Kontingenzbegriff im 20. Jahrhundert erfährt. Das liegt auch daran, dass Vogt nicht zwischen Quellen und Literatur unterscheidet. So stammen die Schützenhilfen seiner eigenen »Kontingenzbewältigungspraxis« allesamt aus den späten 1980er Jahren.¹⁰ Wenn das kein Zufall ist – welche historischen

5 Einspruch erheben hier auch Ernst Müller und Falko Schmieder in ihrem Kompendium: *Begriffsgeschichte und historische Semantik*, Berlin 2016, S. 279. Dargelegt hat Vogt diese These und Argumentation fast wortwörtlich in seinem Aufsatz: »Kontingenz und Zufall in der Geschichte – Eine Auseinandersetzung mit Reinhart Kosellecks Deutung der Sattelzeit«, in: Hans Joas/Peter Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin 2011, S. 514–556.

6 Dass Vogt den zweiten Teil des Satzes nicht mitzitiert, ist bezeichnend. Vgl. Reinhart Koselleck: »Der Zufall als Motivationsrest in der Geschichtsschreibung«, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 158–175, hier S. 159.

7 Vgl. ebd.

8 Vgl. Reinhart Koselleck: »Über die Verfügbarkeit der Geschichte«, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 260–278; vgl. dazu vor allem Michael Makropoulos: »Historische Semantik und Positivität der Kontingenz. Modernitätstheoretische Motive bei Reinhart Koselleck«, in: Hans Joas/Peter Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte*, Frankfurt a. M. 2011, S. 481–512.

9 Vgl. Koselleck: »Der Zufall« (Anm. 6), S. 158.

10 Bevor Vogt sich an »William James erinnert«, resultiert seine »philosophische Schlussfolgerung« aus der Beschäftigung mit den Schriften von Richard Rorty: *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (1989), Frankfurt a. M. 1992; Odo Marquard: *Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien*, Stuttgart 1986 und Hermann Lübbe: *Religion nach der Aufklärung*, München 2004.

Konstellationen mögen dazu beigetragen haben, dass gerade in diesem Zeitraum ›Kontingenz‹ zu einem so umstrittenen wie omnipräsenten Grundbegriff der Geistes- und Kulturwissenschaften avancierte?

Wer an einer von vielen möglichen Antworten auf diese Frage interessiert ist, dem seien an dieser Stelle Michael Makropoulos' Schriften zum Kontingenzbegriff in der Moderne und Postmoderne empfohlen.¹¹ Aus der Perspektive des stets historisch arbeitenden Soziologen wäre Vogts Kontingenzgeschichte eine klassische Quelle postmoderner Selbstbeschreibung. Und genau darin liegt für Makropoulos das Problem. Nicht nur seien die großen geschichtsphilosophischen Metaerzählungen des 20. Jahrhunderts selbst kontingent geworden, Kontingenz als ontologisch manifestiertes »«*métarécit*«¹² unterminiere darüber hinaus jede denkbare Alternative, über das Verhältnis von Wirklichkeit und Möglichkeit im 20. Jahrhundert zu verfügen. Die Paradoxie einer sich selbst als kontingent verstehenden Gesellschaft besteht für ihn darin, trotz des Konsenses, dass »kontingent ist, was auch anders möglich ist«,¹³ keine alternative Selbstbeschreibung mehr generieren zu können. Makropoulos merkt zu Recht an, dass schon Hans Blumenberg, Reinhart Koselleck und Zygmunt Bauman auf die Fatalität dieser neuzeitlichen »Kontingenzkultur«¹⁴ hingewiesen haben: Die Ambivalenz, einer eigens konstruierten Möglichkeitsrealität umso dringlicher mit der Notwendigkeit ihrer Verwirklichung zu begegnen, habe im 20. Jahrhundert zu Formen von »Kontingenznutzungen« geführt,¹⁵ die destruktiver nicht hätten realisiert werden können. Von totalitären Ordnungstiftungen über Praktiken des *social engineering* bis hin zu subtileren Formen der Selbstdisziplinierung: im gesamten 20. Jahrhundert lässt sich die Verschränkung von »Selbsterhaltung und Selbstentfaltung«

zu einer »realitätsgenerierenden Modalstruktur« an historischen Beispielen und in allen gesellschaftlichen Bereichen nachvollziehen.¹⁶

Ob Komplexitätsreduktion, Kontingenzkontrolle oder Präventionspolitik: im Horizont gegenwärtigen Handelns steht für Makropoulos eine geradezu pathologische Vermeidung des vermeintlich Eintretenden, die Negation des Möglichen, die Kalkulation des Unberechenbaren. Denkt man mit Koselleck die Geschichte einer so geplanten Zukunft ohne Zufälle weiter, schrumpft der ›Erwartungshorizont‹ unserer Gegenwart auf den ›Erfahrungsraum‹ des scheinbar Notwendigen zur Eindämmung des potentiell Möglichen zusammen, womit genau das Gegenteil dessen erreicht ist, was eine offene Zukunft mit dem Beginn der Moderne einst versprochen hatte. So hemmend wie beklemmend diese Diagnose ausfallen mag, für Makropoulos gibt es nur einen Ausweg aus der theoretischen und praktischen Überhöhung wie Überwindung des Unverfügbaren: ihre Historizität offenzulegen. Denn wenn das Bewusstsein eines kontingenten Seins auftauchen kann, kann es auch wieder verschwinden. Der erste Schritt in diese Richtung ist mit Makropoulos' Dekonstruktion seiner vermeintlich unhintergehbaren Omnipotenz und Omnipräsenz getan.¹⁷

Vogt legt zukünftigen Denkern und Deutern des Unverfügbaren lediglich nahe, sich an Aristoteles zu halten, der Kontingenz und Zufall ein für alle Mal korrekt definiert und differenziert habe (vgl. S. 71 f.). Dass Vogt eine solch end- und allgemeingültige Position einnimmt, verwundert insofern, als er selbst einmal in seiner Einleitung zu Kosellecks Werk den Philosophen Gunter Scholtz zitierte, der die Begriffsgeschichte zu »Bescheidenheit und Vorsicht« mahnte: »Denn sie lehrt zu erkennen und anzuerkennen, daß andere anders gedacht haben.«¹⁸ Was Vogt ›Begriffsgeschichte‹ nennt, erweist sich hingegen als eine Trias aus normativer Etymologie, philosophischer Ideengeschichte und existentialistischem Ratgeber.

11 Zur Entwicklung des Kontingenzbegriffs im 20. Jahrhundert vgl. Michael Makropoulos: »Kontingenz. Aspekte einer theoretischen Semantik der Moderne«, in: *Europäisches Archiv für Soziologie* 45 (2004), H. 3, S. 369–399 und Benjamin Scheller u. a. (Hg.): *Die Ungewissheit des Zukünftigen. Kontingenz in der Geschichte*, Frankfurt a. M. 2016.

12 Makropoulos bezieht sich in seinem hier kurz zusammengefassten Aufsatz »Kontingenz. Aspekte einer theoretischen Semantik der Moderne« auf Roland Barthes: *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M. 1964, vgl. Makropoulos: »Kontingenz« (Anm. 11), S. 2.

13 Ebd.

14 Hans Blumenberg: *Die Sorge geht über den Fluß*, Frankfurt a. M. 1987, S. 57. Zur Herausbildung einer wirklichkeitsgenerierenden Struktur modernen Möglichkeitssinns in der Literatur des *fin de siècle* vgl. ders.: »Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans«, in: Hans Robert Jauss (Hg.): *Nachahmung und Illusion*, München 1964, S. 9–27.

15 Makropoulos: »Kontingenz« (Anm. 11), S. 8.

16 Ebd., S. 13.

17 Vgl. ebd., S. 29.

18 Gunter Scholtz, zit. nach Peter Vogt/Hans Joas: »Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin 2011, S. 9–55, hier S. 46.

LEISTUNG

ZU NINA VERHEYEN: DIE ERFINDUNG DER LEISTUNG, MÜNCHEN: HANSER BERLIN 2018.

Jasmin Brötz

Das 20. Jahrhundert hat zahlreiche Begriffe seiner Selbstbeschreibung hervorgebracht: Ob als ›Zeitalter der Extreme‹, als ›Jahrhundert der Frau‹, als Wissens-, Medien- oder Konsumgesellschaft – das Saeculum offenbarte, metaphorisch gesprochen, stets neue Facetten seiner Persönlichkeit. Die ›Leistungsgesellschaft‹ ist eine dieser gängigen Selbstzuschreibungen, die sich im Kern auf einen Begriff zurückführen lassen: ›Leistung‹ erscheint auf den ersten Blick als klar zu fassen – wenn nicht sogar mathematisch-physikalisch präzise definiert als ›Arbeit pro Zeit‹. Doch erschöpft sich das Bedeutungsspektrum des Leistungsbegriffs in dieser Formel? Was will eine Gesellschaft von sich aussagen, wenn sie sich als ›Leistungsgesellschaft‹ versteht? Nina Verheyen geht diesem Problemfeld in ihrer populärwissenschaftlichen Vorschau auf ihr Habilitationsprojekt nach. Dabei wagt sie etwas, wovon manche Wissenschaftler träumen würden: Bevor ihre Habilitationsschrift *Die Entdeckung der eigenen Leistung. Deutschland um 1900 in transnationaler Perspektive* an der Universität zu Köln eingereicht ist, publiziert Verheyen einen populärwissenschaftlichen Bestseller zu diesem Thema. Was im englischsprachigen Bereich immer wieder hervorragend gelingt und wesentlich selbstverständlicher geschieht als auf dem deutschen Buchmarkt, wo eine deutlichere Trennung zwischen populärwissenschaftlichen Arbeiten und wissenschaftlicher Forschung spürbar ist, könnte somit von Verheyens Buch zu erwarten sein: eine populärwissenschaftliche Darstellung des Leistungsbegriffs für eine interessierte Öffentlichkeit auf Grundlage fundierter wissenschaftlicher Forschung.

Verheyen startet mit einer Gegenwartsdiagnose, in der sich die selbsternannte »Leistungsgesellschaft« in ihre Befürworter und Gegner teilt. Während die einen dem »Leistungsversprechen« folgen und an den Lohn individueller Leistung glauben, vermuten die Kritiker hinter der »Leistungsideologie« eine Verschleierung

herkunftsabhängiger Strukturen, die soziale Ungleichheit bestehen lässt, wenn nicht sogar weiter vertieft.¹ Beiden Positionen ist jedoch gemein, dass sie ein Konzept von »individueller Leistung« zugrunde legen, an dem trotz Kritik festgehalten wird. Auch wenn Verheyen mit den Leistungskritikern sympathisiert, warnt sie davor, auf »Leistung« als »Ordnungskategorie des Sozialen« (S. 11) gänzlich zu verzichten, da sie durchaus Chancen zur Gesellschaftsgestaltung eröffnet. Grundlegende These des Buches ist, dass in der Gesellschaft Leistung gemeinhin als »individuelle Leistung« verstanden wird (S. 13). Kollektive Anteile an einer Leistung, so Verheyen, werden dabei systematisch ausgeblendet (vgl. S. 15). Die Autorin wirbt daher für ein »soziales Leistungsverständnis« (S. 17), das kollektive Aspekte von Leistung ebenso berücksichtigt, wie es ein Bewusstsein für das historisch gewachsene und wandelbare Konzept von Leistung entwickelt. Diesen eigenen normativen Anspruch verbindet sie mit einem konstruktivistischen Ansatz, indem sie die Zuschreibungen von Leistung dekonstruiert und darüber hinaus ganz im Sinne von Foucault Leistung als Mittel der Disziplinierung und Hierarchisierung hinterfragt.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: Im ersten Teil entfaltet Verheyen die Problematik unerwartet anhand von »Leistungsgefühlen«² und den daraus resultierenden »Leistungspraktiken«, wobei sie von der

1 Nina Verheyen: *Die Erfindung der Leistung*, München 2018, S. 8 f. Nachweise im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text.

2 Die Betrachtung von »Leistungsgefühlen« überrascht jedoch weniger vor dem Forschungshintergrund der Co-Autorin einer neuen Emotionsgeschichte, vgl. Ute Frevert/Monique Scheer/Anne Schmidt u. a.: *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*, Frankfurt a. M. 2011. Zur Verbindung von Emotionsgeschichte und historischer Semantik vgl. zuletzt Margrit Pernau: »Einführung: Neue Wege der Begriffsgeschichte«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 44 (2018), H. 1, S. 5–28.

Gegenwart ausgehend in die Entstehungsphase des modernen Leistungsbegriffs um 1900 hineinblendet und an quellennahen Beispielen das Leistungsdenken kulturgeschichtlich veranschaulicht, was einen ersten Einblick in semantische Veränderungen eröffnet. Der zweite Teil ist ein chronologischer Durchgang zur Entwicklung des Leistungsverständnisses in der Neuzeit, der sich in weiten Teilen auf begriffsgeschichtliche Analysen stützt.

»Leistungsgefühle« werden anhand von Äußerungen der Sozialdemokratin Lily Braun und am Phänomen der Schülerselbstmorde im Roman und in der Realität um 1900 erläutert. Daran zeigt Verheyen, dass der Wert des Menschen und seine Identität zunehmend an Leistung gebunden schienen. Dass dies nicht nur die subjektive Wahrnehmung der Betroffenen (vgl. S. 31, 47 f.) war, wird anhand der aufsteigenden Leistungsermittlung und -diagnostik illustriert: Als Beispiele für solche »Leistungspraktiken« nennt Verheyen die Standardisierung von Schulnoten ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, die Bindung von Bildungsabschlüssen an Berufswege durch den Staat, den vor allem in den USA erfolgreich verbreiteten IQ-Test sowie den Leistungssport als »Ort der Einübung von Regeln« (S. 86) im Selbstverständnis einer entstehenden Leistungsgesellschaft.

In der chronologischen Genese des Leistungsparadigmas beleuchtet Verheyen zunächst den bürgerlichen Tugenddiskurs um 1800 und kritisiert die Formel vom »bürgerlichen Leistungsethos« (S. 100), nach der das Leistungsdenken gemeinsam mit dem Liberalismus des Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums geboren wurde und eine große Kontinuität zum heutigen Leistungsbegriff bilde, der somit als Folge einer quasi »natürlichen« Entwicklung der modernen kapitalistischen Gesellschaft geradezu universell erscheine. Eine klassische Modernisierungsgeschichte würde hier vermutlich eher auf die Kontinuitätserzählung setzen.³ Verheyen jedoch verweist darauf, dass der Begriff Leistung selbst nie im Fokus des bürgerlichen Diskurses um 1800 stand und warnt vor inhaltlichen wie die Quellensprache betreffenden Anachronismen (vgl. S. 110, 118). Auch wenn in der »bürgerlichen Experimentierphase um 1800« (S. 109) der Feudalismus und mit ihm die Auswirkung der Herkunft auf

den gesellschaftlichen Stand kritisiert wurde, war das bürgerliche Ideal mehr von Tugend, Gemeinsinn und Geselligkeit geprägt als von Leistungsstreben. Das Wort Leistung – hier als »sprachliche Leerstelle [...] verräterisch« (S. 111) – bildete in dem Sinne keinen Grundbegriff der Sattelzeit, sondern tauchte allenfalls im Sinne von »etwas leisten« oder als Kategorie der Rechtslehre vereinzelt auf (vgl. S. 110).

Verheyen hat diesen Bezug zu Reinhart Koselleck und den *Geschichtlichen Grundbegriffen* an anderer Stelle ausgeführt und das Fehlen eines Artikels zur Leistung als folgerichtig bewertet.⁴ Die Verweise zum Leistungsbegriff im Registerband der *Geschichtlichen Grundbegriffe* stützen zudem ihre Befunde zum Leistungsverständnis um 1800. In Verheyens Buch bleibt es bei nur vereinzelten Andeutungen zur Begriffsgeschichte Kosellecks, seiner Nennung im Literaturverzeichnis sowie dem Verweis auf die Artikel »Arbeit«, »Bildung«, »Bürger« und »bürgerliche Gesellschaft« der *Geschichtlichen Grundbegriffe*, auch wenn sonst in den Literaturangaben Studien zur historischen Semantik häufig zu finden sind und Verheyen in anderen Publikationen ein begriffsgeschichtliches Vorgehen deutlicher herausgestellt hat.⁵ Dies ist aber nachvollziehbar aufgrund des populärwissenschaftlichen Rahmens des Buches. Wer hier mehr erfahren bzw. dezidierte Forschungsbezüge nachlesen möchte, der sollte ergänzend die genannten Aufsätze einsehen und darf voraussichtlich eine Vertiefung dieses Ansatzes von der Habilitationsschrift erwarten.

Insgesamt wird es aus begriffshistorischer Perspektive ab S. 110 erst wirklich interessant. Dort erläutert Verheyen den Wandel des Leistungsverständnisses beginnend bei der mußevollen Geselligkeit um 1800 über die Herausbildung des modernen mechanistischen Leistungsbegriffs um 1900 und seine Transformation zur Leistungssteigerung im 20. Jahrhundert bis hin zu gegenwärtigen Praktiken der Selbstoptimierung. Darüber hinaus verweist die Autorin auf eine parallele, oft vergessene Traditionslinie des Leistungsbegriffs, die mit seiner Funktion als Rechtskategorie zusammenhängt. Als »Gewährleistung« und »Gegenleistung« bezeichnete der Begriff seit dem 13. Jahrhundert gegenseitige vertragliche Verpflichtungen und wurde im 19. Jahrhundert zu einem Schlüsselbegriff des entstehenden Wohlfahrtsstaates.

3 Zur Auseinandersetzung mit diesen vor allem in den Sozialwissenschaften verwendeten Narrativen vgl. Nina Verheyen: »Die soziale Konstruktion individueller Leistung. Forschungsperspektiven zwischen Geschichts- und Sozialwissenschaften«, in: *Neue Politische Literatur* 59 (2014), H. 1, S. 63–87.

4 Vgl. Nina Verheyen: »Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900«, in: *Merkur* 66 (2012), H. 756, S. 382–390, hier S. 384; dies.: »Die soziale Konstruktion individueller Leistung« (Anm. 3), S. 73.

5 Vgl. ebd.

Den Ursprung dieses Leistungsverständnisses verfolgt die Autorin anhand der Etymologie: »Leisten« im Sinne von einer »Fußspur folgen« wurde zunehmend abstrahiert zum »Befolgen eines Gebotes« oder der »Erfüllung einer Schuld« (S. 119).

Auch wenn die bürgerliche Welt um 1800 in Verheyens Darstellung zunächst ideal erscheint, verweigert sich die Autorin einer Verlustgeschichte und hebt das »emanzipatorische Potential« (S. 144) des Leistungsbegriffs hervor, der durch seinen Wandel im 19. Jahrhundert zu mehr Rechten für sozial benachteiligte Schichten und religiöse Minderheiten führte. Um 1900 verortet die Autorin die Entstehung des modernen Leistungsbegriffs zur vermeintlich objektiven und universellen Größe. Dies geschah, nachdem sich »Leistung« in der Mechanik zu einem zentralen Begriff entwickelt hatte, der im Verlauf des 19. Jahrhunderts in ein neues mechanistisches Körperbild übertragen wurde – vor allem durch die neue Disziplin der Physiologie (vgl. S. 135).⁶ Begleitet wurde dieser Begriffswandel von den Wortneuschöpfungen »Leistungsfähigkeit« und »Arbeitsleistung« sowie von einer Orientierung am Output, der vor allem in der Rationalisierung von Arbeitsabläufen relevant wurde. Dieser neue Leistungsbegriff erfuhr zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Weiterführung im Neologismus der »Leistungssteigerung« (S. 22), der die Möglichkeit unbegrenzter Maximierung von Leistung implizierte. Verheyen sieht hier einen Zusammenhang zur beginnenden Massengesellschaft, die durch immer neue Rekorde im Leistungssport und die Entdeckung leistungssteigernder Mittel (Hormone, Bestrahlung, Doping) natürliche Leistungsgrenzen zu überschreiten suchte. Im Nationalsozialismus führte der Dienst an der »Leistungsgemeinschaft« (S. 183) u. a. zur radikalen Ausbeutung von Zwangsarbeitern in Konzentrationslagern sowie zum Gebrauch von Crystal Meth im Kriegseinsatz. Mit dem neuen Begriff der Leistungsgesellschaft traten in den 1960ern gleichzeitig deren Kritiker auf den Plan, die dem ökonomisch-technischen Leistungsdenken mangelnde Chancengleichheit, psychische Belastungen und begrenzte Ressourcen vorhielten (S. 191 f.). Verheyen beschreibt hiervon ausgehend eine Auflösung des Leistungsbegriffs in verschiedene Kompetenzen und Strategien zur Selbstoptimierung (vgl. S. 13, 195 f.), was vermuten lassen könnte, dass ein Grundbegriff des 20. Jahrhunderts ans Ende seiner

Wirkmächtigkeit gekommen ist. Allerdings beobachtet Verheyen die Entstehung neuer, subtilerer Formen der Selbstausbeutung (vgl. S. 193), so dass ihr Plädoyer für eine bewusste Aneignung des Begriffs nicht zuletzt für eine neue Transformationsphase des Leistungsbegriffs sprechen könnte.

Verheyen konzentriert sich in ihrer Darstellung vorwiegend auf den deutschen Sprachraum, auch wenn sie ähnliche Entwicklungen von »Leistungsgesellschaften« in den USA und Frankreich erwähnt. Auf der sprachlichen Ebene geht sie genauer auf das Englische ein. Doch nicht nur der Vergleich von Übersetzungen des deutschen Leistungsbegriffs (allgemein auf Menschen bezogen: *achievement, performance, effort, activity, accomplishment, merit*; technisch-physikalisch: *power, output, demand*; übergreifend: *efficiency*), sondern auch Verheyens Überlegung einer Rückübersetzung der verschiedenen englischen Begriffe ins Deutsche (Erfolg, Arbeit, Verrichtung, Anstrengung, Kraft, Verdienst, Realisierung etc.) zeigt das breite Bedeutungsspektrum von »Leistung« und damit tatsächlich eine gewisse semantische »Unschärfe« (S. 127 f.). Es ist jedoch nicht diese Unschärfe allein, die »Leistung« zu einem Grundbegriff des 20. Jahrhunderts macht, sondern vor allem seine Politisierbarkeit bzw. Politisierung, die – wie Verheyen nachweist – in verschiedenen Gesellschaftsbereichen und Staatsgebilden im 20. Jahrhundert vollzogen wurde: Sei es, dass Leistung zum Fixpunkt von Arbeitsgestaltung wurde, dass der Leistungssport als populäres Massenevent ein breites Publikum unterhielt oder dass Leistung in der Weimarer Republik, im Nationalsozialismus und in der Bundesrepublik im Zentrum politischer Debatten stand.

Verheyen berücksichtigt in ihrer Analyse neben klassischen begriffshistorischen Quellen wie Wörterbüchern auch Texte aus der Tagespresse, Gesetzestexte, Selbstzeugnisse und literarische Quellen. Auf quantitative Methoden verzichtet sie weitestgehend und setzt stattdessen mehr auf eine qualitative Analyse der Quellen in hermeneutischer Tradition. Eine Ausnahme bildet ihre Auswertung von Bibliothekskatalogen mit historischen Beständen zum Titelstichwort Leistung, die einen deutlichen Anstieg von Publikationen zur Leistung sowie eine Ausweitung des Bedeutungsspektrums um 1900 verzeichnet (vgl. S. 130 f.). Darüber hinaus lenkt Verheyen den Blick darauf, dass Leistungskritiker sich stets gegen Leistung im engeren Sinne, d. h. ihre ökonomisch-technische Bedeutung wenden (vgl. S. 128).

6 Vgl. zur Metapher des menschlichen Motors einschlägig Anson Rabinbach: *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, Berkeley/Los Angeles 1990.

Man könnte also begriffshistorisch danach fragen, in welcher Bedeutung ein Begriff umstritten ist. Neben dem Leistungsbegriff betrachtet die Autorin Parallelbegriffe wie Arbeit (S. 112–115), Bildung (S. 111 f.) und Streber (S. 42–47). Vor allem der Wandel des Arbeitsbegriffs im Verlauf des 19. Jahrhunderts hat die Entwicklung des Leistungsbegriffs um 1900 stark beeinflusst (vgl. S. 132).⁷

Die genannte Unschärfe des Leistungsbegriffs könnte auch auf eine semantische »Verflüssigung« als neuem Merkmal von Grundbegriffen des 20. Jahrhunderts hindeuten.⁸ Verheyen konstatiert für den Leistungsbegriff einen Bruch zur Sattelzeit Kosellecks, denn erst zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte er sich zu einem »Schlüsselbegriff der politisch-sozialen Sprache« (S. 151). Darüber hinaus vertritt Verheyen eine Skepsis gegenüber einem linearen Fortschritts- und Prozessdenken, das den Aufstieg des Leistungsbegriffs anonymen und autonomen Mächten (Kapitalismus, Rationalisierung) zuschreibt (vgl. S. 65, 151). Am Beispiel der Verrechtlichung von Leistung verweist sie stattdessen auf mikrogeschichtlicher Ebene darauf, dass es Menschen und nicht etwa übergreifende Kräfte waren, die als Vertragspartner handelten und somit Geschichte machten (vgl. S. 148).

Ein dialektisches Prozessdenken scheint dennoch durch, wenn die Autorin das Wechselverhältnis von einem angenommenen ökonomisch-technischen Fortschritt sowie seiner politischen Einhegung und Kontrolle beschreibt (vgl. S. 151 f.). Diese immanente widersprüchliche Spannung von Determiniertheit und Machbarkeit thematisiert Verheyen jedoch nicht. Darüber hinaus verweist Verheyen wiederholt auf die scheinbare Selbstverständlichkeit von Kollektivsingularen wie z. B. *die Leistungsgesellschaft*, *das Bürgertum* und nicht zuletzt *die Leistung selbst* (vgl. S. 96, 103, 134). Sie betont hierbei die Notwendigkeit, die Begriffe zu differenzieren und zu historisieren, problematisiert jedoch kaum, wann und warum sie sich im Singular verfestigt haben. Gegenbegriffe (wie z. B. Muße, Ermüdung, Entschleunigung, Achtsamkeit) zur Leistung bleiben weitestgehend unbeachtet,

ebenso eine mögliche dialektische Struktur von sich daraus ergebenden Begriffspaaren (z. B. Übung/ Ermüdung). Nachweise sind in gestraffter Form in Endnoten zu finden, ein umfangreiches Literaturverzeichnis gleicht dies jedoch aus. Verheyens abschließender Vorschlag, den »sozialen Kranz« (S. 208) und damit kollektive Anteile bei Leistungsbewertungen zu berücksichtigen, erinnert etwas an den von ihr zuvor kritisierten »Gesamteindruck«, mit dem ein Schuldirektor um 1900 Abweichungen von seiner Notengebung legitimierte (S. 59 f.). Der Unterschied liegt hier aber in Verheyens Forderung nach einer bewussten Aneignung des Leistungsbegriffs. In diesem Sinne könnte man das bekannte Merkel-Zitat einer gewünschten kollektiven Kraftanstrengung (»Wir schaffen das!«) als einen solchen Versuch der Neubesetzung des Leistungsdenkens verstehen. Insgesamt bewegen sich die Vor- und Nachteile dieser Begriffsgeschichte im Rahmen dessen, was eine populärwissenschaftliche Darstellung zu leisten imstande ist: Zwar verfolgt die Autorin eine klare politische Agenda, ebenso bleiben in wissenschaftlicher Hinsicht einige Fragen offen. Im Gegenzug regt sie mit ihrer historischen Dekonstruktion des Leistungsbegriffs eine öffentliche Debatte an, für die sie eine empfehlenswerte Grundlage liefert.

7 Zur historischen Semantik des Arbeitsbegriffs vgl. zuletzt Jörn Leonhard/Willibald Steinmetz (Hg.): *Semantiken von Arbeit. Diachrone und vergleichende Perspektiven*, Köln 2016.

8 Vgl. Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), H. 1, S. 79–97, hier S. 91, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

NETZ/NETZWERK/VERNETZUNG

ZU ALEXANDER FRIEDRICH: METAPHOROLOGIE DER VERNETZUNG. ZUR THEORIE KULTURELLER LEITMETAPHERN, PADERBORN: WILHELM FINK 2015;

SEBASTIAN GIEßMANN: DIE VERBUNDENHEIT DER DINGE. EINE KULTURGESCHICHTE DER NETZE UND NETZWERKE, BERLIN: KULTURVERLAG KADMOS 2016.

Peter Fritz

Netz, Netzwerk und Vernetzung sind zu Schlüsselbegriffen für die Wissensorganisation der Gegenwart geworden. Wir begegnen uns im Netz, sind vom Netz gefangen, abhängig, begeistert und vor allem mit und durch Netzwerke verbunden; wir flirten, streiten, kaufen dort. Unsere Kühlschränke befinden sich in regem Austausch mit unseren Autos, Nachttischlampen, Kaffeemaschinen sowie den Firmen und Regierungen, die sich für diese Datenflut begeistern können. Dass wir vernetzt sind, würde gemeinhin niemand mehr bestreiten. Doch der Hang zur Vernetzung geht über den Cyberspace hinaus. Denn nebenbei betreiben wir fleißig Networking, halten Ausschau nach wertvollen Kontakten, begreifen das Netzwerk als effiziente wie raumrelativierende Kooperationsform und kartographieren komplexe Abläufe mithilfe feingliedriger Netzwerkmodelle. Dieser Umstand hat in den letzten Jahren viele geisteswissenschaftliche Arbeiten zur Reflexion angestoßen. Ich werde im Folgenden hauptsächlich auf zwei neuere Studien eingehen, die die Dominanz von Netzen und Netzwerken in der Gegenwart als Ausgangsbeobachtung wählen, aber unterschiedlich mit dieser Gegenwartsdiagnose umgehen.

Alexander Friedrichs Dissertation *Metaphorologie der Vernetzung*¹ fragt mit kritischer Distanz, wie es dazu gekommen ist, dass wir alles im Zeichen des Netzwerks deuten. Sebastian Gießmanns *Verbundenheit der Dinge*² hingegen untersucht, welche kulturtechnischen Handlungen zur Ausdifferenzierung der heutigen ›Netzwerkgesellschaft‹ führten. Die erste Arbeit historisiert also die ›Netzwerkgesellschaft‹, während die zweite diesen Gesellschaftstypus implizit als gegeben voraussetzt. Gießmann widmet sich in

seiner als Verbindung von Kulturtechnikgeschichte und Diskursanalyse ausgewiesenen Studie der Materialität und Ästhetik der ›Gesten des Vernetzens‹.³ Auf den Epistemologen Ludwik Fleck rekurrierend, sieht Gießmann in der ›schiere[n] Omnipräsenz und Unausweichlichkeit des Wortes [Netzwerk]‹ ganz zu Recht einen ›Denkstil, der zum Denkwang geworden ist‹.⁴ Mit seinen zahlreichen und mit bisher eher ungebräuchlichen Quellen gesättigten, kaleidoskopischen Fallstudien dinglicher Artefakte wie auch konnektiver Strukturen in Form von Diagrammen und Ähnlichem malt der Medienwissenschaftler zwar das Phänomen der Verbundenheit in bunten Farben aus und kann vielfältige wie verblüffende Genealogien nachweisen, zur Historisierung der beobachteten Konjunktur der Netz- und Netzwerksemantik im 20. Jahrhundert leistet er jedoch keinen systematisch synthetisierenden Beitrag. Bei archäologischen und mythologischen Instrumenten zum Fisch- und Menschenfang seinen Ausgang nehmend, von Frühsozialisten über das Fräulein in der Vermittlungszentrale und Londoner U-Bahn-Pläne bis hin zu Greta Garbo und Liam Neeson collagiert Gießmann einzelne, höchst interessante, in der Auswahl aber nicht näher gerechtfertigte⁵ Stränge einer langen Genealogie der ›Netzwerkgesellschaft‹ zu einem Kuriositätenkabinett der Verbundenheit. Eine historisch kritische Distanz zu Diagnosen unserer Gegenwart als ›Netzwerkgesellschaft‹ oder ›-kultur‹ vermisst man bei ihm

3 Ebd., S. 9.

4 Sebastian Gießmann: ›Repatch. Eine kurze Wissensgeschichte der Telefonvermittlung‹, in: Jan Broch/Markus Rassiller/Daniel Scholl (Hg.): *Netzwerke der Moderne. Erkundungen und Strategien*, Wiesbaden 2007, S. 37–59, hier S. 37.

5 In der Einleitung muss sich der Leser mit den Worten zufriedengeben, dass der Autor ›epistemologisch wie ästhetisch prägende Beispiele‹ als Gegenstände seiner Analyse ausgewählt habe. Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2), S. 10.

1 Alexander Friedrich: *Metaphorologie der Vernetzung. Zur Theorie kultureller Leitmetaphern*, Paderborn 2015.

2 Sebastian Gießmann: *Die Verbundenheit der Dinge. Eine Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke*, Berlin 2016.

jedoch.⁶ Das ist der große Vorteil des Ansatzes von Alexander Friedrich, der diese Diagnosen zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung macht und fragt, wie sich der Prozess der Universalisierung der Netzmetaphorik zu einer »kulturellen Leitmetapher« vollzog.

Friedrich leistet mit seiner Arbeit somit gleich eine doppelte Anstrengung: Einerseits entfaltet er am Beispiel des Netzes eine Theorie zu einem Sonderfall der Metapherntheorie, der »kulturellen Leitmetapher« – ich komme darauf gleich zurück. Andererseits folgt das historische Unterfangen der Arbeit dem Anspruch, einen »kulturwissenschaftlichen Beitrag zu einer interdisziplinären Metaphern- und Begriffsgeschichte der Netze und Netzwerke«⁷ zu formulieren. Mit mehr oder weniger herkömmlichen Methoden der historischen Semantik und einem ausgedehnten Korpus aus archäologischen Quellen, mythischen, religiösen, poetischen, philosophischen, sozioökonomischen, ingenieurs- und naturwissenschaftlichen sowie utopischen und technikkritischen Texten rekonstruiert Friedrich konzise und im Grunde genealogisch die »strukturellen und historischen Voraussetzungen, die noch heute die kulturelle Leitfunktion der Metaphorik bedingen«.⁸ Diese Entwicklung sei nun in ihren Grundzügen umrissen:

Sich auf die Begriffe Netz, Netzwerk, Vernetzung und deren anverwandte Begriffsfelder stützend, zieht Friedrich vornehmlich deutsche, französische, englische und lateinische bzw. altgriechische Quellen heran. Ohne die Auswahl der relevanten Sprachen und etwaige Übersetzungsprobleme⁹ näher zu erläutern,

ruft er auf diese Weise einen »abendländisch«-europäischen Kulturraum auf, in dem er die Rekonstruktion der Netzmetaphoriken situiert. So beginnt Friedrichs Metaphern- und Begriffsgeschichte mit den archaischen Kulturtechniken des »Spinnens und Webens, Fangens und Bergens«, die als »textiles Paradigma«¹⁰ den Grundstein der vormodernen Netzmetaphoriken bildeten. Die hierin angelegte Struktur des Textilen ist es, die zu weiteren morphologischen Analogiebildungen im biologisch-naturwissenschaftlichen Denken des 16., 17. und 18. Jahrhunderts Anlass gab; ein Beispiel wäre die *Netzhaut*. Im 19. Jahrhundert waren es die Auswirkungen der neuzeitlichen Technik und Wissenschaft sowie insbesondere die neuen technischen Infrastrukturen wie das Schienen- oder Telegraphennetz, die die textilmorphologische Bedeutung des Netzes zu einem strukturfunktionalistischen Prinzip der Verbindung, Verteilung und Organisation umdeuteten. Wurde also das Netz erst aus Gründen der morphologischen Ähnlichkeit auf diese technischen Infrastrukturen angewendet, wirkte bald ihre Funktion der Verteilung und Verbindung auf die Metapher zurück. Die so hervorgeschaute Bedeutung der Zirkulation von Flüssen und Strömen zeitigte dabei in zweierlei Hinsicht politisierende Effekte: Einerseits konnte die Netzmetaphorik in ihrer Eigenschaft, ein unüberschaubares Ganzes abzubilden, zur Anschauung vitalistischer Vorstellungen von Gesellschaften dienen. Andererseits forderten die sich ausbreitenden Straßen, Telegraphen und Schienen zu internationaler Absprache und Standardisierung auf. Am Ende des 19. Jahrhunderts belegte die Metapher des Netzes technische, organische wie auch soziale Ordnungen. Der Niederschlag in wissenschaftlichen, technischen, philosophischen und politischen Bedeutungsgefügen verlieh der Metaphorik des Netzes eine »epistemische Leitfunktion«.¹¹ Um es auf den Punkt zu bringen: Das 19. Jahrhundert steht vor allem für die Verwissenschaftlichung einer strukturfunktionalistischen Netzsemantik.

Neben dem rein quantitativen Anstieg der Netzmetaphorik im 20. Jahrhundert habe die »Tendenz zur Verabsolutierung«, die systematisch ein »Außerhalb des Netzes« undenkbar machte,¹² auch eine

6 Auf die historische Bedingtheit sozialwissenschaftlicher Postulate hingewiesen und gegen eine unreflektierte Übernahme dieser Narrative durch die Geschichtswissenschaft ausgesprochen haben sich Rüdiger Graf/Kim Christian Priemel: »Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 59 (2011), S. 479–508. Distanz versucht Gießmann in Hinblick auf seine Methoden aufzubauen. Obgleich die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) eine Art methodische Imprägnierung der Studie von Gießmann zu sein scheint, will diese sich gerade nicht als Beitrag zur ANT verstehen. Sein Anliegen sei es, eine Sprache zu finden, die sich aus dem historischen Material ergebe. Leider finden sich bei ihm, etwas pointiert gesagt, auch dort Netzwerke, wo nicht Netzwerk draufsteht. Das führt sogar dazu, dass er einleitend Netz, Netzwerk und Vernetzung zu definieren sucht. Vgl. Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2), S. 11–15.

7 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 43.

8 Ebd., S. 46.

9 Zu Fragen zum Verhältnis der Übersetzbarkeit von Begriffen und kultureller Settings vgl. z. B. Shingo Shimada: »Zur Übersetzbarkeit von Kulturen – am Beispiel des Konzeptes

»Würde«, in: Lavinia Heller (Hg.): *Kultur und Übersetzung. Studien zu einem begrifflichen Verhältnis*, Bielefeld 2017, S. 117–130 und Matthias Kaufmann: »Translation als Bedeutungsverschiebung sozialer Begriffe und Konstruktionen«, in: ebd., S. 145–166.

10 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 284.

11 Ebd., S. 351.

12 Ebd., S. 361.

qualitative Veränderung hin zur besagten »kulturellen Leitmetapher« eingeleitet. Wenn Gießmann anhand der Bildgeschichte des Netzwerkdiagramms beispielsweise eine Übertragung der Ikonizität von Molekülmodellen der Chemie auf die menschliche Bindekraft repräsentierenden Formen innerhalb der Soziometrie der 1930er Jahre nachweist,¹³ dann unterstützt das die von Friedrich konstatierte – sich noch im genuin wissenschaftlichen Feld vollziehende – Universalisierung der Netzsemantik und ihre aus dem 19. Jahrhundert stammende »epistemische Leitfunktion«. Ohne dass Friedrich dies explizit erwähnen würde, scheint es so, als sei der Verwandlungsprozess zur »kulturellen Leitmetapher« vor allem eine Erscheinung der zweiten Hälfte und insbesondere des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts. Semantisch universalisiert und mit einem massiven Niederschlag in der Alltagssprache, der sich seit den 1970er Jahren vollzog, drang die Metaphorik des Netzes in nahezu alle Lebensbereiche ein und vereinte sozialutopische wie auch kulturkritische Diskurse. Von der New-Age-Bewegung und der Alternativkultur über die soziale Netzwerkanalyse bis hin zum Betriebsmanagement gewann die Netzsemantik laut Friedrich den Status eines Realitätsmodells und war damit ein »Modell gesellschaftlichen Wandels«.¹⁴ Auch wenn die Verabsolutierung der Netzmetaphorik einen inflationären Gebrauch des Wortfeldes in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts anzeigt, deutet dies nicht auf einen unreflektierten oder beiläufigen Gebrauch hin. Vielmehr kann Friedrich in dieser Zeit den Anstieg eines »Problemdiskurses« erkennen, der viel eher von der Umstrittenheit der Netzmetaphorik zeugt. Die Grundsignatur dieses Problemdiskurses war, im Sinne eines nun normativen Verständnisses von Vernetzung beispielsweise bisher geltende Hierarchievorstellungen oder Organisationsmodelle problematisierbar zu machen; es wurde diskutabel, wie viel Vernetzung gut, wie viel nötig und zusehends auch wie viel schädlich sei. Verabsolutierung und Problemdiskurs – oder mit anderen Worten: Das Begriffsfeld wurde im 20. Jahrhundert *unvermeidbar* und *umstritten*. Damit wäre der Grundbegriff-Charak-

ter des Netz-, Netzwerk- und Vernetzungswortfeldes angezeigt.

Die im gerade beschriebenen Sinn popularisierte Netzmetaphorik oszilliere, so Friedrich, seit dem 20. Jahrhundert zwischen einer den sozialemanzipatorischen Widerstand verkündenden Organisationsform, einer Strategie des Marktes zur Effizienzsteigerung und einem verhängnisvollen Bedrohungsszenario. Darum artikuliere sich die Netzmetaphorik auf diesem Weg auch als Anweisung des Denkens wie Handelns. Hierin sieht Friedrich den ideologischen Charakter seiner »kulturellen Leitmetapher«, die nicht einfach nur Ausdruck einer Weltanschauung ist, sondern auch dazu führt, »die Lebenswelt dieser Anschauung gemäß umzugestalten und zu rechtfertigen«.¹⁵ Man denke an die Netzeuphorie der 1990er Jahre, als im Zuge der Etablierung des Internets fundamental-demokratische Hoffnungen mit dem Phantasma einer neuen Vergesellschaftungsform laut wurden und wie nur wenige Jahre später im Kontext von Internet-kriminalität und Cyberterrorismus die Aufforderung zur Vernetzung einen deutlichen Dämpfer erhalten hat. Die Fallstudien Sebastian Gießmanns können an vielen Stellen diese von Friedrich beschriebenen Entwicklungen der Netzmetaphorik untermauern.¹⁶

Für das Ende des 20. Jahrhunderts konstatiert Friedrich – nicht ohne selbst einen ideologiekritischen und gegenwartsdiagnostischen Zeigefinger zu heben –, dass sich mit der »fortschreitenden technischen Vernetzung« eine Verwandlung »der Selbstbefreiung zu einem Instrument der Selbstbeherrschung« Bahn gebrochen habe.¹⁷ Während Friedrichs Dissertationschrift den Eindruck erweckt, das gesamte 20. Jahrhundert sei der zeitliche Rahmen, in dem die Netzmetaphorik zur »kulturellen Leitmetapher« wird, schreibt er sich in einem Aufsatz von 2016 unter Berücksichtigung derselben Quellen deutlicher in den zeitgeschichtlichen Forschungskontext der 1970er Jahre als Schwellenjahrzehnt ein.¹⁸ Versuchen wir

13 Vgl. Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2), S. 211–260.

14 Alexander Friedrich: »Vernetzung als Modell gesellschaftlichen Wandels: Zur Begriffsgeschichte einer historischen Problemkonstellation«, in: Ariane Leendertz/Wencke Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren*, Frankfurt a. M./New York 2016, S. 35–62. Im Grunde am selben Material wie in seiner Dissertation dargestellt, pointiert Friedrich in diesem Aufsatz nun seine Thesen zur »kulturellen Leitmetapher« und schneidet sie auf die Deutung der 1970er Jahre als Schwellenjahrzehnt zu.

15 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 383.

16 Vgl. für das 20. Jahrhundert vor allem die Kapitel 6–9 aus Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2). Die einzelnen Fallstudien liefern anschauliche Beispiele für die von Friedrich umrissenen metaphorologischen Verschiebungen und Übertragungen. Allerdings lässt sich bei Gießmann weder eine Gesamtdeutung noch eine Periodisierung des 20. Jahrhunderts erkennen.

17 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 365.

18 Diskursbegründend für die These der 1970er Jahre als Schwellenjahrzehnt sind Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael: *Nach dem Boom*, Göttingen 2008 sowie *Zeithistorische Forschung* 3 (2006), H. 3, Themenheft *Die 1970er Jahre. Inventur einer Umbruchzeit*, hg. von Konrad

beide Untersuchungen Friedrichs zusammenzulesen, um ein genaueres Porträt der semantischen Transformationsbewegungen zu erhalten, und ziehen die komplementären Fallstudien Gießmanns hinzu, ergibt sich folgendes Bild: Die für das 19. Jahrhundert Verwissenschaftlichung indizierende »epistemische Leitfunktion« der Netzmetaphorik scheint sich bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zu intensivieren. Aus dieser Bewegung heraus entsteht im Zuge der Verabsolutierung oder Universalisierung der Netzsemantiken ab den 1970er Jahren die besagte »kulturelle Leitmetapher«. Der qualitative und entscheidende Umbruch der Netzsemantiken hätte sich demnach also erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts vollzogen. Das historisch Neue in dieser semantischen Umbruchsphase ist auf zwei Grundaspekte reduzierbar: Die Netzmetaphorik multiplizierte ihre Bedeutungskontexte und gewann gleichzeitig an Normativität. Indem Friedrich also mit der *Verabsolutierung* und dem *Problemdiskurs* diese entscheidende semantische Transformation der Netzmetaphorik herausarbeitet, unterstützt er einerseits die Grundannahme Christian Geulens, der für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts plädiert und fordert, die sich dort anzeigenden strukturellen Veränderungen von Semantiken zu untersuchen.¹⁹ Andererseits scheint die Analyse der Netzmetaphorik zumindest damit die semantische Transformation auf das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts nach hinten zu datieren – während die Zeit vor 1970 dadurch vor allem in einer Kontinuitätslinie zum 19. Jahrhundert steht.²⁰

Jarauschi; ders.: *Das Ende der Zuversicht. Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008; ders./Michael Geyer: *Shattered Past. Reconstructing German Histories*, Princeton 2003. Die These vom Strukturbruch hat sich – auch wenn sie mit dem Anspruch daherkommt, dessen breite kulturelle, wirtschaftliche und politische Dimensionen und deren Querverbindungen zu berücksichtigen – doch eher auf die Etablierung der technisch-ökonomischen Hochmoderne kapriziert. Am wohl problematischsten an dieser These ist jedoch, dass sie sich vor allem aus Zeitdiagnosen und -deutungen der damaligen Zeitgenossen ableitet: Die Rede über postindustrielle Zeiten wird dem Historiker zur Legitimation, die Zeit als eine eben postindustrielle deklarieren zu können. Die Kritik des Verfassers an dieser reduktionistischen Lesart der Veränderung in der Zeit »nach dem Boom« teilt auch Martin H. Geyer: »Neue Arbeiten zur Geschichte der 1970er und 1980er Jahre«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 50 (2010), S. 643–669.

19 Vgl. Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 79–97, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

20 Ob man so weit gehen muss, das 20. Jahrhundert mit den 1970er Jahren enden zu lassen, müssen dann vor allem systematische Untersuchungen zu semantischen Transfor-

Doch warum eigentlich *Metapher*? Auch wenn Friedrich den historischen Teil seiner Studie als eine Begriffsgeschichte ausweist, erfolgt kaum eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der Koselleck'schen Forschung. Die Beobachtung, dass die spätestens seit den 1990er Jahren proklamierte Rede vom inflationären Gebrauch des Netzbegriffs gerade in der geisteswissenschaftlichen Reflexion dieser Diskurse zu Verwirrung geführt hat, befeuert Friedrichs Willen, Ordnung ins Dickicht der Beschreibungen zu bringen. Ist an unterschiedlicher Stelle vom Netz als »absoluter Metapher« bzw. »absolutem Begriff«, »gigantischem Begriffsfetisch«, »moderner Pathosformel«, »kulturellem Paradigma«, »utopischem Wunschbild«, »evolutionärem Prinzip«, »transdisziplinärem Konzept«, »inflationärem Modewort« und »universalem Weltmodell« die Rede,²¹ sieht Friedrich in der *Metapher* die gemeinsame Schnittmenge all jener Deutungen. Er schreibt mit freudiger Theorielust gegen eine Verunglimpfung der Metapher als bloßer »Form ungenauer Rede«²² an. In Auseinandersetzung mit Aristoteles, Blumenberg, Derrida und Ricœur fasst der Metaphorologe seine »kulturelle Leitmetapher« als »komplexe Denkfigur«²³ auf, die innerhalb historischer Konstellationen zu bestimmenden Selbst- und Weltbeschreibungen anleitet. Dabei führt sie aber stets das eigene Erbe der in die Metapher eingeschriebenen Vergangenheit mit, schreibt es um und lässt somit »sowohl das Bekannte zum Modell für das Unbekannte als auch das Fremde zum Modell für das nun neu verstandene Eigene«²⁴ werden. Aus einem komplexen Prozess der Sedimentierung historischer Bedeutungsgehalte entstanden, erhält die »kulturelle Leitmetapher« ihre leitende Position gerade deshalb, weil ihr totalisierender Charakter im Zuge einer zunehmenden Abstraktion stetig mehr Referenzen und mögliche Übertragungen produzierbar machte.

Es ist kein Zufall, dass Friedrich seine Theorie der »kulturellen Leitmetaphern« am Wortfeld des Netzes bzw. des Netzwerks konstruiert. Denn Leitmetapher der Kultur wird dieses Wortfeld, wie eben dargelegt,

mationsprozessen im 20. Jahrhundert zeigen. Stefan-Ludwig Hoffmann hat kürzlich eine Epochenklammer der Jahre 1860–1970 vorgeschlagen. Vgl. Falko Schmieder: »Reinhard Koselleck und die Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Ein Tagungsbericht«, *ZfL BLOG*, 02.07.2018, <https://www.zflprojekte.de/zfl-blog/2018/07/02/falko-schmieder-reinhard-koselleck-und-die-begriffsgeschichte-des-20-jahrhunderts-ein-tagungsbericht/> (aufgerufen am 24.04.2019).

21 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 33.

22 Ebd., S. 34.

23 Ebd., S. 47.

24 Ebd.

ja erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts. Hier treten Netz, Netzwerk und Vernetzung zunehmend mit dem Anspruch auf, andere Grundbegriffe wie »Leben, Macht, Natur und Kultur«²⁵ definitiv zu umreißen, während das Unterfangen, die Netzbegriffe zu definieren, zur Unmöglichkeit wird. Genau diese an der Netzmetaphorik des 20. Jahrhunderts beobachtete, durch die totalisierende Abstraktion ausgelöste definitivische Unverfügbarkeit entspricht exakt der Bewegung, die Christian Geulen als eine von vier zu untersuchenden Entwicklungstendenzen des Strukturwandels von Semantiken im 20. Jahrhundert als »Verflüssigung« adressiert.²⁶ Die semantische Ausstrahlung »multiple[r] Projektion[en]«²⁷ wäre in Geulens Vokabular demnach Kerneigenschaft von »kulturellen Leitmetaphern«. Es scheint so, als sei der von Friedrich beschriebene Sonderfall der Metapher als »kultureller Leitmetapher« überhaupt nur im Kontext der strukturellen semantischen Verschiebungen des 20. Jahrhunderts denkbar.

Bleiben wir für einen Moment bei Geulens Votum für eine Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Löste sich nach Koselleck bekanntlich in der Moderne die vormoderne Einheit von Erfahrung und Erwartung auf, beobachtet Geulen im 20. Jahrhundert nicht etwa ein weiteres Auseinanderdriften des Erfahrbaren und Erwartbaren. Vielmehr drehe sich das Verhältnis dieser beiden Kategorien geradezu um, sodass die Vorprägung der Erfahrungen durch die Erwartungen das entscheidende Signum der politisch-sozialen Sprache des 20. Jahrhunderts sei. Geulen deutet an, mittels dieser Bewegung eine Verräumlichung des Erwartbaren und eine an den Horizont zurückgedrängte Erfahrung als Grundmuster semantischer Veränderungsprozesse im 20. Jahrhundert erfassen zu können. Darum bestimmt er als die Grundfrage einer Begriffsgeschichte des 20. Jahrhunderts, was mit Semantiken passierte, die im Zuge der Emanzipation der Erwartung von der Erfahrung entstanden. Oder, wie er an anderer Stelle fragt: Was geschah mit der politisch-sozialen Sprache, als die Moderne selbst zur Tradition wurde?²⁸ Wenn Friedrich am Begriff der Metapher einen Index historischer Veränderung abliest, dann gibt er damit auf Geulens Frage indirekt eine Antwort. Denn so habe der Metaphernbegriff im 20. Jahrhundert – Blumenbergs Projekt der Metaphorologie steht dafür Pate – neue Konjunktur erfahren. Die

stetig voranschreitende Technisierung der Lebenswelt forderte den Reflexionsaufwand des Menschen anhaltend heraus. Es war unklar, wie die Innovationen der Technik zu bezeichnen seien. Die Metapher sei in dieser Folge zu einer »veritablen Kulturtechnik« avanciert, die die Fähigkeit besitze, »das Unbekannte dem Bekannten anzueignen«.²⁹ Auf diese Weise also stiftet die Metapher – und nun im Spezialfall die »kulturelle Leitmetapher« des Netzes – Erwartungen, ohne dafür auf konkrete Erfahrungen rekurren zu müssen. Mag die Technisierung auch die hier zugrunde liegende Erfahrung sein, sprechen die Befunde Friedrichs doch dafür, eher von einem umfassenden Erfahrungshorizont auszugehen, dessen Erfahrungsgehalte stets durch die Erwartung einer Vernetzung vorstrukturiert sind, sodass alle technischen Innovationen nicht anders als im Licht des Netzes deutbar erscheinen.

Schauen wir noch mal für einen Augenblick auf die Studie des Medienwissenschaftlers Gießmann. Stehen in seiner *Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke* viel weniger jene Begriffe als alle möglichen Spielarten des Phänomens der Verbundenheit im Vordergrund, ließe sich seine Untersuchung – die sich, wie man fairerweise sagen muss, gerade nicht als Begriffsgeschichte ausweist – als Anregung dafür verstehen, wie ein breit gefasster Medienbegriff das Korpus historisch-semantischer Forschungen erweitern könnte. Denn die Begriffsgeschichte und nicht zuletzt die des 20. Jahrhunderts sieht sich der berechtigten Kritik ausgesetzt, nicht mehr nur den gern bespielten Höhenkamm als Quellengattung heranziehen zu können.³⁰ Die Metaphorik des Netzes führt die Begrenztheit des Koselleck'schen Korpus deutlich vor Augen. Denn gerade dieses Wortfeld ist nicht analysierbar, wenn man es nicht auch in seiner ikonologischen Dimension und Medialität ernst nimmt. Am Beispiel von U-Bahn-Plänen zeigt Gießmann, wie am Beginn des 20. Jahrhunderts die Raumwahrnehmung mit dem Problem des Timings zusammenfiel und topologische Karten infolge der notwendig gewordenen Synchronisierung des Verkehrsnetzes Zeitlichkeit abzubilden hatten, wodurch die Netzwerke ihre Verzeitlichung erfuhren.³¹ Aber wäre ein nach unserer heutigen Alltagssprache netzartiger U-Bahn-Plan des frühen 20. Jahrhunderts eine zulässige Quelle für eine Begriffsgeschichte des Netzes? An Gießmanns Analysen wird die Problematik sichtbar, dass die

25 Ebd., S. 361.

26 Geulen: »Plädoyer« (Anm. 19), S. 91.

27 Ebd.

28 Vgl. Christian Geulen: »Reply«, in: *Contributions to the History of Concepts* 7 (2012), H. 2, S. 118–128, hier S. 121.

29 Friedrich: *Vernetzung* (Anm. 1), S. 232.

30 Vgl. z. B. Geulen: »Reply« (Anm. 28), S. 124.

31 Vgl. Kapitel 7 von Gießmann: *Verbundenheit* (Anm. 2).

erforderliche Erweiterung des Quellenkorpus gerade eine ernsthaftere methodologische Durchdringung der Unterscheidung von Quellen- und Analysebegriff notwendig macht, um nicht einer unreflektierten Ineinanderblendung dieser beiden Begriffe anheimzufallen und schließlich überall die zu untersuchende Semantik auffinden zu können. Ein erster, dem Begriffshistoriker Halt bietender Ankerpunkt kann es sein, nach der Referentialität der Medien zu fragen.³² So sind auch nichtsprachliche Medien in eine analysierbare Verweisstruktur von Begriffen, Texten und Erzählungen eingebettet.

Doch was passiert, wenn die Begriffsgeschichte des Netzes sich selbst in das digitale Netzwerk der Sprache verlagert, sich also Methode und Gegenstand nach einem langen Abstraktionsprozess schließlich auf derselben Seite wiederfinden? Ist Sprache erstmal als ein relationales Modell von Aussagen und Worten verstanden worden, werden innerhalb des Netzwerks der Sprache die Verteilungshäufigkeit wie auch die Stellung einzelner Lemmata bestimmbar. Steht dann auch noch eine Fülle von digitalisiertem Material zur Verfügung, sind den Hoffnungen von Forschern kaum noch Grenzen gesetzt. So erfreuen sich die Digital Humanities aktuell großer Beliebtheit, sind ihre Methoden doch mit der Erwartung aufgeladen, enorme Datenmengen in kürzester Zeit prozessieren und damit den Thesen der Geisteswissenschaftler endlich wasserdichte Validität verleihen zu können. Alexander Friedrich und Chris Biemann diskutieren in einem Aufsatz von 2016 am Beispiel moderner Netzsemantik die Möglichkeiten und Grenzen einer solchen sprachtechnologischen Forschung.³³ Im Verlauf der im Aufsatz vorgeführten digitalen Begriffsgeschichte des Netzes bestätigen sich einerseits die Thesen aus Friedrichs hier besprochener Studie zur Metaphorologie der Vernetzung. Andererseits verweisen die Autoren explizit darauf, dass ihre sprachtechnologischen Befunde, die eine Veränderung der Netzsemantik im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts anzeigen, Geulens These eines auffallenden Wandels semantischer Strukturen im 20. Jahrhundert unterstützen. Auf

dieses Verfahren einer digitalen Begriffsgeschichte sei nun abschließend ein kurzer Blick geworfen.

Über reine Häufigkeitsmessungen hinausgehend und auf der statistischen Auswertung großer und im Grunde frei auswählbarer Textkorpora basierend, skizzieren Friedrich und Biemann ein komplexes Analyseverfahren, das zur Unterscheidung verschiedener Wortbedeutungen bzw. -verwendungen fähig sein soll. Dazu werten sie durch ein auf de Saussures Paradigma und Syntagma beruhendes Verfahren aus, wie häufig verschiedene Wörter in gleichen syntaktischen Relationen stehen, und gewichten daraus ableitend paradigmatische Beziehungen. Die Prämisse ihres hier in all seiner Kompliziertheit nicht näher beschreibbaren Verfahrens folgt so der Setzung, dass ähnliche Syntagmen von Wörtern auf ähnliche Bedeutungen der zugrunde liegenden Wörter schließen lassen. Also: Je ähnlicher der Kontext der Begriffe, desto ähnlicher ihre Semantik. Dies ist die Grundidee ihrer »Methode der vorwissensfreien Bedeutungsinduktion«.³⁴ Die so gewonnenen Bedeutungskontexte lassen sich dann genauer kategorisieren und diachron verfolgen. Vor allem bietet dieses Verfahren die Möglichkeit, auf der Betrachtungsebene ständig zwischen der Vogelperspektive der Datenagglomerationen und den individuell aufgelösten Einzelquellen zu wechseln.

So sehen Friedrich und Biemann in ihrer Methode mindestens die Chance, eine statistische Bestätigung bestehender, nach herkömmlichen Verfahren der historisch-semantischen Analyse verfasster Befunde liefern zu können. Sie artikulieren die Hoffnung, mit der digitalen Methode eine »Heuristik begriffsgeschichtlicher Hypothesenbildung« angedacht zu haben.³⁵ Da bei Letzterem die im Verlauf des Analyseprozesses generierten Daten jedoch immer wieder durch Vorwissen zu bereinigen, also manuell zu filtern sind, scheint sich diese Hoffnung nur dann zu erfüllen, wenn bereits vor der Untersuchung eine Ahnung besteht, nach welchen Hypothesen Ausschau zu halten ist. Dennoch sollte das von Friedrich und Biemann skizzierte Verfahren nicht unterschätzt werden. Denn die oft konstatierte Unübersichtlichkeit der Quellenlage des medialisierten 20. Jahrhunderts verhilft gerade einem statistischen, auf Datenvielfalt

32 Vgl. Ludwig Jäger: »Bezugnahmepraktiken. Skizze zur operativen Logik der Mediensemantik«, in: ders. u. a. (Hg.): *Medienbewegungen. Praktiken der Bezugnahme*, München 2012, S. 13–41.

33 Alexander Friedrich/Chris Biemann: »Digitale Begriffsgeschichte? Methodologische Überlegungen und exemplarische Versuche am Beispiel moderner Netzsemantik«, in: *Forum Internationale Begriffsgeschichte* 5 (2016), H. 2, S. 78–96.

34 Ebd., S. 85

35 Ebd., S. 88. In eine ähnliche Richtung argumentierte kürzlich Silke Schwandt: »Digitale Methoden für die Historische Semantik. Auf den Spuren von Begriffen in digitalen Korpora«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 44 (2018), H. 1, S. 107–134.

angewiesenen Verfahren zu größerer Validität – sofern sich Wege ergeben, die Korpora der sprachtechnologischen Methoden mit diesen Quellen zu ›füttern‹. Die Erwartungen an dieses digitale Verfahren werden also an zukünftigen Studien erst noch zu überprüfen sein. Während sich das ›digitale Zeitalter‹ an seinem womöglich paradigmatischsten Begriff seiner selbst zu vergewissern scheint, dient der digitale Blick, zumindest im Fall der Netzsemantik, einer klassischen Begriffsgeschichte zur Bestätigung ihrer Befunde.

RAUM: EIN BEGRIFFSGESCHICHTLICHES DESIDERAT

ZU STEPHAN GÜNZEL (HG.): RAUM. EIN INTERDISZIPLINÄRES HANDBUCH, STUTTGART: J. B. METZLER 2010.

David Kaldewey

1967, im gleichen Jahr, in dem Richard Rorty seine Bestandsaufnahme zum *linguistic turn* publiziert, hält Michel Foucault einen Vortrag über ›andere Räume‹. Das 19. Jahrhundert, so Foucault, sei die Epoche der Geschichte und der Zeit gewesen, seine Themen waren »Entwicklung und Stillstand, Krise und Zyklus, die Akkumulation des Vergangenen«. Das 20. Jahrhundert dagegen – für Foucault: die Gegenwart – sei als Epoche des Raumes zu begreifen: »Wir leben im Zeitalter der Gleichzeitigkeit, des Aneinanderreihens, des Nahen und des Fernen, des Nebeneinander und des Zerstreuten«.¹ Der Strukturalismus, so Foucault weiter, sei der Versuch, in diesem Sinne den Zusammenhang zwischen den Elementen nicht mehr als Abfolge, sondern als Ensemble von Relationen zu begreifen, als »Konfiguration«. Der Raum, so könnte diese viel zitierte Passage gedeutet werden, wäre gegenüber der Sprache eine noch grundlegendere Kategorie; der *linguistic turn* dann nur noch eine Variante des *spatial turn*. In der Lesart von Stephan Günzel, dem Herausgeber des 2010 erschienenen interdisziplinären Handbuches *Raum*, erscheint die Sprachwende in diesem Sinne als Teil der Vorgeschichte der späteren »Raumkehren«.²

Explizit benannt wird der *spatial turn* allerdings erst zwei Jahrzehnte nach Foucaults Zeitdiagnose. Als Urheber des Begriffs gilt der Geograph Edward Soja: Während der Begriff in dessen *Postmodern Geographies* (1989)³ noch eher beiläufig auftaucht, wird er im

späteren Buch *Thirdspace* (1996)⁴ schon als eine der wichtigsten intellektuellen wie politischen Entwicklungen des späten 20. Jahrhunderts vorgestellt.⁵ Dass Soja seine Überlegungen zur Relevanz des Raumes im 20. Jahrhundert wiederum mit dem eben erwähnten Beitrag Foucaults einleitet, zeigt, wie wichtig jener, ideengeschichtlich betrachtet, für die Karriere des Raumbegriffes war. Überraschend ist das insofern, als der Raum im Gesamtwerk Foucaults zwar immer wieder thematisch, aber nie zu einem Zentralbegriff geworden ist. Das Gleiche gilt übrigens für eine Reihe von weiteren Autoren, die in der gegenwärtigen Raumdiskussion viel gelesen (oder zumindest viel zitiert) werden. Der Beitrag der Geographie, insbesondere der Humangeographie, für die der Raumbegriff historisch konstitutiv ist, soll damit nicht kleingeredet werden, doch bilden die Geographinnen und Geographen, auch das zeigt das Handbuch, nur eine kleine Fraktion in der interdisziplinären Gemeinschaft der Raumforschenden. Das Buch enthält 21 Kapitel von insgesamt 28 Autorinnen und Autoren; von Letzteren sind nur vier im weiteren Sinne der Geographie zuzuordnen.

Gerade der interdisziplinäre Zuschnitt des Handbuches ermöglicht nun eine über einzelne Autoren und Stichwortgeber hinausgehende Einschätzung der Bedeutung und Karriere des Raumbegriffs in verschiedenen Disziplinen und Forschungsfeldern. Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Im ersten, wissenschaftshistorisch geprägten Teil werden Raumbegriffe und Raumvorstellungen in den Naturwissenschaften, Geowissenschaften sowie in den bildenden und darstellenden Künsten referiert. Für die Mathematik, Physik, Optik und Geowissenschaften wird jeweils der gesamte Zeitraum von der Antike bis zur

1 Michel Foucault: »Von anderen Räumen (1967)«, in: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.): *Raumtheorie. Grundlagen-texte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2006, S. 317–329, hier S. 317.

2 Stephan Günzel: »Kopernikanische Wende«, in: ders. (Hg.): *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010, S. 77–89, hier S. 77.

3 Edward W. Soja: *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London/New York 1989.

4 Edward W. Soja: *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*, Oxford 1996.

5 Jörg Döring: »Spatial turn«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 90–99, hier S. 90.

Moderne behandelt. Diese Überblicksdarstellungen sind allerdings für die Frage der Bedeutung des Raumes im 20. Jahrhundert nur von begrenzter Aussagekraft. Für eine etwas enger gefasste Vorgeschichte des *spatial turn* einschlägig sind die Abschnitte über die Kartographie und Geodäsie⁶ sowie über Kulturklimatologie und Geopolitik,⁷ in denen gleichermaßen die wissenschaftliche wie die gesellschaftliche Praxis des Umgangs mit dem geographischen Raum rekonstruiert wird. Das Kapitel über die verschiedenen Künste⁸ zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass das Verhältnis von Raum und Zeit bzw. von raum- und zeitbezogenen Künsten durch die verschiedenen Epochen hindurch betrachtet wird.

Der zweite und konzeptionell zentrale Teil des Handbuches widmet sich der Analytik, der Begriffsgeschichte, der Ideengeschichte und der Kritik der »Raumkehren«. Schwierig gestaltet sich das einführende Kapitel, in dem die Metapher der kopernikanischen Wende für eine Gesamtdarstellung der Verflechtung von Geschichte der Philosophie nach Kant und den damit jeweils assoziierten Raumvorstellungen herhalten muss. Am Ende steht hier die These, dass erst die phänomenologische Hinwendung zu den Dingen eine eigentliche kopernikanische Wende vollzieht.⁹ Da die Relevanz dieser innerphilosophischen Entwicklungen für den gegenwärtigen Theoriediskurs sowie für die Analyse historisch-sozialer Realitäten abstrakt bleibt, entsteht gelegentlich der Eindruck, dass sich die Philosophie dem interdisziplinären Erkenntnisinteresse der anderen Disziplinen entzieht. Demgegenüber konzentrieren sich die drei anschließenden Kapitel auf konzeptionelle und disziplinäre Variationen des *spatial turn* im Kontext der neueren Sozial- und Kulturwissenschaften und arbeiten dabei präzise auch die Differenzen zu verwandten Begrifflichkeiten (*topographical turn*, *topological turn*, *geographical turn*) heraus. Hilfreich ist die von Jörg Döring vorgeschlagene Unterscheidung von zwei Entwicklungen, die mit der Rede vom *spatial turn* angesprochen sein können: Erstens die »Revalorisierung von Raum bzw. Räumlichkeit im Kategoriengefüge von Kultur- und Sozialwissenschaften«, zweitens »die (Wieder-)Entdeckung der Humangeographie

als Impulsgeberin für transdisziplinäre Debatten«.¹⁰ Döring ist auch der erste Autor des Handbuches, der systematisch zwischen der Wortgeschichte und der Ideengeschichte des *spatial turn* unterscheidet. Ergänzt wird diese Systematik von Kirsten Wagner, die herausarbeitet, dass und wie sich in den jüngeren Literatur- und Medienwissenschaften eine »kulturwissenschaftliche Raumforschung« herausgebildet hat, die mit dem Begriff des *topographical turn* markiert werden kann.¹¹ Hilfreich ist in diesem Zusammenhang auch die fundierte Diskussion der bei verschiedenen Autorinnen und Autoren unterschiedlich gehandhabten Begriffe der Topographie und der Topologie. Das letzte Kapitel des zweiten Teils ist einer kritischen Nachfrage gewidmet: Roland Lippuner und Julia Lossau stellen die Essentialismus-Frage und erörtern, ob die »Raumkehre« auch in eine »Raumfalle« führen kann.¹² Interessant ist, dass damit gerade zwei Vertreter der Sozial- und Kulturgeographie die raumfreudigen Nachbardisziplinen etwas zu bremsen suchen.

Im umfangreichen dritten Teil schließlich werden Themen und Perspektiven vertieft, jedes Kapitel umreißt einen Typus Raum, für den dann meist auch eine spezifische Disziplin für zuständig erklärt wird – behandelt werden so der historische Raum, der politische Raum, der ökonomische Raum, der körperliche Raum, der postkoloniale Raum, der soziale Raum, der technische Raum, der mediale Raum, der kognitive Raum, der landschaftliche Raum, der urbane Raum, der touristische Raum, der poetische Raum und der epistemische Raum. Eine annähernd vollständige Darstellung dieser vielfältigen Beiträge kann hier nicht geleistet werden. Die folgenden Anmerkungen beziehen sich deshalb auf übergreifende und sich wiederholende Themen, die sich bei der Lektüre des Bandes aufdrängen.

Ein erster solcher Punkt betrifft die auffallende Redundanz bei der Rezeption einer kleinen Anzahl von zu Klassikern der Raumforschung ernannten Autoren. Der Eindruck beispielsweise, dass Foucaults oben erwähnter kurzer Text zu einer Art Gründungs-urkunde der sozial- und kulturwissenschaftlichen Raumforschung geworden ist, ergibt sich im Laufe der Lektüre durch immer neue Rekurse von Kapitel zu Kapitel. Das Personenregister bestätigt den Eindruck; Foucault wird in 14 von 21 Kapiteln rezipiert, so häufig

6 Ute Schneider: »Kartographie und Geodäsie«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 24–33.

7 Hans-Dietrich Schultz: »Kulturklimatologie und Geopolitik«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 44–59.

8 Michaela Ott: »Bildende und darstellende Künste«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 60–76, hier S. 60 f.

9 Stephan Günzel: »Kopernikanische Wende« (Anm. 2), hier S. 87.

10 Döring: »Spatial turn« (Anm. 5), S. 90.

11 Kirsten Wagner: »Topographical Turn«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 100–109, hier S. 100.

12 Roland Lippuner/Julia Lossau: »Kritik der Raumkehren«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 110–119, hier S. 111.

wie kein anderer Autor. Auf Platz zwei kommt der Soziologe Georg Simmel, der in neun Kapiteln zumindest erwähnt wird. Einschlägig ist der dritte Platz für Henri Lefebvre, dessen Buch *La production de l'espace* (1974)¹³ bzw., in der auffallend späten englischen Übersetzung, *The Production of Space* (1991)¹⁴ als erste umfassende sozialwissenschaftliche Theoretisierung des Raumes gelten kann. Immerhin in sieben Kapiteln des Handbuches findet Lefebvre Erwähnung, teilt sich diesen Platz allerdings mit Michel de Certeau, Jacques Derrida und Immanuel Kant. Nimmt man zu dieser Liste noch diejenigen Autoren hinzu, die in fünf oder sechs Kapiteln behandelt werden, erhält man eine Liste mit den üblichen Verdächtigen vor allem der deutschen und französischen Philosophie des 20. Jahrhunderts, ergänzt um ein paar Heroen aus älteren Zeiten: Aristoteles, Bachelard, Benjamin, Deleuze, Flusser, Guattari, Hegel, Heidegger, Leibniz, Lévi-Strauss, McLuhan, Newton. In diesem Feld gibt es nur einen Autor, der nicht in die Kategorie der großen Klassiker fällt: Friedrich Ratzel, der einzige Geograph unter den meistzitierten Autoren im Raumdiskurs und ein zugleich wirkmächtiger und umstrittener Hochschullehrer der Geographie im 19. Jahrhundert, bekannt für Konzepte wie Lebensraum und Geopolitik. Interdisziplinär rezipiert wurde und wird er vor allem, weil er als Wegbereiter der nationalsozialistischen Lebensraumideologie gesehen wird.¹⁵

Die Ratzel-Referenz verweist auf ein Thema, das im hier besprochenen Band im Vergleich zu anderen Publikationen aus dem deutschsprachigen Raum nur am Rande verhandelt wird: die ideologische Vereinnahmung und Politisierung des Raumbegriffes durch den Nationalsozialismus. Dass der Raumbegriff zumindest in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts eine zugleich beachtliche wie problematische Karriere gemacht hat, ist bekannt und insbesondere von Werner Köster in seinem Buch *Die Rede über den »Raum«* umfassend untersucht worden. Zu Recht betont Köster, dass der Raumbegriff eine bedeutende Rolle im epistemologischen Überbau der nationalsozialistischen Ideologie gespielt hat und dass mit dem Begriff nicht nur »Sprachpolitik«, sondern auch »Theoriepolitik« betrieben wurde.¹⁶ Köster beschäftigt sich deshalb

nicht nur mit der Breitenwirksamkeit, der »numinosen Fülle« und der grundlegenden, »politisch noch ganz unspezifische[n] Metaphorizität« des Raumbegriffs,¹⁷ sondern in besonderer Weise auch mit dessen für die Artikulation einer Ideologie notwendigen philosophisch-wissenschaftlichen Überformung. Sein Fokus liegt konsequenterweise auf fachspezifischen Binnendiskursen der Politischen Geographie, der Soziologie, der Völkerrechtswissenschaft und der Raumplanung. Eine solche begriffsgeschichtlich informierte Untersuchung der politisierten Verwendung des Raumbegriffs nicht nur in der Geographie, sondern auch in anderen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen vermisst man im interdisziplinären Handbuch *Raum*. Zwar weisen einzelne Autorinnen und Autoren darauf hin, dass politische Bezüge auf Raum und Räumliches noch zu Beginn der 1980er Jahre als »revisionistisch« galten¹⁸ und dass auch der gegenwärtige politische Raumdiskurs »den Schatten der deutschen Geopolitik nicht so leicht abschütteln kann«,¹⁹ doch die Mehrzahl der Autorinnen und Autoren blendet die mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts korrelierenden historischen Konjunkturen des Raumbegriffs in den jeweiligen Disziplinen zugunsten einer analytischen Perspektive auf den Raumbegriff aus.

Hervorzuheben ist an dieser Stelle, dass das zentrale Erkenntnisinteresse des Handbuchs kein begriffsgeschichtliches ist. Zwar finden sich immer wieder Notizen zur Wortgeschichte des Begriffs und zu seiner metaphorischen Verwendung in verschiedenen disziplinären Zusammenhängen, doch der Schwerpunkt fast aller Beiträge liegt in der Diskussion des analytischen Potentials des Begriffs für die heutige Forschung in den Sozial- und Kulturwissenschaften. So legitim dieses Anliegen ist, so entsteht doch immer wieder der Eindruck, dass die Argumentationsfigur des *spatial turn* oder der »Raumwende« überreizt wird und stereotype Narrative reproduziert. Ein erstes Beispiel dafür sind die Variationen der erwähnten, prominent von Foucault etablierten These, der zufolge eine Epoche der Zeit durch eine Epoche des Raums abgelöst worden sei. Im ansonsten lesenswerten Kapitel über den postkolonialen Raum beispielsweise heißt es in der Einleitung, dass die Raumfrage innerhalb der (post-)kolonialen Studien »zunehmend eine zentrale Stellung« einnehme, während früher

13 Henri Lefebvre: *La production de l'espace*, Paris 1974.

14 Henri Lefebvre: *The Production of Space*, übers. von Donald Nicholson-Smith, Malden 1991.

15 Schultz: »Kulturklimatologie und Geopolitik« (Anm. 7), S. 52–57.

16 Werner Köster: *Die Rede über den »Raum«*, Heidelberg 2002, S. 8.

17 Ebd., S. 11.

18 Lippuner/Lossau: »Kritik der Raumkehren« (Anm. 12), S. 110.

19 Eva Geulen: »Politischer Raum: Öffentlichkeit und Ausnahmezustand«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 134–144, hier S. 135.

»die zeitlichen Dimensionen sozialer Phänomene« zu stark betont worden seien.²⁰ Empirische Evidenz für diese schlichte Affirmation der *spatial turn*-Rhetorik findet sich keine, und man fragt sich, ob es in einer unbekannten wissenschaftshistorischen Vergangenheit (post-)koloniale Studien gab, in denen die räumlichen Relationen zwischen Imperien und Kolonien keine Rolle gespielt haben. Ein anderes Beispiel für stereotype Narrative ist das vor allem der neueren Raumsoziologie zugrunde liegende Argumentationsmuster, dem zufolge eine überkommene, auf alte weiße Männer wie Euklid oder Newton zurückgehende Vorstellung eines ›absoluten‹, ›dreidimensionalen‹ und alles in sich enthaltenden ›Containerraums‹ abgelöst worden sei oder abgelöst werden müsse durch relationale, dynamisierte und auf soziale Konstruktionsprozesse zurückgehende Raumkonzeptionen. Auch wenn sich die Debatte um den *spatial turn* um historische Referenzen bemüht, bleibt der Verdacht, dass diese nur als Folie für die Plausibilisierung einer neuen Analytik dienen. Vor diesem Hintergrund könnte eine stärkere Berücksichtigung der Begriffsgeschichte als Korrektiv dienen. Deren Grundeinsicht ist, dass gerade geschichtliche Grundbegriffe, Leitbegriffe und umkämpfte Begriffe konstitutiv vieldeutig sind und sich durch Deutungs Offenheit auszeichnen: Ein Begriff, so Reinhart Koselleck, »muß vieldeutig bleiben, um Begriff sein zu können«, und impliziert notwendig die »Fülle eines politisch-sozialen Bedeutungszusammenhangs«.²¹ Begreift man den Raumbegriff in diesem Sinne, erscheinen viele der heutigen Bemühungen um eine saubere Analytik als ein Kampf gegen Windmühlen und fungieren letztlich eher als zeitgenössische Quellen denn als Beiträge für eine umfassende Begriffsgeschichte des Raums. Eine besondere Schwierigkeit des Raumbegriffs liegt zusätzlich darin, dass das Wort nicht nur in den relevanten gesellschaftlichen Sphären (Politik, Wirtschaft, Recht, Wissenschaft, Kunst etc.) spezifische Bedeutungen erhalten hat, sondern darüber hinaus seit Langem eine fundamentale Kategorie der Alltagssprache ist. Das erklärt dann wiederum, weshalb sich viele Theoretiker des Raumes um eine gewissermaßen distanziertere wissenschaftliche Terminologie bemühen und beispielsweise auf Prozessbegriffe ausweichen (›Spatialisierung‹, ›Ver-räumlichung‹, ›Enträumlichung‹). Instrukтив in diesem

Zusammenhang sind die Überlegungen von Walter Seitter, der den Begriff der Enträumlichung in ein komplexes semantisches Feld einbettet und zugleich nach möglichen Oberbegriffen für raumbezogene Prozesse fragt (›Raumpraktiken‹, ›Raumtechniken‹, ›Raumkonstruktion‹, ›Raumgestaltung‹, ›Raumverhalten‹).²² Im Blick auf zukünftige interdisziplinäre Handbücher zum Raumbegriff wäre zu hoffen, dass die Unmöglichkeit einer sauberen Trennung zwischen der analytischen und historischen Bedeutungsebene des Begriffs stärker reflektiert und in der Folge sichtbar gemacht wird, welche historischen Bedeutungsschichten in verschiedenen disziplinären Kontexten jeweils mitlaufen, wenn von Raum die Rede ist, und wie historische Akteure in verschiedenen Kontexten den Raumbegriff verwendet haben oder eben nicht.

Vorarbeiten zu einer begriffsgeschichtlich sensiblen Perspektive, die sich der schwierigen Abgrenzbarkeit zwischen analytischen und historischen Begriffen bewusst ist, finden sich in den Beiträgen von Roland Lippuner und Julia Lossau²³ sowie von Laura Kajetzke und Markus Schroer.²⁴ In beiden Kapiteln ist diese Problematik eng mit der alten Problematik des Verhältnisses von realistischen und konstruktivistischen Epistemologien verknüpft. Lippuner und Lossau warnen, wie oben schon erwähnt, vor einem mit der Konjunktur des Raumbegriffs einhergehenden neuen Essentialismus. Wege aus einer solchen »Raumfalle« sehen sie in »diskurs- und zeichentheoretischen, aber auch praxistheoretischen Ansätzen, die [...] ›Raum‹ konsequent als Basiskategorie der Bezeichnung – als Raumsemantik – bzw. als Produkt alltäglicher Praktiken betrachten«.²⁵ Solche Ansätze verzichten konsequent auf eine analytische Definition; Raum ist dann keine Kategorie, mit deren Hilfe etwa Geographinnen oder Soziologinnen die Welt beobachten, sondern eine in der sozialen Realität verwendete Semantik, die auf ihren historischen Wandel, ihre Kontextabhängigkeit und ihre kommunikative Funktion hin untersucht werden kann: »In diesem Sinne kann ›Raum‹ nicht mehr – aber auch nicht weniger – als eine Vorstellung von der Welt und somit eine kulturelle Konvention sein, über die innerhalb

20 Shalini Randeria: »Postkolonialer Raum: Randständigkeit und Thirdspace«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 177–191, hier S. 177.

21 Reinhart Koselleck: »Einleitung«, in: ders./Otto Brunner/Werner Conze (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XIII–XXVII, hier S. XXII.

22 Walter Seitter: »Technischer Raum: Enträumlichung«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 204–218, hier S. 206.

23 Lippuner/Lossau: »Kritik der Raumkehren« (Anm. 12), S. 110 ff.

24 Laura Kajetzke/Markus Schroer: »Sozialer Raum: Verräumlichung«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 192–203, hier S. 192 ff.

25 Lippuner/Lossau: »Kritik der Raumkehren« (Anm. 12), S. 111.

einer Sprachgemeinschaft Konsens herrscht.«²⁶ Eine ähnliche Stoßrichtung findet sich in der wissenssoziologischen Perspektive von Kajetzke und Schroer, denen zufolge eine umfassende Raumanalyse nicht darauf zielt, »eine objektive, ›wahre‹ Raumdefinition zu ermitteln, sondern zu reflektieren, wie Raum bisher konzipiert wurde.«²⁷ Allerdings bezieht sich diese Aussage nicht auf die vielfältige Verwendung der Raumsemantik in konkreten historischen Kontexten und sozialen Welten, sondern viel spezifischer auf die Verwendung von impliziten, latent wirkenden Raummodellen in der soziologischen Theoriebildung. Es spricht jedoch nichts dagegen, diese wichtige wissenssoziologische Fragestellung über die Geschichte der soziologischen Theorie hinaus auszuweiten und auf die gesamte funktional differenzierte Gesellschaft zu beziehen.

Eine weitere Frage, die durch die gegenwärtige interdisziplinäre Raumdebatte aufgeworfen wird, schließt unmittelbar an solche wissenssoziologischen Überlegungen an. Es ist die Frage, ob die aktuelle Konjunktur des Raumbegriffes als Neuaufgabe der sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs von den 1960er bis in die 1990er Jahre prägenden Konstruktivismus/Realismus-Debatte verstanden werden kann. Lippuner und Lossau beispielsweise erläutern am Beispiel mehrerer Autoren, wie das neue Interesse am Raum mit dem Wunsch einhergeht, »dass die ›harte‹, konkrete Seite der gesellschaftlichen Wirklichkeit bzw. deren physisch-materielle Grundlagen wieder stärker berücksichtigt werden«.²⁸ Und im abschließenden Kapitel über den epistemischen Raum verweisen Christine Hanke und Sabine Höhler auf die offene Frage einer »historische[n] Verschiebung der Gewichtung von sozialkonstruktivistischen Ansätzen hin zu einer ›neuen Ontologie‹«, wie sie etwa von Bruno Latour intendiert sei.²⁹ Bislang, so die Autorinnen, gelinge es der Wissenschaftsforschung nur in Teilen, »die sperrige Materialität der Welt [...] auf eine Weise zu erfassen, die nicht in jene Position des Realismus und Objektivismus zurückfällt, die als essentialistische Haltung längst überwunden geglaubt war«.³⁰ Solche Diskussionen erinnern an Andrew Abbots These, der zufolge die Geschichte

der soziologischen Theorie seit Jahrzehnten durch alternierende Konjunkturen von konstruktivistischen und realistischen Argumentationen geprägt ist.³¹ Anstatt hier jedoch auf die reine Wiederholung des Immergleichen zu schließen, wäre zu fragen, wie genau und warum die Übersetzung der Realismus/Konstruktivismus-Debatte in den Raumdiskurs so attraktiv erscheint. Eine mögliche These wäre, dass der Raumbegriff durch seine größere Nähe zur Alltagskommunikation als Plausibilitätsanker funktioniert, mit dem abstrakte Argumente für einen neuen Realismus oder einen neuen Essentialismus stabilisiert werden können: Das Pochen auf die Realität des Raums geht gewissermaßen leichter von der Hand als das Pochen auf die Realität der Welt.

Abschließend verbleiben zwei Themenkomplexe, die im Handbuch nicht explizit angesprochen sind und insofern als Desiderate der interdisziplinären Raumdebatte gelten können. Das erste Thema ist die wissenschaftssoziologische Frage nach der Identitätsarbeit der am Diskurs beteiligten sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen. Die Rhetorik der *turns* und ›Wenden‹ insinuiert die Entdeckung neuer Gegenstände und Perspektiven, deren Erschließung oder Eroberung mit Relevanzansprüchen verbunden wird. Wer zum Raum nichts zu sagen hat, riskiert dann in gewisser Weise den Anschluss an die Gegenwart. Gerade die realistischen und objektivistischen Konnotationen des Raumbegriffes implizieren, dass hier die Realität selbst Ansprüche stellt, denen die Forschung gerecht werden muss. Aus dem Blick gerät so aber die Frage, ob die Entdeckung des Raumes und das Aufteilen der anfallenden Beute nicht auch durch disziplinäre und innerakademische Eigendynamiken zu erklären ist. Ein Indikator hierfür sind die zahlreichen Dissertationen und Habilitationen, die sich diesem Thema widmen und in denen Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler entsprechend allgemein bekannten Karriere-logiken unter Beweis stellen, dass sie ein eigenes, neues und innovatives Forschungsfeld für sich beanspruchen können. In der Soziologie beispielsweise hat sich in den letzten 20 Jahren ein Typus von Qualifikationsschriften etabliert, der die Geschichte der Soziologie, die ja im Wesentlichen mit dem 20. Jahrhundert zusammenfällt, jeweils einmal von A bis Z durcharbeitet und die vielfältigen Klassiker und Schulen daraufhin untersucht, inwiefern bestimmte Aspekte – Raum, Materialität, die natürliche Umwelt,

26 Ebd., S. 116.

27 Kajetzke/Schroer: »Sozialer Raum: Verräumlichung« (Anm. 24), S. 201.

28 Lippuner/Lossau: »Kritik der Raumkehren« (Anm. 12), S. 112.

29 Christine Hanke/Sabine Höhler: »Epistemischer Raum: Labor und Wissensgeographie«, in: Günzel (Hg.): *Raum* (Anm. 2), S. 309–321, hier S. 320.

30 Ebd.

31 Vgl. Andrew Abbott: *Chaos of Disciplines*, Chicago/London 2010, S. 87–89.

Dinge etc. – jeweils unzureichend bearbeitet und konzeptualisiert wurden. Im Falle des Raumbegriffs wurde diese Form eigendynamischer Wissensproduktion dadurch unterstützt, dass das Raumthema nach dem Zweiten Weltkrieg tatsächlich und aus guten Gründen diskreditiert war und entsprechend bis in die 1980er Jahre hinein vernachlässigt wurde. Es bedurfte umfassender wissenschaftssoziologischer Forschung, um genauer zu eruieren, wie viel wissenschaftliche Neuheit solche Arbeiten dann tatsächlich hervorzubringen vermögen – oder ob man es eher mit akademischen Fingerübungen zu tun hat, in denen die Autorinnen und Autoren darlegen, dass und wie sie in der Lage sind, erfolgreich Forschungslücken zu konstruieren, und dabei zugleich ihre breite Kenntnis der historischen Theorielandschaft illustrieren. Es wäre vor diesem Hintergrund denkbar, dass eine gründliche Lektüre der in einer bestimmten Disziplin produzierten Beiträge zum *spatial turn* – oder auch zu anderen *turns* – vielleicht mehr Erkenntnisse über die Identitätsarbeit und die Identitätskrisen von sozial- und kulturwissenschaftlichen Teildisziplinen hervorbringt als Erkenntnisse über den diffusen Gegenstand des Raumes.

Das zweite im Handbuch vernachlässigte Thema ist, wie schon mehrfach angedeutet, die Begriffsgeschichte. Gerade wenn man das Narrativ einkauft, dass der Raumbegriff in besonderer Weise intellektuelle Verschiebungen im 20. Jahrhundert markiert, dann bietet es sich an, die Auseinandersetzung mit dem Raumbegriff auch als Beitrag zu einer Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts zu verstehen, wie sie von Christian Geulen skizziert wurde. Während sich die klassische Begriffsgeschichte auf die Sattelzeit des 18. und 19. Jahrhunderts konzentriert hatte, schlägt Geulen vor, das 20. Jahrhundert als eine neue Schwellenzeit zu beschreiben, in der ein weiterer tiefgreifender Bedeutungswandel der historisch-politischen Sprache zu beobachten ist.³² Für den Raumbegriff lässt sich tatsächlich leicht plausibel machen, dass er in der ersten Sattelzeit keine zentrale Rolle gespielt hat; entsprechend wird er in den zwischen 1972 und 1997 herausgegebenen *Geschichtlichen Grundbegriffen* nicht aufgeführt. Interessant ist nun weiter, dass Geulen die Schwellenzeit des 20. Jahrhunderts anhand von vier »Entwicklungstendenzen« charakterisiert, die

er Verwissenschaftlichung, Popularisierung, Veräumlichung und Verflüssigung nennt. Sichtbar wird damit ein noch ungelöstes konzeptionelles Problem: Wenn der Begriff der Veräumlichung Teil der Analytik ist, mit der die Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts untersucht werden sollen,³³ dann wird es schwierig, »Raum« selbst als einen solchen Grundbegriff neben anderen zu verstehen. Hier wiederholt sich also das oben angeschnittene Problem der Trennung der analytischen und der historischen Begriffsverwendung. Die Herausgeberinnen und Herausgeber eines zukünftigen Lexikons zu den Grundbegriffen des 20. Jahrhunderts hätten also wiederum zu entscheiden, ob sie dem Raumbegriff ein Kapitel widmen sollen und ihn damit konsequent historisieren, oder ob sie ihn als Analysekategorie einsetzen wollen, die quer liegt zu den anderen Begriffen.

32 Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 79–97, hier S. 81, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

33 Ebd., S. 88–90.

ZUKUNFT

ZU LUCIAN HÖLSCHER: DIE ENTDECKUNG DER ZUKUNFT, GÖTTINGEN: WALL-STEIN 2016.

Falko Schmieder

In seiner Monographie zum Konzept der Zukunft hat sich Lucian Hölscher einer Schlüsselkategorie aus dem Begriffsfeld der Zeit zugewandt, das im Wörterbuch der *Geschichtlichen Grundbegriffe* auffällig wenig bearbeitet ist.¹ Das Thema der Zeitlichkeit ist dem Buch dabei selbst eingeschrieben, weil es sich hier um die aktualisierte und deutlich erweiterte Neuauflage einer Studie handelt, die erstmals im Jahre 1999 publiziert wurde. Aus der Distanz von 17 Jahren ergab sich nun die Möglichkeit, die Grundstrukturen, leitenden Hypothesen und implizierten Prognosen der Erstausgabe einer Revision zu unterziehen. Wie Hölscher im Nachwort zur zweiten Auflage festhält, lagen dem Buch damals zwei Annahmen zugrunde: zum einen die Annahme, dass das Konzept der Zukunft in Europa seit der Aufklärung einen langfristigen Zyklus des Auf- und Abschwungs durchlaufen habe, der in der Frühen Neuzeit einsetzte und sich am Ausgang des 20. Jahrhunderts seinem Ende zuneigt; zum andern die Annahme, dass die Beschäftigung mit der Zukunft in Europa kürzeren Konjunkturzyklen von etwa 60 Jahren unterworfen sei – als Boomjahre, mit denen jeweils ein neuer Aufschwung begann, setzt Hölscher 1770, 1830, 1890 und 1950 an. Dieser Zyklus ließ für die Jahre um 2010 einen neuen Zukunftsboom erwarten, im Jahre 2016 konnte also Bilanz gezogen werden. Sie »fällt gemischt aus«:² einerseits habe sich tatsächlich ein neues Interesse an der Zukunft beobachten lassen, andererseits sei die Zukunft aber auch in der nach dem Zyklusmodell zu erwartenden Abschwungphase immer von Interesse gewesen – von einem Niedergang der Zukunftserwar-

tungen oder einer nachlassenden Beschäftigung mit der Zukunft könne »also keineswegs die Rede sein« (S. 325). Die Karriere des Zukunftskonzepts stellt sich damit auch nicht mehr als zyklische Bewegung dar, sondern eher als ein langfristiger Transformationsprozess. Während Hölscher also, für einen (Begriffs-) Historiker einigermaßen überraschend,³ ursprünglich davon ausgegangen war, dass sich das Zukunftskonzept nach seiner Entstehung und Entwicklung in der Frühen Neuzeit als wesentlich statische Größe erhalten hat, so geht er nun davon aus, dass es sich auch später und gerade auch im 20. Jahrhundert »seiner Form nach« (ebd.) verändert hat. Diese stärkere Vergeschiedlichkeit entspricht der grundlegenden Hypothese, »dass die Fähigkeit, sich selbst in eine Zukunft hinein zu entwerfen, keine anthropologische Konstante [...] ist, sondern eine historisch spezifische Denkform« (S. 11 f.).

Das Grundgerüst der Gliederung in vier größere Epochenabschnitte, beginnend mit dem Zeitraum von 1770 bis 1830, hat Hölscher beibehalten. Dem Themenschwerpunkt der vorliegenden FIB-Ausgabe entsprechend soll im Folgenden vor allem die Darstellung der Entwicklungen des 20. Jahrhunderts – also nach Hölschers Einteilung des Zeitraums von 1890 bis 1950 und der Zeit seit 1950 – betrachtet werden, denen etwa zwei Drittel des Buches gewidmet sind.

Die Jahrzehnte nach 1890 führen Hölscher zufolge »in das eigentliche Zeitalter der gesellschaftlichen Zukunftsentwürfe und literarischen Zeitutopien« (S. 137). Der Schwellencharakter um 1900 ergibt

1 Vgl. zu dieser Leerstelle Jörg Fisch: »Reinhard Koselleck und die Theorie historischer Zeiten«, in: Carsten Dutt/Reinhard Laube (Hg.): *Zwischen Sprache und Geschichte. Zum Werk Reinhard Kosellecks*, Göttingen 2013, S. 48–64, hier S. 54.

2 Lucian Hölscher: *Die Entdeckung der Zukunft*, Göttingen 2016, S. 325. Nachweise im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl direkt im Text.

3 Umso mehr, als Hölscher für die *Geschichtlichen Grundbegriffe* u. a. das Stichwort Utopie bearbeitet und deren Transformationsgeschichte bis ins 20. Jahrhundert hinein dargestellt hat, vgl. Lucian Hölscher: »Utopie«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhard Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Stuttgart 1990, Bd. 6, S. 733–788.

sich nicht nur aus der neuen Intensität der Beschäftigung mit der Zukunft, sondern vor allem auch aus der Entstehung einer Vielzahl neuer Formen ihrer Erforschung und Darstellung. Als literarische Gattungen erscheinen der Zukunftsroman und die technische Utopie; als neue bzw. jetzt verstärkt zum Einsatz kommende Präsentationsformen werden u. a. Statistiken und Landkarten sowie politische Lageanalysen, die verschiedene Zukunftsszenarien durchspielen, genannt (vgl. S. 141). Um die Spezifik dieser in den Jahren nach 1890 verorteten »Schwelle zu einer neuen Mentalität« (S. 166) zu erfassen, stützt sich Hölscher auf drei Interpretamente. Das erste ist das der »Technisierung der Zukunft« (S. 164), das auf die Folgen der zweiten industriellen Revolution reagiert. Das zweite ist das der »Verzeitlichung der Gegenwart« (S. 201), das sich vor allem auf zeitgenössische Stichworte wie »neue Gesellschaft«, »neuer Mensch« oder »neue Frau« bezieht, die einen Bruch mit der Tradition markieren und immer auch politische Zielbestimmungen bzw. Zukunftsprogrammatiken enthalten. Das dritte ist das der »Visualisierung und Ästhetisierung der Zukunft« (S. 199) bzw. der »Verzeitlichung ästhetischer Ausdrucksformen« (S. 175). Hölscher liest diese Entwicklung unter anderem an neuen ästhetischen Gestaltungsformen wie dem industriellen Design, an den Avantgarden einer neuen Kunstästhetik sowie an den Entwicklungen in Architektur und Städtebau ab. Mit dem Überschreiten der Schwelle um 1900 ergibt sich damit methodisch das Erfordernis des »Einbezug[s] der Ästhetik in den gesellschaftlichen Erwartungshorizont«, also der »Ergänzung der schriftlichen Quellen durch bildliche Darstellungen«, die »ein zunehmend eigenständiges Medium« bildeten, in dem »ganz eigene Zukunftsentwürfe möglich wurden« (S. 175). Das eigene Gepräge dieses Epochenabschnitts drückt sich bei Hölscher in der häufigen Verwendung der ästhetischen, dem Stil verwandten Kategorie der Signatur aus (vgl. S. 175, 185, 192).

Die Periode nach 1950 markiert dann für Hölscher einen neuerlichen »Wandel der Zukunftskultur« (S. 292), der »weniger die Inhalte als vielmehr die Generierungsformen von Zukunft« (S. 293) betraf. Zu den neuen Formen gehörten die Kybernetik, die im Nimbus einer Universal- und Leitwissenschaft von der Selbststeuerung von Systemen stand, und die Spieltheorie, die Rational-Choice-Theorie und die Delphi-Technik, die neue Vorhersagemethoden ermöglichten. Als ein Interpretament für diese Periode verwendet Hölscher Peter Weingarts und Lutz Raphaels Konzept der Verwissenschaftlichung der Politik bzw.

des Sozialen (vgl. S. 296). Eine Verwissenschaftlichung technischer Entwicklungen und politischer Entscheidungsprozesse habe es zwar auch schon in der Zukunftskonjunkturphase nach 1890 gegeben, aber die neu entstandenen interdisziplinären Organisationsformen der Wissensproduktion (z. B. Think-tanks), die Entstehung von Großforschungszentren sowie neue Verknüpfungen zwischen Wissenschaft, Politik und Militär (militärisch-industrieller Komplex) markierten doch einen qualitativen Sprung. Die Verwissenschaftlichung (bzw. Rationalisierung, vgl. S. 294) habe auch zu einer gesteigerten Selbstreflexivität bei der Gewinnung von Zukunftswissen geführt, was sich in der Entstehung der Zukunftsforschung um 1960 dokumentiere. Einen weiteren qualitativen Umschwung datiert Hölscher auf die 1970er Jahre. Besonders prägend sei die Entdeckung der zivilisatorischen Folgelasten des ökonomischen Fortschritts, die den Fortschrittsoptimismus in Fortschrittskritik und -skepsis kippen ließ. Übergreifend lasse sich von einer ökologischen Bewusstseinswende sprechen. Felderspezifische Erscheinungsformen dieser Wende seien die Entstehung der Technikfolgen-»abschätzung und der Präventionspolitik sowie eine »Versicherheitlichung« des Lebens (vgl. S. 308) als Reaktion auf gewachsene gesellschaftliche Risiken und Bedrohungslagen. In Philosophie, politischer Theorie und Soziologie kursierten jetzt Stichworte wie Risikogesellschaft, Überwachungsstaat oder Post-histoire, die sich zur Diagnose der Zukunftslosigkeit oder zur Leitfrage nach der Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft verdichteten. Auf die Zukunft werde jetzt angstvoll vorausgeblickt, »ihr Erlebnismodus ist der des absoluten Ausgeliefertseins, ihr Handlungsmodus nicht die Wahl, sondern der Imperativ« (S. 311). In der ersten Auflage seines Buches hatte Hölscher der kommenden Zeit die Zukunftsfähigkeit im Hinblick auf drei Aspekte abgesprochen: im Hinblick auf den Verlust der Einheit des Zeitraums, auf den Verlust der Offenheit und auf den Verlust der Wirklichkeit der Zukunft. Diese Prognose stand damit noch ganz im Bann der Postmoderne. Gegen Ende der Neuausgabe dagegen sieht Hölscher vor allem die im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zu beobachtende Fixierung auf die negativen Zukunftsaspekte kritisch. Für zukünftige Forschungen leitet er daraus ab, der Analyse der Generierung von zukünftiger Zeit, wie er sie hauptsächlich verfolgt hat, sei die Analyse der »Vernichtung von zukünftiger Zeit an die Seite zu stellen« (S. 322). In praktisch-politischer Absicht plädiert er am Ende des Buches dafür, den Blick wieder für positive Zukunftsentwürfe, die etwas Neues, etwas Wünschenswertes in den Blick nehmen, zu schärfen. »Die Sicherheitspolitik der letzten Jahrzehnte hat

mitunter nur einseitig auf die Schadensvermeidung geachtet, es wird künftig darauf ankommen, sie wieder stärker durch Entwürfe einer konstruktiven Zukunftsgestaltung zu ergänzen.« (S. 323)

Nach dieser Darstellung einiger Hauptlinien soll nun noch einmal genauer auf Hölschers Methodik geblickt werden. In der Einleitung wird als Hauptziel »die historische Beschreibung des Wandels des Zukunftskonzepts« (S. 11) genannt; es geht um einen »sprachgeschichtlichen Zugriff« (S. 12). Anders als sein für die *Geschichtlichen Grundbegriffe* verfasster Artikel zum Begriff der Utopie ist die Studie zum Zukunftskonzept aber keine begriffsgeschichtliche, sondern eher ein Beitrag zu einer komplexeren historischen Semantik. Es werden nur sehr wenige sprachhistorische Quellen herangezogen und generell vermisst man Reflexionen zur Auswahl der Quellen sowie Bemerkungen dazu, worin der »sprachgeschichtliche[] Zugriff« genau bestehen soll. An einer Stelle wird dargelegt, es komme in »dieser Studie vor allem darauf an, anhand einer Reihe prominenter und gesellschaftspolitisch einflussreicher Zukunftsentwürfe einige bemerkenswerte Züge herauszuarbeiten, die den Wandel des neuzeitlichen Zukunftskonzepts bis heute bestimmen« (S. 12). Die Umbrüche und Verschiebungen im Zukunftsbewusstsein werden in der Auseinandersetzung mit ganz unterschiedlichen Phänomenen erkundet: es geht um den Wandel von Wissens- oder Reflexionsformen von Zukunft (Geschichtsphilosophie, Futurologie), um Avantgarden oder Kunstströmungen (Futurismus, Werkbund), um Zukunftssymbole (Eisenbahn, Elektrizität, Telefon, Flugzeug, Kernkraftwerk), um soziale Zukunftsthemen (Frauenemanzipation, neuer Mensch, Ökologie), um Zukunftsentwürfe verschiedener politischer Systeme (Weimar, Drittes Reich, sozialistischer Zukunftsstaat), Vorhersagetechniken (Vorsehung, Prophetie, Prognose), um die Zukunftsimplikationen gesellschaftlicher Teilsysteme (Architektur, Mode, Technik) und anderes mehr. Um einen »sprachgeschichtlichen Zugriff« handelt es sich insofern, als einflussreiche oder programmatisch verwendete Zukunftskomposita (Zukunftsmusik, Zukunftsroman, Zukunftssatire, Zukunftsfor-schung, Zukunftsschock) sowie auf Zukunft bezogene zeittypische Schlüsselbegriffe (wie Futurismus, Postmoderne, Risikogesellschaft) zum Ansatzpunkt für weitergehende Analysen genommen werden; sprachgeschichtlich ist der Zugriff aber auch deshalb, weil der Bedeutungswandel von »Zukunft« auch am Wandel wichtiger Neben-, Parallel- oder Gegenbegriffe bzw. ganzer Begriffsnetze festgemacht wird – so transformiert sich etwa in längerer Perspektive das

Begriffsnetz »Zukunft, Emanzipation, Hoffnung, Fortschritt, Planung« in das Begriffsnetz »Zukunft, Niedergang, Gefahr/Risiko, Katastrophe, Angst, Prävention«. Methodisch bedeutsam ist der Hinweis, dass seit dem 19. Jahrhundert als öffentliche und offizielle Organe kollektiver politischer Zukunftsvorstellungen in erster Linie die politischen Parteiprogramme dienten, die deshalb einen ersten Anhaltspunkt für die zeitgenössischen Zukunftshorizonte geben können (vgl. S. 243) – eine detailliertere Auswertung dieser Quellen, die dann auch quantitative Methoden einbeziehen könnte, hat Hölscher jedoch nicht unternommen. Über den sprachgeschichtlichen Ansatz hinaus geht der Einsatz von Bildquellen. Das Buch enthält insgesamt 21 Abbildungen, die zumeist rein illustrativ, also ohne Reflexion der eigenen, genuin an das visuelle Medium gebundenen Darstellungsmöglichkeiten verwendet werden. Mit einer Ausnahme stammen sie alle aus der Zeit nach 1890, womit Hölscher seine an den Übertritt der Schwelle um 1900 geknüpfte Forderung des Einbezugs der Ästhetik in den gesellschaftlichen Erwartungshorizont selbst praktisch einlöst. Seine Periodisierung weist gegenüber der traditionellen Begriffsgeschichte interessante Differenzen auf. Er folgt zunächst ganz der Koselleck'schen Sattelzeitthese, wenn er bemerkt, dass sich die Vorstellung von der Zukunft erst im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts herausgebildet habe, und zwar in engem Zusammenhang mit dem neuzeitlichen Konzept der Geschichte (vgl. S. 11). Anders als Koselleck geht Hölscher dann aber von weiteren grundlegenden Transformationsprozessen im 19. und vor allem auch im 20. Jahrhundert aus. Während seine Darstellung des Umbruchs um 1900 sehr plausibel erscheint, erweist sich sein in 60-Jahre-Zyklen prozedierendes Periodisierungsschema in Bezug auf das 20. Jahrhundert als zu starr und schematisch. Insbesondere die Periodisierung »nach 1950« ist wenig überzeugend und passt auch nicht zu den empirischen Befunden. Eine spezielle Frage wäre hier die nach dem Verhältnis der Entstehung der Zukunftsforschung bzw. Futurologie um 1950 zur Transformation um 1970, die sich an Stichworte wie Ölkrise, Ökologie, Risikotechnologie knüpft und im Anschluss an eine Studie von Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael als Zeit »nach dem Boom« bezeichnet wird (vgl. S. 312 f.; vgl. dazu die Darstellung von Ernst Müller im vorliegenden Heft). Die Periodisierungsfrage wird umso komplizierter, je weiter die Untersuchungsperspektive geöffnet wird. Selbstkritisch merkt Hölscher in der Nachbemerkung an, dass seine Studie »räumlich zu eng, nämlich auf Deutschland und Europa begrenzt, angelegt war« (S. 326). Zukünftige Studien müssten

sich stärker den Folgen der globalen Erweiterung der Zukunftsgenerierung widmen (vgl. ebd.). Ansatzweise hat Hölscher das aber für die Neuauflage schon getan, wie etwa an seiner Darstellung der Entwicklung der amerikanischen Zukunftsforschung deutlich wird, die bereits in den späten 1940er Jahren beginnt. Der »take off« der internationalen Zukunftsforschung liege demnach in der Zeit um 1960 (S. 298). Damit stellt sich auch die Frage nach dem Verhältnis dieser kleinschrittigeren Schwellen- zur Sattelzeitthese, oder anders gesagt, nach dem Verhältnis des semantischen Wandels auf dem Weg *in* die Moderne zu den Wandlungen *innerhalb* der Moderne. Hölscher arbeitet zwar mit Koselleck'schen oder an Koselleck orientierten Kategorien (z. B. »Erwartungshorizont« (S. 10), »geschichtlicher Erwartungszeitraum« (S. 13), »Erfahrungs- und Erwartungswandel« (S. 238)), die Fragen nach der spezifischen Qualität der Schwellen oder den Differenzen zur traditionellen Begriffsgeschichte liegen aber außerhalb des Interesses. Das Problem der Vervielfältigung der semantikgeschichtlichen Schwellen im 20. Jahrhundert und speziell in der zweiten Jahrhunderthälfte korrespondiert mit dem im Buch wiederholt verhandelten Thema der Beschleunigung der Geschichte. Auch wenn der sprachliche und der soziale Wandel jeweils eigene Veränderungsgeschwindigkeiten haben, lässt sich doch erwarten, dass sich verjüngende Periodisierungen der beschleunigten Geschichtsentwicklung angemessener sind als ein starr sich durchhaltendes Zyklenmodell. Deutungsmuster wie das der Gegenwarts- und Zukunftsschrumpfung weisen jedenfalls in diese Richtung, und Hölscher selbst bringt in seinem Buch eine Fülle von Belegen dafür, wie stark und wie häufig sich das Zeit- und Zukunftsbewusstsein im 20. Jahrhundert verändert hat.

BEGRIFFE ›NACH DEM BOOM‹

ZU ARIANE LEENDERTZ/WENCKE METELING (HG.): DIE NEUE WIRKLICHKEIT. SEMANTISCHE NEUVERMESSUNGEN UND POLITIK SEIT DEN 1970ER-JAHREN (SCHRIFTEN AUS DEM MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR GESELLSCHAFTSFORSCHUNG), FRANKFURT A. M.: CAMPUS 2016.

Ernst Müller

Mit ihrem Essay *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970* haben Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael vor über zehn Jahren vielfältige Forschungen und Debatten zur Geschichte des 20. Jahrhunderts ausgelöst.¹ Anders als Versuche, dieses Jahrhundert mit synthetischen Interpretationen wie der eines ›Weges nach Westen‹ oder eines Siegeszugs der liberalen Demokratie zu resümieren, beschrieb *Nach dem Boom* die drei Jahrzehnte seit 1970 als einen sozialen Wandel von revolutionärer Qualität.² Dieser bis in die jüngste Gegenwart angenommene ›Strukturbruch‹ bündelt einschneidende ökonomische und sozialhistorische Zäsuren sowie politische und kulturelle Schwellen: sie reichen vom Zerfall des internationalen Währungssystems und dem Ölpreisschock über die ökologische Krise und die Einsicht in die ›Eine Welt‹ bis zum Zerfall des Ostblocks und dem ihm folgenden Schub der Europäisierung und Globalisierung. Im Zentrum aber stehen der Wandel der industriellen Produktion, flexibilisierte und fragmentierte Arbeitswelten und der digitale Finanzmarkt-Kapitalismus.

Diese Forschungen arbeiten auch mit historisch verstandenen Kategorien wie Ordnung oder Struktur oder nehmen die Veränderung der Zeitsemantik in den Blick, sie argumentieren jedoch im Kern ökonomie- und sozialgeschichtlich, nicht auf der Ebene der historischen Semantik oder Begriffsgeschichte. Schon 1996 hatte Raphael die stärkere Einbeziehung der Begriffs- und Ideengeschichte für das Untersuchungsfeld der »Verwissenschaftlichung des Sozialen« im langen 20. Jahrhundert angeregt.³ Auch Doering-Manteuffel fordert den Einsatz der Begriffsgeschichte, es geht ihm aber weniger um den diagnostischen Wert der Methode oder um die Erforschung der Geschichte selbst, sondern um die Historisierung vornehmlich der sozialwissenschaftlichen und historiographischen Kategorien, die den Zugang zur Zeitgeschichte verbauten, weil sie keinen Abstand zum Untersuchungsgegenstand erlaubten.⁴ In seinen Arbeiten spricht Doering-Manteuffel von einer »Gesellschaftsgeschichte handlungssteuernder Ideen«.⁵

1 Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael: *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008. Der Forschungsverbund »Nach dem Boom« hat seit 2008 mehrere Fallstudien erarbeitet, u. a. Morton Reitmayer/Thomas Schlemmer (Hg.): *Die Anfänge der Gegenwart. Umbrüche in Westeuropa nach dem Boom*, Oldenburg 2014; Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael/Thomas Schlemmer (Hg.): *Die Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom*, Göttingen 2016.

2 Eine andere Metapher Doering-Manteuffels für diese und andere Subperioden des 20. Jahrhunderts ist die des Zeitbogens. Vgl. Anselm Doering-Manteuffel: »Die deutsche Geschichte in den Zeitbögen des 20. Jahrhunderts«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 62 (2014), S. 321–348; ders.: »Konturen von ›Ordnung‹ in den Zeitschichten des 20. Jahrhunderts«, in: Thomas Etzemüller (Hg.): *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2009, S. 41–64.

3 Lutz Raphael: »Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), H. 2, S. 165–193.

4 »Die geschichtstheoretischen Normen, die seit etwa 1970 in unserem Fach Verbreitung gefunden haben und zeitweilig fast axiomatische Gültigkeit erlangt hatten – der Bezug auf Max Weber etwa und seine auf den Machtstaat und den Anstaltsstaat gestützte Gesellschaftstheorie –, waren an die Geltung des keynesianischen Gesellschaftsmodells gebunden und entwickelten ihre analytische Valenz in diesem Rahmen. [...] Erst wenn der semantische Wandel in Begriffen wie Fortschritt, Moderne, Planung und Konsens, aber auch Markt, Staat und Nationalstaat näher untersucht ist, kann es gelingen, die Brüche und Kontinuitäten im gesellschaftlichen Selbstverständnis zwischen 1970 und der Gegenwart kritisch einzuschätzen.« Anselm Doering-Manteuffel: »Brüche und Kontinuitäten der Industriemoderne seit 1970«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 55 (2007), H. 4, S. 579 f.

5 Doering-Manteuffel: »Die deutsche Geschichte« (Anm. 2), S. 324.

Ariane Leendertz vom Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung hat mit Recht hervorgehoben, dass sich diese ideengeschichtlichen Ansätze in einen begriffsgeschichtlichen überführen ließen. Zusammen mit Wencke Meteling hat sie 2016 den Band *Die neue Wirklichkeit* vorgelegt, dessen Untertitel *Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren* eine begriffsgeschichtliche Prüfung der *Nach dem Boom*-Thesen ankündigt.⁶ »Uns interessiert, inwiefern sich seit den 1970er-Jahren in neuen oder umgedeuteten Begriffen, Bildern und Metaphern, Topoi und Argumentationsweisen eine neue Wirklichkeit abzuzeichnen begann, unter welchen Bedingungen sich ein semantischer Wandel vollzog und welche Akteure daran beteiligt waren.«⁷ Vor dem Hintergrund dieser Debatten analysiert der Band diesen Zeitraum anhand einzelner Begriffe als »epistemische Wendezeit«.⁸ Untersucht werden ›Vernetzung‹, ›Eine Welt‹, ›Komplexität‹, ›Standort‹, ›Wachstum‹ und sein Gegenbegriff ›Décroissance‹, die Begriffskomplexe ›Planung, Selbstorganisation und Prävention‹ sowie ›Sicherheit und Risiko‹. Von einigen Autoren werden auch semantische Elemente untersucht, die nicht direkt Begriffe betreffen: im Falle von ›Sicherheit‹ und ›Risiko‹ ist das die Metapher der Lücke, im Falle von Planung und Prävention sind es Adverbien wie ›noch nicht‹ oder ›nicht mehr‹. Einige der Untersuchungen nehmen globale, vor allem englischsprachige Entwicklungen in den Blick, andere konzentrieren sich allein auf die Bundesrepublik. Als methodisches Problem einer auf Sprachen angewiesenen Begriffsgeschichte wird das Verhältnis zwischen globaler und nationaler Semantik und ihrer Ungleichzeitigkeiten allerdings nicht reflektiert. Die Autorinnen und Autoren wurden nicht auf Textkorpora verpflichtet, die Auswahl der herangezogenen Quellen wird durch die je untersuchten Begriffe bestimmt. Nur Friedrich Kießling kehrt in seinem Beitrag die Analyserichtung um und befragt den festen Textkorpus des *Merkur* nach der Gegenwartsanalyse der 1970er und 1980er Jahre.

Den Beiträgen, die auf eine bereits 2013 am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung veranstaltete Tagung vornehmlich von Historikern und Soziologen zurückgehen, ist eine Einleitung der beiden Herausgeberinnen vorangestellt. Sie bietet in sehr konziser Form eine Synthese methodischer Debatten zur Begriffsgeschichte und bezieht sie zugleich auf die Spezifik des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Die Autorinnen erwähnen auch Christian Geulens Aufsatz *Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts*, merken aber an, dass er auf ihren thematischen Fokus, »auf mögliche semantische Umbrüche seit den 1970er- oder 1980er-Jahren«, nicht eingegangen sei.⁹ Die Begriffsgeschichte verstehen die Herausgeberinnen als Teildisziplin der historischen Semantik: Die Begriffsgeschichte, so ihre Definition, »beschäftigt sich mit der Rekonstruktion vergangener Bedeutung im Kontext von Sprachnormen und Konventionen vergangener Gesellschaften«.¹⁰ Methodisch stellt sich der Band in die Tradition der Begriffsgeschichte Reinhart Kosellecks. Hinsichtlich eines von ihnen konstatierten wesentlichen Unterschieds zwischen Diskurs- und Begriffsgeschichte, nämlich der Frage, ob ein referentielles Verhältnis von Bedeutung unterstellt wird (Begriffsgeschichte) oder Begriffe nur auf sich verweisen (Diskursgeschichte), nehmen die Herausgeberinnen eine vermittelnde Position ein: In Absetzung von einem referentiellen Verständnis von Bedeutung betonen sie ihr Verständnis der Begriffsgeschichte als Untersuchung von Sprachhandlungen im Rahmen einer Sprach- und Textpragmatik. Konsequenterweise wird daher in dem Band die Entstehung der (titelgebenden) ›neuen Wirklichkeit‹ als Effekt von Begriffskonstellationen untersucht. Begriffsgeschichte befasst sich den Herausgeberinnen zufolge also nicht mit der Interpretation von Wirklichkeiten, sondern mit deren Wahrnehmung im Medium der Begriffe. Wohl auch deswegen bevorzugen sie vor allem den Ansatz des Koselleck-Schülers Willibald Steinmetz, der politische Handlungsmöglichkeiten in den Feldern des Sagbaren und der Rhetorik des Machbaren verortet.

Für den Untersuchungszeitraum besonders interessant ist der im ganzen Band präsente Ansatz, den Zusammenhang zwischen »Bezeichnungsrevolution, Bedeutungsverschiebungen und Politik« in den Blick

6 Ariane Leendertz/Wencke Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren*, Frankfurt a. M./New York 2016. Vgl. auch Ariane Leendertz: »Zeitbögen, Neoliberalismus und das Ende des Westens, oder: Wie kann man die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts schreiben?«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 65 (2017), S. 191–217.

7 Ariane Leendertz/Wencke Meteling: »Bezeichnungsrevolutionen, Bedeutungsverschiebungen und Politik: Zur Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Die neue Wirklichkeit* (Anm. 6), S. 13–33, hier S. 13.

8 Ebd.

9 Ebd., S. 23. Vgl. Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 79–97, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

10 Ebd., S. 20.

zu nehmen und mit der These zu verbinden, dass gerade sich häufende Bezeichnungsrevolutionen Indikatoren gesellschaftlichen Wandels seien. »Politische Macht ist auch als Benennungsmacht zu verstehen.«¹¹ Neben Neologismen meinen die Herausgeberinnen vor allem diffundierende Übertragungen von Begriffen (etwa aus Fachsprachen) auf andere Praxisbereiche, wobei sich deren Bedeutung zugleich verschiebt. Deutlich wird das an Begriffen wie Netzwerk, Komplexität, Décroissance oder Standort. Diese Begriffe erscheinen einerseits als Strukturprinzipien neuer Probleme, andererseits als Medium von Problemlösungen – eine Zwiespältigkeit, die Ähnlichkeiten zu Kosellecks Unterscheidung von Faktor- und Indikatorfunktion aufweist.

Die Begriffsgeschichten des Bandes sind weit mehr als eine zufällige Sammlung von Begriffen. Auffällig sind nicht nur die aufsatzübergreifenden problemgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen den Begriffen und ihrer Geschichte auf der Ebene des Untersuchungsgegenstands, sondern auch die für einen Sammelband nicht selbstverständlichen wiederkehrenden Bezüge zu den methodischen Vorannahmen in der Einleitung und zwischen den einzelnen Beiträgen.

So thematisiert Alexander Friedrich, dessen Thesen zur Vernetzung in der vorliegenden FIB-Ausgabe eigens besprochen werden,¹² den Bedeutungswandel von ›Netzwerken‹ hier weniger im Verhältnis von Begriff und Metapher, sondern als ein »Problem-Lösungs-Verhältnis gesellschaftlicher Fragen«,¹³ betrachtet also die ambivalente Verbindung von »Problemgenesegeschichte« und »Problemlösungsgeschichte«.¹⁴ ›Vernetzung‹ ist dann erstens Ausdruck gesellschaftlichen Wandels, dient zweitens als Konzept, um diesen Wandel zu beschreiben, und gilt drittens als dezidiertes Mittel gesellschaftlicher Veränderung: »Die Probleme der vernetzten Welt scheinen nur noch durch *bessere* Netzwerke lösbar zu sein«.¹⁵

David Kuchenbuch nimmt mit dem Konzept der ›Einen Welt‹ die veränderte Wirkung bildlicher Medien

in den Blick (ikonische Bilder, aber auch Diagrammatiken, die ihre Konstruktionsprinzipien besonders gut erkennen lassen) und zeigt, wie sich durch sie und in ihnen das individuell-moralische Selbst-Welt-Verhältnis in den 1970er und 1980er Jahren verändert. »Die vernetzte, unteilbare ›Eine Welt‹ wurde seit Beginn der 1970er-Jahre vor allem stark *bebildert*.«¹⁶ Dazu zählen die 1972 massenmedial wirksam gewordene, unter dem Titel *Blue Marble* bekannt gewordene Fotografie der Erde ebenso wie zahlreiche Grafiken, Karto- und Diagramme, die, stark emotionalisierend und auf Selbstveränderung zielend, die Ungleichgewichte der Ressourcenverteilung, der Lebensrisiken, der Warenströme oder Mobilitätsbedürfnisse darstellen. Kuchenbuch untersucht in seinem Beitrag vornehmlich veränderte Weltkarten, zum einen die von Richard Buckminster Fuller vorgenommene verfremdende Projektion der Erdoberfläche auf einen Tetraeder (was zu einer ›heterarchischen‹ Darstellung der Erde führt), zum anderen den proportionstreu und auch anders als die tradierten Weltkarten zentrierten sogenannten Peters-Atlas (bei dem der Äquator exakt in der Mitte des Kartenblatts verläuft, wodurch sich das Verhältnis von Nord- und Südtteil der Erde verschiebt). Kuchenbuch zeigt aber auch die diskursübergreifende Wirkung der ›Einen Welt‹ in diesen ikonisch gewordenen Darstellungen auf. Denn deren Semantik kann gleichermaßen der Thematisierung der Umweltkrise und der Wachstumskritik dienen wie den optimistischen ›Globalsteuerungsphantasien‹ kalifornischer Ideologen.

In den 1970er Jahren begannen Soziologen und Politikwissenschaftler ›Komplexität‹ als einen analytischen Begriff zu entwickeln, den sie aus der allgemeinen Systemtheorie, Mathematik und Kybernetik auf die computergestützte Gesellschaftstheorie und Policy-Forschung übertrugen. Wie Ariane Leendertz zeigt, war das neue Modell mit der Kritik systemischer Planungsmodelle verbunden, die vornehmlich seit den frühen 1960er Jahren aus dem militärischen Bereich in den zivilen übertragen worden waren (z. B. in die Stadtplanung), nun aber durch die Wahrnehmung unterschiedlicher Krisen und Unruhen (*urban crisis*, *welfare crisis*) nicht mehr als effizient galten. Das Schlagwort der Komplexität versprach zugleich das Scheitern staatlicher Politik zu diagnostizieren wie Modelle zu seiner Überwindung zu liefern. Ökonomen wie Hayek oder Friedman betonten die nicht zu

11 Ebd.

12 Vgl. den Beitrag von Peter Fritz zu Netz/Netzwerk/Vernetzung, S. 49–55 in dieser Ausgabe.

13 Alexander Friedrich: »Vernetzung als Modell gesellschaftlichen Wandels: Zur Begriffsgeschichte einer historischen Problemkonstellation«, in: Leendertz/Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit* (Anm. 6), S. 35–62, hier S. 37.

14 Ebd., S. 46.

15 Ebd., S. 56.

16 David Kuchenbuch: »›Eine Welt‹ im Bild: Medialisierungen des Selbst-Welt-Verhältnisses in den 1970er- und 1980er-Jahren«, in: Leendertz/Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit* (Anm. 6), S. 63–91, hier S. 67.

steuernde Komplexität von Ökonomie und Gesellschaft und damit die Unhaltbarkeit des keynesianischen Staatsinterventionismus. Der Markt wurde zum zentralen Regulativ für »die Durchsetzung neoliberaler Politik- und Governance-Konzepte [...] und eine seit den *culture wars* der 1990er-Jahre zunehmend ideologisierte Kultur«.¹⁷ Für Leendertz markieren die Komplexitätstheoretischen Überlegungen eine neue Stufe im Prozess der Verwissenschaftlichung, sie bilden sowohl einen Höhe- wie einen Endpunkt der Politik des Social Engineering, die um 1900 einsetzte.

Leendertz untersucht den wissenschaftlichen und politischen Begriff der Komplexität vorrangig an Material aus dem angloamerikanischen Sprachraum. Doch wie die nachfolgende Analyse der Zeitschrift *Merkur* durch den Historiker Friedrich Kießling zeigt, erweist sich »Komplexität« im Zusammenspiel mit »Kontingenz« im Krisendiskurs zu Beginn der 1970er Jahre auch im bundesdeutschen Kontext als übergreifende Scharnierkategorie. Kießling zeigt, wie der Krisendiskurs (mit den Stichworten Umweltdebatte und damit verbundene Fortschrittskepsis, Utopieverlust etc.) die Agenda und Schlüsseldebatten des *Merkur* bestimmt. Die Gegenwart wird in dieser Zeitschrift dabei selbst als Übergangsepoche und Wende wahrgenommen, neue Begriffe (Nostalgie, Verinnerlichung, neue Subjektivität, Individualität, Unsicherheit) tauchen auf.

Im Anschluss an Koselleck, Lucian Hölscher u. a. fragt Steffen Henne nach Veränderungen im Zeitverständnis sowie danach, »auf welche Weise Erfahrungen und Erwartungen einer neuen Wirklichkeit seit den späten 1970er-Jahren als Wahrnehmung und Deutung einer neuen Zeitlichkeit zum Ausdruck kamen«.¹⁸ Gegen Aleida Assmann, die diesen Wandel erst auf die Jahrtausendwende datiert, setzt Henne die Verabschiedung des Fortschrittsbegriffs und die Wahrnehmung einer anthropologischen Endzeitsituation schon früher an. Er zeigt, dass die Posthistoire-Debatte in der Bundesrepublik zunächst nicht – wie etwa bei Jean Baudrillard – auf die Entwicklung neuer Technologien zurückgeht, sondern in der Zuspitzung des Kalten Krieges und der Entwicklung neuer Waffen sowie in ökologischen

Katastrophen und den (ökologischen) Grenzen des Wachstums gründet. Im Unterschied zu anderen Beiträgen nimmt Henne allein Hochdiskurse in den Blick, wobei eine Ausdehnung der Untersuchungen des Umschwungs des Zeitbewusstseins auf andere Diskurse (das No-future-Bewusstsein, Punk) die Thesen sicher bestätigen würde.

Dietmar J. Wetzel untersucht in seiner bruchstückhaften »wissenssoziologisch orientierten Diskurstheorie«,¹⁹ wie der Begriff des Wachstums erst am Ende der 1960er Jahre seinen Siegeszug beginnt und damit eine »neue Wirklichkeit« schafft. Der Diskurs der Wachstumskritik findet in dem in Europa virulent gewordenen »Décroissance« einen Begriff, der allerdings erst nach der Finanzkrise 2008 zu einem weiter verbreiteten Grundbegriff wird und danach den zunehmend verwässerten, mit dem Wachstumskonzept verbundenen Nachhaltigkeitsbegriff zu ersetzen beginnt. Die Geschichte von »Décroissance« ist zugleich eine internationale Übersetzungsgeschichte, denn dass das Wort zu einem Schlagwort wird, geht auf den rumänischen Ökonomen Nicholas Georgescu-Roegen zurück, der damit in *Demain la décroissance* (1979) den gängigen englischen Begriff »decline« ersetzt; in der Rückübersetzung wird dagegen heute von »degrowth« gesprochen.

Eine Bezeichnungsinnovation, die in den semantischen Umbau der 1970er Jahre fällt, ist der von Meteling untersuchte »Standort«. Auch hier findet eine Übertragung statt, denn der aus der Betriebswirtschaftslehre stammende – etwa bei Alfred Weber noch auf innerhalb eines Betriebs zielende Arbeitsabläufe wie Transport und Lagerung bezogene – Begriff wird auf die Volkswirtschaft übertragen. Wie »Risikobereitschaft«, »Investition«, »Wettbewerb«, »Unternehmer«, »Leistung« gehört »Standort« zu den Zentralbegriffen der angebotsökonomischen Sprache und zur Weltdeutung marktliberaler Ökonomen. »Globalisierung wurde in der Bundesrepublik politisch vorwiegend als internationale Standortkonkurrenz verhandelt.«²⁰ Der Begriff wird 1979 erstmals vom Institut der deutschen Wirtschaft verwendet, die Krise wurde von Akteuren wie Wirtschaftsverbänden dazu genutzt, die Standortsemantik durchzusetzen und eine »neue Wirklichkeit« zu schaffen. Diskursmächtig

17 Ariane Leendertz: »Das Komplexitätssyndrom: Gesellschaftliche »Komplexität« als intellektuelle und politische Herausforderung«, in: dies./Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit* (Anm. 6), S. 93–131, hier S. 124.

18 Steffen Henne: »Das Ende der Welt als Beginn einer neuen Zeit: Zur Formierung der temporalen Ordnung unserer Gegenwart in den 1980er-Jahren«, in: Leendertz/Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit* (Anm. 6), S. 155–188, hier S. 156.

19 Dietmar Wetzel: »Wachstum und *Décroissance* – Bruchstücke einer Genealogie zweier Begriffe seit den 1970er-Jahren«, in: Leendertz/Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit* (Anm. 6), S. 189–206, hier S. 192.

20 Leendertz/Meteling: »Bezeichnungsrevolutionen« (Anm. 7), S. 29.

aber wurde die Standortdebatte erst im wiedervereinigten Deutschland der 1990er Jahre.

Einen Begriff des wohlfahrtsstaatlichen Denkens, nämlich den des Ruhestands, untersucht Stephan Lessenich in seinem Beitrag *Von der Lebensleistung zum Leistungsleben. Legitimationsprobleme des ›Ruhestands‹*. In einem größeren historischen Bogen zeigt Lessenich, wie erst durch die sozialpolitischen Reformen in den 1880er Jahren die ›Alten‹ zu einer sozialpolitischen Kategorie werden. Aus den ›Alten‹ werden ›Rentner‹, vor allem mit der Großen Rentenreform von 1957. Lessenich vermisst den Alters- und Ruhestandsdiskurs nicht nur in gouvernementalen Kraftfeldern, ihn interessieren ebenso Narrationen gesellschaftlicher Altersdispositive: Seit den 1980er Jahren wird das ›Alter‹ mit der Entdeckung der ›jungen Alten‹ gesellschaftspolitisch neu verhandelt; statt des akzeptierten Ruhestandes erscheinen sie nun als nützliche, wertschaffende, dadurch akzeptierte Glieder der Gesellschaft (die Semantik reicht vom »Unruhestand« bis hin zum »produktiven Alter«²¹).

In seiner Skizze zu »Planung, Selbstorganisation und Prävention« konstatiert der Kulturosoziologe Ulrich Bröckling, dass im Untersuchungszeitraum an die Stelle der Begriffe der Planungssemantik ein anderes Wortfeld tritt: ›Selbstorganisation‹ und ›Emergenz‹, ›Risikomanagement‹ und ›Prävention‹ verweisen auf veränderte Rationalitäten und Technologien des Zugriffs auf Zukunft. Insbesondere in Bröcklings Beitrag bestätigt sich die These der Herausgeberinnen, dass sich Brüche vor allem – und hier gleichzeitig – als Bezeichnungsrevolutionen und Bedeutungsverschiebungen vollziehen und sich dafür eine ›historische Sattelzeit‹ ausmachen lasse.²² Bröckling sieht vor allem zwei ineinandergreifende Transformationen, die zum diskursiven Ende des Planungsparadigmas beigetragen hätten: radikale Vermarktung und die soziale Grammatik der Sicherheit, die sich komplementär zueinander verhalten. Im Zuge der Krise der 1970er Jahre, so Bröckling, erhielten die in den 1920er Jahren entstandenen ökonomischen Konzepte Auftrieb, die die Idee der Planung unter Totalitarismusverdacht stellten, sie in die Nähe sozialistischer Planwirtschaft

rückten und Markt und Plan/Staat als strengen Gegensatz fassten. Nur der Markt generiere Informationen und bilde dann, in der Sprache der Kybernetik gesagt, durch permanente Rückkoppelungsprozesse ein sich selbst regulierendes System.

Bröckling zeigt, wie sich diskurs- und parteienübergreifend die Diskurse veränderten. Schien zunächst nur die Rationalität des Planes apokalyptischen Szenarien (Atomkrieg) Einhalt zu gebieten und erschienen die Prinzipien der Sorge, Vorsorge, Fürsorge als zu institutionalisierende Regierungsaufgaben (Hermann Lübke), so wurde die wissenschaftliche Rationalität der Planung in den 1970er Jahren nicht nur aus wirtschaftsliberalen Interessen deplausibilisiert. Planungskritische Konzepte fanden auch einen Nachhall in den Bürgerbewegungen der 1970er Jahre, die sich, wie etwa Proteste gegen die AKWs zeigen, nicht mehr auf die planende Vernunft der Verwaltung und der Politiker verlassen wollten. ›Emergenz‹ und ›Selbstorganisation‹ traten an die Stelle von ›Planung‹. »Selbstorganisation ist nicht nur eine Schlüsselkategorie der soziologischen Beobachtung funktional differenzierter Systeme, sondern auch der Fluchtpunkt neoliberalen Regierens.«²³ Das Versprechen einer sachlichen, von politischer Entscheidung getrennten Rationalität sei nicht aufrechtzuerhalten gewesen, weil »die Verwissenschaftlichung der Politik unweigerlich zur Politisierung der Wissenschaft« geführt habe.²⁴

Bröckling beschreibt zum einen, wie die Semantik des Plans durch eine – hinter dem Rücken der Agenten sich durchsetzende – ›Selbstregulation‹ ersetzt wurde, und zum anderen, dass ein zweiter Bruch im Konzept von Planung von Begriffen der Prävention ausging. Zum präventiven Denken gehörten sowohl Hans Jonas' prominentes Konzept der ›Verantwortung‹ wie Ulrich Becks ›Risikogesellschaft‹. ›Planung‹ und ›Prävention‹ ähneln sich in ihrem enormen Aktivismus, so dass ein Teil der Deutungskämpfe sich darum dreht, welche Maßnahmen unter Planung, welche unter Prävention zu verbuchen seien. Doch während ›Planung‹ am ›Fortschritt‹ orientiert ist, beschränkt sich ›Prävention‹ darauf, Katastrophen zu vermeiden und negative Zukunftserwartungen zu widerlegen. Bröckling kommt zu dem Schluss, dass das aus der Ökologie stammende Vorsorgeprinzip dann nach dem 11. September 2001 zum handlungsleitenden Prinzip des präemptiven ›Kriegs gegen den Terror‹ wird.

21 Stephan Lessenich: »Von der Lebensleistung zum Leistungsleben: Legitimationsprobleme des ›Ruhestands‹«, in: Leendertz/Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit* (Anm. 6), S. 243–267, hier S. 259.

22 Vgl. Ulrich Bröckling: »Zukunftsmanagement zwischen Planung, Selbstorganisation und Prävention«, in: Leendertz/Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit* (Anm. 6), S. 269–280, hier S. 270.

23 Ebd., S. 275.

24 Ebd., S. 271.

Wie der Beitrag über ›Planung‹ und ›Prävention‹ zeigt auch der Beitrag von Martin H. Geyer über ›Risiken‹ und ›Sicherheit‹ eine veränderte Zukunftsorientierung. Geyer beobachtet in der Schwellenzeit ein vermehrtes Auftreten des Wortes Lücke (z. B. Haushaltslücke, Beschäftigungslücke, Vertrauenslücke), das nicht zuletzt darauf verweist, dass an die Stelle von Chancen, Handlungs- und Freiheitsräumen vorrangig Kontingenz, Unsicherheit und Risiken getreten sind. Koselleck'sche Begriffe aufnehmend schreibt Geyer: »Lücken prägten den neuen sozialen und wirtschaftlichen ›Erfahrungsraum‹ und stellten bestehende, sich nur langsam verändernde ›Erwartungshorizonte‹, mithin etablierte Annahmen, welche die Zukunft betrafen, infrage.«²⁵

Resümierend kann festgestellt werden, dass die in den Beiträgen des Bandes behandelten, oft ineinander verzahnten Begriffsgeschichten die Hypothese der Herausgeberinnen von einer Zäsur bestätigen. Auch wenn Begriffe ausgewählt worden sein mögen, die geeignet waren, die Ausgangsthesen zu bestätigen, bezeugen diese Begriffsgeschichten »übergreifende Veränderungen, die als Indikatoren eines epistemischen Umbruchs im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts gesehen werden können«.²⁶ Begriffe, die heute zur selbstverständlichen Grundbegrifflichkeit gehören, entstehen erst in dieser Zeit. Die Beiträge zeigen »die Bedeutung sozialwissenschaftlicher Begriffe und Weltdeutungen in Gesellschaft und Politik sowie die Parallelität oder das Ineinandergreifen wissenschaftlicher und öffentlicher Debatten und Diskurse«.²⁷ Übergreifende Diskurse sind dabei die Kybernetik, die angebotstheoretische Ökonomie und die Systemtheorie.

Die mehrheitlich methodisch innovativen Beiträge des Bandes sind eine wichtige Vorarbeit für eine historische Semantik des 20. Jahrhunderts. Insbesondere die sich durch alle Beiträge hindurchziehende Frage, wie sich durch Begriffsgeschichte eine ›neue Wirklichkeit‹ eruieren lässt, zeigt das Potential der Begriffsgeschichte. Den Herausgeberinnen ist zuzustimmen, wenn sie hier ein umfangreiches Programm für künftige Forschungen sehen: »Den

Quellenspuren dieser neuen Wirklichkeiten weiter nachzuspüren, ob in Texten, Bildern oder Artefakten, ist ein lohnendes Unternehmen für die Zeitgeschichtsforschung ebenso wie für die historisch orientierten Sozial- und Kulturwissenschaften.«²⁸

25 Martin H. Geyer: »Die neue Wirklichkeit von Sicherheit und Risiken: Wie wir mit dystopischen, utopischen und technokratischen Diagnosen von Sicherheit zu leben gelernt haben«, in: Leendertz/Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit* (Anm. 6), S. 281–315, hier S. 286.

26 Leendertz/Meteling: »Bezeichnungsrevolutionen« (Anm. 7), S. 27.

27 Ebd.

28 Ebd., S. 30.

KONNOTATIONSTRANSFER

BEMERKUNGEN ZUM WANDEL VON GRUND- UND LEITBEGRIFFEN UNTER MASSEN-DEMOKRATISCHEN VERHÄLTNISSEN

Clemens Knobloch

I. VORAB

Nichts ist so prekär wie die Kontinuität und Identität eines Zeichens. Gewiss, die Weiterverwendung eines tradierten Wortkörpers suggeriert Kontinuität auch auf der Inhaltsseite, und die Etablierung eines neuen Wortkörpers suggeriert Diskontinuität, wiewohl ein neuer Wortkörper einen etablierten Inhaltskomplex fortführen und ein alter einen grundstürzend neuen Inhaltskomplex etablieren kann. Auf den ersten Blick haben es große, diachrone, maschinenlesbare Textkorpora leichter gemacht, etwa dem Wandel von Kollokationsprofilen bei Traditionsbegriffen nachzugehen. Es ist leicht aufzudecken, dass etwa der Bildungsbegriff in den vergangenen 50 Jahren aus seiner angestammten (bildungsreligiösen) Sphäre in die Felder von Ökonomie, Humankapital, Sozialstruktur (»Armut« heißt jetzt »bildungsferne Schichten«), Berufsqualifikation übergegangen ist. Der Bildungsbegriff des 19. Jahrhunderts stand (als Programm personaler Selbstvervollkommnung durch Kultur und Wissenschaft) in striktem Gegensatz zu dieser Sphäre, in der er heute beheimatet ist.¹ Selbstverständlich gibt es weiterhin eine Bildungsschicht, sie hat aber ihren gesellschaftlich modellbildenden Charakter an Manager und Professionals abgegeben. Über den konnotativ nach wie vor mitgeführten Sphärengeruch kann jedoch *Bildung* auch heute die neue Trägerschicht noch mit den bildungsreligiösen Weißen der alten versorgen. Der Ausdruck selbst dient jetzt als »semantische Fähre«² zwischen der alten und der neuen Bildungswelt.³ Über die starke Erfahrungskopplung

von Bildungsanstrengungen und sozialem Aufstieg in den letzten Generationen erfährt so ein historisch tiefer Traditionsbegriff einen radikalen Umbau.

Wer im *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache* die Daten zur öffentlichen Verwendung des Wortes *Bildung* zwischen 2000 und 2010 sichtet, der findet gehäuft neue Kollokate wie *Rohstoff, Zukunft, Wissen, ökonomischer Erfolg/Statuserhalt*. Jeder kennt die pathetischen Texte über die »Bildungsrepublik Deutschland«, deren einziger Rohstoff, deren Zukunft in der Bildung der Bürger liege. Latente Kollokate verweisen auf die Sphären von »sozial«, »Armut«. Sie suggerieren, dass einzig »Bildung« dauerhaft vor »Armut« schütze, und münden in den Appell für »lebenslanges Lernen« in der »Wissensgesellschaft«.

Gewiss, mit der Aussicht auf meritokratische Teilhabe an Prestige, Elite, Aristokratie konnten immer schon erfreuliche Karrieren verbunden sein. Dennoch war »Bildung« ein asketisch-antikarrieristisches Projekt, und jetzt ist die Bildungsparole eingerückt in den verpflichtenden Kanon der Selbstoptimierung für jedes »unternehmerische Selbst«.⁴ Den asketischen Verpflichtungscharakter hat die »Bildung« gar in die schöne neue Welt herübergerettet. Denn was bleibt dem qua Bildungsimperativ angerufenen Humankapital anderes übrig, als ständig an seiner Selbstvervollkommnung zu arbeiten? Die zunehmende Konkurrenz eines globalisierten Arbeitsmarktes lässt ihm keine Wahl – und Erfolg, Aufstieg, Reichtum sind keineswegs garantiert. Immerhin suggeriert »Bildung« weiterhin, dass man etwas Wertvolles erworben hat, was einem keiner mehr nehmen kann, auch wenn das Zertifikat sich auf dem Arbeitsmarkt als wertlos erweist. All diese Kontinuitäten und Diskontinuitäten wird man (mit Recht) in der Begriffsgeschichte von

1 Vgl. Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a. M./Leipzig 1994.

2 Vgl. Utz Maas: »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand« – *Sprache im Nationalsozialismus*, Opladen 1984.

3 Vgl. Kyrosch Arab Alidusti: *Der Bildungsbegriff in der medienöffentlichen Debatte*, Diss. Phil. Universität Siegen 2012.

4 Ulrich Bröckling: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt a. M. 2007.

Bildung verorten. Deren Diskontinuitäten werden überdeckt durch die Kontinuität des Wortkörpers. Und der führt die konnotativen Bestände des alten Bildungsbegriffs mit und macht es möglich, dass diese (z. B. polemisch im bildungskonservativen Feuilleton) weiterhin aktiviert werden können.

Am anderen Ende des Spektrums finden wir neue Wortkörper wie *Globalisierung*, *Diversität/Vielfalt*, *Inklusion*, finden wir die prägnanten und höchst gegenwärtigen Einträge des *Glossars der Gegenwart*,⁵ finden wir die pilzartig schießenden und wuchernden Neuerungen wie *Kreativität*, *Resilienz*,⁶ finden wir die enteigneten emanzipatorischen Begriffe wie *Autonomie*, *Selbstverwirklichung*. Die Liste von Christian Geulen enthält Ausdrücke aus all diesen Gruppen (und aus einigen anderen).⁷ Hier suggeriert der neue Wortkörper auch neue Narrative, neue Deutungsmuster, neue *framing devices*. Wer hier wiederum die verfügbaren Korpora bemüht, der erfährt, dass manches, was ausdrucksseitig neu aussieht, durch alte konnotative und kollokative Bestände beerbt bzw. reorganisiert. Hinter *Diversität/Vielfalt* findet man die kollokativen Umgebungen von *Toleranz*, *Multikulturalität*, und auch *politisch korrekt* scheint (bei allen negativen Ladungen) im Umfeld von *Diversität/Vielfalt* wieder aufzutauchen, positiv umgewertet als Rücksichtnahme freilich.

Grundsätzlich vermittelt die Durchsetzung eines neuen Ausdrucks die Nachricht, dass etwas grundlegend Neues passiert, in die Welt gekommen ist, »wohin-gegen sein nachfolgender Gebrauch [...] anzeigt, dass man unwillig ist zuzugeben, dass überhaupt etwas passiert ist, was außerhalb des Gewöhnlichen liegt«.⁸ Oder, um ein Bild Karl Mannheims zu zitieren: Der epochentypische Umbau von Begriffen und Deutungsmustern gleicht in der Regel eher einem »Radwechsel bei fahrendem Zug« als einem »Hausbau auf neuen Fundamenten«.⁹

Kurz und gut: Jegliche Verallgemeinerung über das, was die Leitbegriffe des 20. Jahrhunderts von denen des 19. Jahrhunderts unterscheidet, ist mit Vorsicht zu genießen. Was neu aussieht, muss nicht zur Gänze neu sein, und vice versa. Die ausdrucksseitigen Kodierungen sind selbst bisweilen strategisch, wir haben es mit einer öffentlichen Meinung zu tun, die zunehmend professionell produziert (und auch kurzfristig improvisiert) wird. Was uns ausdrucksseitig begegnet, ist nicht mehr unbedingt natur- oder kulturwüchsig, sondern vielfach kalkuliert. Experimentelle Mentalitäten erobern auch die Begriffspolitik, und was uns über den Weg läuft, das sind auch Stichworte, die einfach versuchsweise in Umlauf gebracht worden sind. Ein Ausdruck wie *Heimat*, der mächtig antikiert klingt, taucht womöglich in der Selbstbezeichnung des deutschen Innenministeriums auf, um nostalgische Motive nicht den Rechtspopulisten zur exklusiven Verwertung zu überlassen. Und klingt er nicht auch weniger martialisch als »deutsche Leitkultur«?

Es wird also zu fragen sein, ob sich nach dem Ansehensverlust der großen traditionellen »Bewegungsbegriffe« (sagen wir) Stilmerkmale ausmachen lassen, die charakteristisch sind für die Macht-, Wissens- und Zustimmungspraktiken des 20. Jahrhunderts. Hierzu gibt es zahlreiche Vorüberlegungen, von Ulrich Bröckling u. a. – Stichwort: *Gouvernementalität* –¹⁰ über Geulen – Stichwort: *Zeithorizonte* –,¹¹ bis Jürgen Link – Stichwort: *Selbstnormalisierung*, Geschichten mittlerer Reichweite –,¹² um nur einige zu nennen. Als Sprach- und Kommunikationswissenschaftler will ich versuchen, Veränderungen im Konnotationstransfer bei einigen »modernen« Grundbegriffen auszuleuchten.

II. KONNOTATIONSTRANSFER

Konnotationstransfer ist die alltäglichste Sache der Welt. In jedem Text, in jeder Äußerung finden sich Ausdrücke, Formeln, Konstruktionen, die andere Zusammenhänge konnotativ mitführen als die, in denen sie gerade stehen. Sprachpraktiken sind semiotisch reflexiv, sie lagern Spuren an, mittels deren sie die Zusammenhänge aufrufen und mitbedeuten, in denen

5 Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2004.

6 Vgl. Ulrich Bröckling: *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*, Berlin 2017.

7 Vgl. Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeitgeschichtliche Forschungen* 7 (2010), H. 1, S. 79–97, online: <https://zeit-historische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

8 Hannah Arendt: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*, München 1994, S. 115.

9 Karl Mannheim: *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus*, Darmstadt 1958, S. 14.

10 Vgl. Ulrich Bröckling/Susanne Krasman/Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2000.

11 Vgl. Geulen: »Plädoyer« (Anm. 7).

12 Vgl. Jürgen Link: *Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart*, Konstanz 2013.

sie gewissermaßen zu Hause sind.¹³ Niemand kann die Formel ›Wahrlich, ich sage euch ...‹ verwenden, ohne damit die gesamte biblische Welt in den aktuellen Redezusammenhang zu importieren – gleich ob er den Ausdruck am Küchentisch oder in der Vorlesung verwendet. Die vermeintliche (konnotative) Neutralität von Kerngrammatik und Kernlexikon ist eine erworbene Neutralität – und sie ist selten vollständig. Sobald wir längere Textpassagen ins Auge fassen, werden wir als kompetente Sprachbenutzer in eine (mehr oder minder bestimmte) Diskurswelt versetzt. Und da die textuell konnotierten Sphären nur selten ›sortenrein‹ sind (um einen Ausdruck aus der Welt des Weins zu verwenden!), haben wir es *in praxi* stets mit ›vielstimmigen‹ (so die Formel von Utz Maas) Texten zu tun, in denen mehrere gesellschaftliche Praxisbereiche semiotisch präsent, vermischt, übereinandergelegt sind. Das geschieht beim Sprechen unweigerlich und gewissermaßen von selbst, es ist aber auch eine Ressource für strategische Kommunikation im Feld der Aufmerksamkeit, der Organisation von Zustimmungsbereitschaft – und selbstverständlich auch im Feld von Ästhetik und Literatur.

Die konnotativen Anlagerungen sprachlicher Ausdrücke sind – *vielfältig*. Welche von ihnen aktiviert werden, zum Zuge kommen, das hängt von den indexikalischen Möglichkeiten der Praxis-sphäre ab, in der sie textuell implementiert werden. Grundsätzlich erlaubt es z. B. die Konstellation von *Diversität/Vielfalt*, den gesamten Komplex aus Deutungs-, Wertungs- und Handlungsbereitschaften aus dem Biodiversitäts- und Artenvielfaltdiskurs in andere Praxisbereiche zu importieren und zu implementieren.¹⁴

Es sei daran erinnert, dass ›Biodiversität‹ trotz der offenkundigen Verwurzelung in Biologie und Evolutionslehre von Anfang an ein strategisches ›Grenzobjekt‹ gewesen ist (so die in der Fachliteratur

gebräuchliche Formel).¹⁵ Prominent geworden durch den weltbekannten (und äußerst wirkungsbewussten) Ameisenforscher und Begründer der Soziobiologie, Edward O. Wilson, adressiert der Ausdruck keineswegs den biologischen Fachdiskurs. Dafür ist er viel zu vage und letztlich auch gar nicht fachlich explizierbar. Er adressiert von vornherein Umweltschützer, Politik- und Wirtschaftsakteure und präsentiert ihnen gewissermaßen ein symbolisches Hochwertprodukt, das gefährdet, unbedingt schützenswert, imagefördernd und in vielfältige Interessenzusammenhänge einzufädeln ist.¹⁶ *Biodiversität* ist ein Begriff für die exoterische Kommunikation der Biologie. Reinhard Piechocki schreibt klipp und klar: Der Begriff *Biodiversität* wurde erfunden, um politisch Einfluss zu nehmen, um die Rolle der Biowissenschaften im politischen Entscheidungsprozess zu stärken.¹⁷

Mit dem Anspruch, zur Erhaltung von Biodiversität beizutragen, lassen sich vielfältige Ressourcen mobilisieren. Indem das Fach Biologie für ein solchermaßen überlebenswichtiges Problem fachlich ›zuständig‹ ist, generiert der Ausdruck für das Fach auch interdiskursive Resonanz. Kein Wunder, dass nach diesem erfolgreichen Vorbild auch andere Akteure gerne erklären, sie seien für ›Diversität/Vielfalt‹ zuständig! Mehr Potential für Konnotationstransfers geht nicht. Es ist aber eben nicht allein der biologische Fachdiskurs, der qua *Biodiversität* in der medienöffentlichen Kommunikation re-repräsentiert wird, es ist vielmehr die ganze hoch moralisierte Tier-, Umwelt- und Artenschutzdebatte, die überall da einschießt, wo von Diversität die Rede ist. Fachwissenschaftliche Weihen scheinen im Konnotationsspaket moderner Leitbegriffe erforderlich zu sein,¹⁸ ebenso wichtig, vielleicht wichtiger ist aber die konnotative Affinität zur Sphäre der moralisierten Selbst- und Fremdsorge, die von ökologischen Aufladungen bestimmt ist. Es ist nicht mehr die klassische Wissenschaftlichkeit, die konnotativ mitgeführt wird, sondern die interdiskursiv popularisierte, die der Wissenschaftssoziologe Peter Weingart als politisiert, kommerzialisiert und medialisiert kennzeichnet.¹⁹

13 Vgl. Utz Maas: »Konnotation«, in: Franz Janussek (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis*, Opladen 1985, S. 71–96; Helmuth Feilke: *Common sense-Kompetenz*, Frankfurt a. M. 1994.

14 Vgl. Reinhard Piechocki: »Biodiversität – Zur Entstehung und Tragweite eines neuen Schlüsselbegriffs«, in: Thomas Potthast (Hg.): *Biodiversität – Schlüsselbegriff des Naturschutzes im 21. Jahrhundert*, Bonn 2007, S. 11–24; Ludger Pries (Hg.): *Zusammenhalt durch Vielfalt. Bindungskräfte der Vergesellschaftung im 21. Jahrhundert*, Wiesbaden 2013; André Blum/Nina Zschocke/Hans-Jörg Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Würzburg 2016; Monika Salzbrunn: *Vielfalt – Diversität*, Bielefeld 2014.

15 Vgl. Piechocki: »Biodiversität« (Anm. 14); Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 14).

16 Vgl. Joachim Radkau: *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*, München 2011, S. 588–594.

17 Vgl. Piechocki: »Biodiversität« (Anm. 14).

18 Vgl. Geulen: »Plädoyer« (Anm. 7).

19 Vgl. Peter Weingart: *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*, Weilerswist 2001.

›Biodiversität‹ war auch eine Steilvorlage für die Gen- und Pharmaindustrie, die sich auf die lukrative Verwertung natürlicher Ressourcen stürzen und zugleich den Artenschutz auf ihre imagepolitischen Mühlen lenken konnte. Mit der ›Entdeckung‹ der Biodiversität beginnt auch die Patentierung von Genen, Arten, Wirkstoffen. In den Ländern (und Regenwäldern) der Peripherie konnten sich globale Gen- und Pharmakonzerne gewissermaßen als Retter der Biodiversität in Szene setzen – und deren Errungenschaften gleich für sich patentieren lassen. So gesehen steht der Ausdruck für eine folgenreiche interdiskursive Wertsetzung (und nicht so sehr für einen biologischen Tatbestand). Zudem handelt es sich eben nicht bloß um die Herkunft von ›Diversität‹ aus dem Artenschutzdiskurs, es handelt sich auch um ein zutiefst liberales Deutungsmuster: Wenn jeder er selbst sein kann und seinen eigenen Neigungen und Präferenzen folgt, dann ist die so resultierende Ordnung für die Gesamtheit die beste aller möglichen Welten. Und das selbst dann, wenn sich in der ganzen Vielfalt auch eher sinistre Typen finden sollten. Was Karsten Fischer als den »semantischen Coup des Liberalismus« bezeichnet, dass es diesem nämlich gelungen sei, ein programmatisches Gesellschaftsbild zu etablieren, in dem es dem Gemeinwohl maximal förderlich ist, wenn jeder an sein eigenes Wohl denkt (und explizite Bemühungen um Gemeinwohl im Gegenzug unter Verdacht stehen, verkleidete Sonderinteressen zu sein), ist hoch kompatibel mit ›Diversität/Vielfalt‹.²⁰

Auch Kollektivsymbolik (Link) und politische Metaphorik (Lakoff und Johnson) sind Formen des Konnotationstransfers. Sie bahnen aber eher die Tauglichkeit hoch komplexer fachdiskursiver Gegenstände für interdiskursive Behandlung. Man denke an das fast mechanische Einrasten des sprachlichen Bildfeldes *Scheidung*, als der Brexit Medienöffentlich verhandelt werden musste – ein Vorgang ohne Präzedenz mit rechtlichen, politischen, ökonomischen Konstellationen und Problemen, die offenbar nicht einmal von den Fachleuten verstanden worden sind. Mit einem Male hatte man mit *Scheidung*, *Rosenkrieg*, *Sorgerecht*, *Vermögensfragen* etc. ein Metaphernfeld, dessen Spendersphäre jeder kennt und mit dessen Hilfe jeder (sagen wir) verständlich über all diese unverständlichen Dinge sprechen kann. Das ist ein typischer Fall von Kollektivsymbolik. Gewiss lassen sich auch hier evaluative und deontische Analogien

anschießen: Etwas ist schiefgegangen, wenn es zur ›Scheidung‹ kommt, die ehemaligen Partner waschen gerne schmutzige Wäsche in der Öffentlichkeit, aber in der Hauptsache handelt es sich um kognitive Modellbildung, um Komplexitätsreduktion für interdiskursive Operationen.

Von Ludwik Fleck, dem Pionier der historischen Wissenschaftssoziologie, wissen wir, dass wissenschaftliche Konzepte in der Zirkulation unweigerlich semantisch mutieren, auch wenn der Wortkörper ihre durchgehaltene Identität suggeriert.²¹ Das gilt sowohl für die fachinterne, esoterische Zirkulation wie auch (erst recht) für die interdiskursiv-exoterische. Interdiskursiv zirkulationsfähige Konzepte brauchen darüber hinaus die Fähigkeit, sich sinngebend in ganz unterschiedliche Kontexte einzunisten, d. h. ihre Mutationsfähigkeit ist (auf eine näher zu bestimmende Weise) systemisch. Das unterscheidet sie ebenfalls von Kollektivsymbolen wie ›Scheidung‹ für Brexit.

Was macht Ausdrücke wie *Diversität/Vielfalt*, *Bildung* (in der zeitgemäßen Gegenwartsversion) dazu geeignet, in zahllosen ganz unterschiedlichen Themenbereichen und Lebenslagen als *framing device* zu dienen? Leider geht es beim Versuch, die einschlägigen Eigenschaften sprachlicher Ausdrücke freizulegen, nicht ganz ohne Linguistik. *Diversität/Vielfalt* ist das, was man als ein deprädikatives Abstraktum bezeichnen könnte. Das heißt, der Substantivierung liegt ein dreistelliges Prädikat ›verschieden‹ zugrunde, das eigentlich nur interpretierbar ist, wenn seine Argumentrelationen mit passenden Ausdrücken gefüllt sind, also in Ausdrücken wie ›X ist verschieden von Y hinsichtlich Z‹. Karl Otto Erdmann hat für *Gleichheit* bereits ähnlich argumentiert.²² Im alltäglichen Sprechen versorgen uns Gewohnheiten, verfügbare Beziehbarkeiten mit den für praktische Zwecke hinreichenden Präzisierungen, auch wenn nicht alles jeweils genau expliziert ist. Ohne ›Indexikalität‹ in diesem Sinne ist sprachliche Kommunikation undenkbar. Dabei reichern sich die Prädikate selbst mit den Spuren der sprachpraktischen Argumentkonstellationen an, in denen der Ausdruck verwendet worden ist. Prominent und prägnant sind dabei Aufladungen mit hohen pragmatischen Gehalten und Wertakzenten, wie in unserem Falle die ›Vielfalt‹ von Arten und Lebensweisen und die damit verbundenen

20 Karsten Fischer: *Moralkommunikation der Macht*, Wiesbaden 2006, S. 62.

21 Vgl. Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt a. M. 1980.

22 Vgl. Karl Otto Erdmann: *Die Kunst recht zu behalten*, Leipzig 1924.

(nützlichen) Effekte und die Impulse, sie zu erhalten. Dabei lädt sich der abstrakte Ausdruck mit ›sekundärer Indexikalität‹ auf, d. h. mit der Fähigkeit, eine unabschließbare und definitorisch nicht explizierbare Anzahl von Themen, Problemen, Situationen mit seinem rahmenden Deutungsmuster verbindbar zu machen. In Goffmans *Frame Analysis* lesen wir in diesem Sinne: »x Context can be defined as immediately available events which are compatible with one frame understanding and incompatible with others.«²³ Und so ›geht‹ der Begriff der *Diversität/Vielfalt*, wenn er erst einmal etabliert ist, mit Organismen, Kulturen, Lebewesen, Charakteren, Behinderungen, Talenten, sexuellen Orientierungen, kurz: mit allem, was auf die Formel ›Vielfalt als Chance‹ (für produktive Neuerungen etc.) bzw. ›Vielfalt als gefährdete Ressource‹ gebracht werden kann.

Machen wir einen ähnlichen Versuch für *Globalisierung*, so stellen wir fest: Das zugrunde liegende Prädikat ist reflexiv und hat kein Akteursargument. Wir reden über Verhältnisse und Zusammenhänge, die *sich* globalisieren. Der Prozess wird als täterlos modelliert, hat aber zahllose Themenargumente: Finanzen, Wirtschaft, Konkurrenz, Kommunikation, Kultur etc. Aber ›X globalisiert Y‹ geht nicht. *Globalisierung* ›rahmt‹ also Verhältnisse und Zustände als Prozesse, die unweigerlich passieren, ob wir wollen oder nicht (das gilt für viele, aber nicht alle Abstrakta auf Fremdwortadjektiv + -isierung). Sie begründet Sachzwänge. Eine programmatische Wertdimension erhält der Ausdruck u. a. durch die konnotative Verbindung mit den zahllosen ›globalen Problemen‹ wie Umwelt, Klima, Artenschutz, für die nach übereinstimmender Deutung keine lokalen, nationalen etc. Lösungen möglich sind. Was die *deontische* Dimension von Globalisierung betrifft, so wissen wir natürlich alle, dass sich (mehr oder weniger) kompakte Akteure gegenüberstehen, von denen manche den Ausdruck programmatisch interpretieren und andere als Feindbegriff (die ›Globalisierungskritiker‹, z. B. Attac). In der Realität, über die wir sprechen, gibt es durchaus Täter und Opfer. Der weltweit durchschlagende Erfolg von *Globalisierung*, gleich ob in programmatischer oder oppositioneller Lesart, dürfte aber damit zusammenhängen, dass der Ausdruck eine universalistische Formel für eine Phase oder Epoche liefert, die ökonomisch durch das schiere Gegenteil gekennzeichnet ist, nämlich durch eine nie dagewesene Verschärfung der wirtschaftlichen

Konkurrenz zwischen den Ländern, die mittlerweile verniedlichend als bloße ›Standorte‹ kodiert werden, aber gegenwärtig dabei sind, ihre partikularen nationalen Traditionen auch offiziell, auf der Vorderbühne, wiederzuentdecken. Markus Metz und Georg Seeßlen haben dafür die Formel von der Globalisierung als dem ›Monotheismus des Kapitals‹.²⁴ Was nicht mit ihr in Einklang zu bringen ist, wird zum gefährlichen nationalen Sonderinteresse. Und in dem Maße, wie der Gott der Globalisierung als ein bedrohlicher empfunden wird, steigt der Reiz für ›Lokalgötter‹,²⁵ Erlösung in Form nationaler Wir-Identitäten zu versprechen. Der ›Standort‹ rekodiert sich als Ort nationaler Freiheit und nicht mehr als Vollstrecker globaler Zwänge, denen er natürlich gleichwohl gehorcht.

Wichtig für den Topos der Verwissenschaftlichung moderner Grund- und Leitbegriffe²⁶ ist der Umstand, dass die solchermaßen kumulativ entstehende sekundäre Indexikalität abstrakter Ausdrücke definitorisch nicht eingeholt werden kann. Wie auch schon die primäre Indexikalität des Sprechens ist sie nicht vollständig explizierbar.²⁷ Wenn wir also beobachten, dass der Phase der Etablierung moderner Leitbegriffe im Interdiskurs stets rasch eine Phase folgt, in der uns Experten erklären, was Globalisierung, Diversität/Vielfalt, Inklusion wirklich *ist*, dann versorgt das diese Ausdrücke lediglich mit den erforderlichen wissenschaftlichen Rationalisierungen, es trägt zu ihrer Zirkulationsfähigkeit auch in der Fachwelt der Experten bei und lädt sie zusätzlich mit wissenschaftlichen Weihen auf. An ihrer interdiskursiven Macht oder Ohnmacht ändert das wenig. Tatsächlich wirksam werden unter den Verhältnissen einer massendemokratischen Wissenschaftsreligion nur diejenigen Bestände und Erkenntnisse der Fachwissenschaften, die in eine gemeinverständliche Form gebracht werden (und auf diesem Wege nur allzu oft ihre ›Wissenschaftlichkeit‹ komplett einbüßen). Im Gegenzug korrumpiert diese Tendenz auch die Fachwissenschaften selbst, die auf der kompetitiven Suche nach Resonanz und Ressourcen von vornherein auf die zirkulationsfähigen interdiskursiven Bestände setzen. Denn nur mit deren Hilfe lassen sich materielle und symbolische Mittel (Geld und Aufmerksamkeit) für die Fachcommunity organisieren. Was als Wissenschaftlichkeit moder-

23 Erving Goffman: *Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience*, New York 1974, S. 441.

24 Markus Metz/Georg Seeßlen: *Freiheit und Kontrolle*, Berlin 2017, S. 183.

25 Ebd., S. 289.

26 Vgl. zur Diskussion Geulen: »Plädoyer« (Anm. 7).

27 Vgl. hierzu Peter Auer: *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*, Tübingen 1999, Kapitel »Indexikalität«, S. 127–135.

ner Grundbegriffe imponiert, ist also eher Produkt einer Entdifferenzierung der Verhältnisse zwischen Fachdiskursen und allgemeiner Kommunikation. Grundbegriffe suggerieren ein wissenschaftliches Fundament und passen sich so in eine Szene ein, die durch individuell ausdifferenzierte Wissenschaftsreligiosität gekennzeichnet ist. Wer für seine Handlungen und Überzeugungen keine ›wissenschaftlichen‹ Autoritäten anzuführen weiß, der wirkt ja schon beinahe ein wenig skurril. So gesehen ist aus der ganzheitlichen Bildungsreligion des 19. Jahrhunderts eine einzelheitliche Wissenschaftsreligion geworden, die eine breite Trägerschicht hat; wissenschaftliche Ratgeber brauchen wir in allen Lebenslagen, nicht nur im Feld von Ernährung, Selbstsorge, Ökologie; selbst das kann man als Endmoräne des Bildungsdiskurses verstehen. Das atomisierte Individuum, das die Verantwortungsmassen zugeschoben bekommt, entlastet sich, indem es permanent den Rat wissenschaftlicher Autoritäten einholt.

Für den Transfer deontischer Bestände ist wohl entscheidend, dass die Prägung des Begriffs *Biodiversität* in den 1980er Jahren nach dem übereinstimmenden Urteil aller Beobachter eine alarmierende und mobilisierende Antwort auf die öffentlich wahrgenommene ›Krise der Artenvielfalt‹ gewesen ist. Artensterben, industrielle Landwirtschaft, Ausbreitung von Monokulturen, Abholzung der Regenwälder (die als vorbildliche Orte der Artenvielfalt gelten), das sind die Begleiterscheinungen bzw. die dazugehörigen Schlagworte. ›Handlungsbereitschaften für ein schutzwürdiges Gut erzeugen‹ – das wäre vielleicht eine Formel für den deontischen Transfer. Der ist immer dann möglich, wenn sich erfolgreich behaupten lässt, dass ein Handlungsbereich zu einheitlich, zu homogen, zu hierarchisch organisiert ist. Für machiavellistische Akteure mit reichen Ressourcen wird sich jede konkurrierende Machtballung so darstellen (lassen), dass sie mit mehr ›Diversität‹ entschärft werden kann. Das macht den Ausdruck zu einer Waffe des institutionellen *change managements*. Das setzt darauf, die Verhältnisse so in dauernder Bewegung zu halten, dass Gegenmacht nicht formiert werden kann.

Zur inhärenten Mehrstimmigkeit, zur Polyphonie des Diversitätsdiskurses gehört eine weitere, stets mitartikulierte Komponente: In den USA war *diversity* nicht nur der Kampfruf der Ökologen und Artenschützer, es war auch der Kampfruf der antikolonialen kulturellen Identitätskriege, der *cultural wars*, des Multikulturalismus, der Kämpfe um Anerkennung *aller* kulturellen Traditionen als gleichwertig. Mit diesen

zweifellos emanzipatorischen Traditionen macht die moderne Pastoralmacht,²⁸ was sie in solchen Fällen gerne macht: Sie verwandelt Forderungen, die von unten an sie herangetragen werden, in gleichnamige Prinzipien, die sie nun ihrerseits von oben verordnet. Vermutlich ist dieser Konnotationsstrang in der US-Diskussion stärker präsent als in der deutschen. Aber auch er gehört zum Gesamtbild des Konnotationstransfers – und verweist darauf, dass eine globalisierte Szene auch Leitbegriffe braucht, die international zirkulationsfähig sind.

Was die Verzeitlichungsleistung und die Zeithorizonte betrifft, so operieren politische Begriffe zu allen Zeiten in der Ebene der Synchronie. Zu jedem gegebenen Zeitpunkt haben sie ein gegebenes Bündel von verfügbaren Konnotaten und verfügbaren indexikalischen Streuungen und Ordnungsleistungen als *framing device*. Davon zu unterscheiden ist das Fortwirken von Ladungen, die Ausdrücke, Konstruktionen etc. in der Vergangenheit aufgenommen haben. Sie sind immer schwer zu unterscheiden von den Ladungen, die einfach nur aus anderen Verwendungszusammenhängen stammen. So bewahrt die Begriffskonstellation *Diversität/Vielfalt*, auch wenn sie ganz positiv-programmatisch daherkommt, als Hintergrund immer den (aus der Biodiversitätsdebatte stammenden) Charakter des Bedrohten. Und der Begriff *Bildung* hat, auch wenn er den lebenslangen Zwang zur Pflege des eigenen Humankapitals kodiert, immer noch teil am Versprechen der bildungsreligiösen Tradition, der sich eine Subkultur auch gegenwärtig noch verbunden fühlt. Anders gesagt: Diachrone konnotative Aufladungen operieren ganz ebenso wie die synchrone Variationsbreite, und beide sind letztlich schwer gegeneinander abzugrenzen. Das ist in der gemeinen linguistischen Tagesarbeit übrigens nicht anders.

Von dieser Perspektive und Dimension wiederum muss unterschieden werden, was der Grundbegriff selbst als Zeithorizont eröffnet (und wie er das tut). So gesehen gehört zum ›historisierend‹ Mitgesagten von *Diversität/Vielfalt* der Mensch als Teil der Natur (wie Biologie und Evolution müssen auch ›wir‹ immer auf Diversität/Vielfalt achten, um uns nicht zu gefährden). Der Zukunftshorizont besteht in einer (globalisierten) Welt der Verschiedenheiten, in der jeder seines Glückes Schmied ist. Im Zukunftshorizont von ›Bildung‹ liegen Schichten der persönlichen Vervollkommen und der Aussicht auf gesellschaftlichen Stuserhalt eng beisammen. Am stärksten ähnelt

28 Vgl. Bröckling: *Gute Hirten führen sanft* (Anm. 6), S. 15–44.

›Globalisierung‹ den alten Bewegungsbegriffen. Als »szenischer Begriff«²⁹ ist der Ausdruck mit allen Handlungsfaktoren verbunden und versorgt sie mit einer Zurechnungsadresse, die sehr unterschiedliche Einzelerfahrungen sinnvoll zu rahmen vermag. Sein historischer Horizont lässt sich (ex post) in die Menschheitsgeschichte zurückverschieben, ebenso nach vorne in eine offene Zukunft mit Chancen und Risiken. Langfristig ist ›Globalisierung‹ (wie ehemals ›Fortschritt‹ und ›Entwicklung‹) nicht aufzuhalten. Tendenziell inkompatibel ist die Globalisierungsrhetorik allerdings mit der Agenda der neuen Nationalismen: Das von Theresa May ausgerufenen ›globale Großbritannien‹ (*Global Britain*) klingt (vielleicht noch) seltsam, und Donald Trumps ›America first!‹ desavouiert als Parole das gesamte symbolische System des sogenannten Westens als Wertegemeinschaft. Ethnopluralistische Semantiken, wie sie in der Neuen Rechten gepflegt werden, sind dagegen freilich hochkompatibel mit den Werten von ›Diversität/Vielfalt‹, die auch leicht gegen den ›globalen Einheitsbrei‹ in Stellung gebracht werden können. Und insofern ist *Diversität/Vielfalt* auch ein Beispiel für den Typus von flexibler ›mittlerer Geschichte‹ – mit sehr vielfältigen Einsatzmöglichkeiten, und zwar für eine als erfolgreich wahrgenommene und gegen eine für den jeweiligen ›Standort‹ als ruinös wahrgenommene Globalisierung gleichermaßen.

Nicht untypisch für die neuen Begriffe scheint mir *Diversität/Vielfalt* weiterhin darin, dass Ausdruck und Deutungsmuster für den Einzelnen keine zeitliche Perspektive und kein Sicherheitsversprechen beinhalten: Schon morgen kann alles wieder ganz anders sein und ganz neue Anpassungen erfordern.

III. UMSTELLUNG DER POLITISCHEN LEITSEMANTIK VON SOLIDARITÄT AUF DIFFERENZ

Eine begriffsgeschichtlich bewährte Frage lautet: *Wogegen* richtet sich das Schlagwort von der *Diversität*? Es taucht admonitiv immer da auf, wo sich organisierte Interessen zu bilden und zu artikulieren drohen. Wenn sich die Taxifahrer organisiert gegen Uber zur Wehr setzen, dann beschwört Uber die *Diversität*. Wenn Eltern sich gegen schulische Inklusion zusammenschließen, dann ertönt todsicher das Lied von der Vielfalt als Chance.

Die Parole von Vielfalt und Diversität ist insofern auch in ihrem Verhältnis zur Normalität zu betrachten, als sie einerseits die Normalität als Gleichförmigkeit kritisiert, andererseits aber beansprucht, an ihr teilzuhaben. Das heißt, sie handelt von Normalitätsgrenzen. Politisch höchst bedeutsam ist die Rolle, die der Begriff *Diversität/Vielfalt* (nebst seiner semantischen Umgebung: *Differenz*, *Inklusion*, *Partizipation*) für den radikalen Umbau der gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen im neoliberalen Zeitalter spielt, unter systematischer Nutzung der importierten Ambivalenz, nach welcher ›Vielfalt‹ immer zugleich Beschreibung und Hochwertprogramm ist. Traditionell wird das Problem der gesellschaftlichen Kohäsion³⁰ mit Blick auf Solidarität, Ausgleich von Differenzen, Vereinheitlichung sozialer Lagen gestellt: Die *Mitte* ist der (stets von vielen Seiten bedrohte) Ort der Normalität, politisch, sozial und allgemein. Die programmatischen Ideale gleichen der ›nivellierten Mittelstandsgesellschaft‹ (Helmut Schelsky). Die Angleichung der Lebensverhältnisse ist Verfassungsgrundsatz. Der Diversitäts-Hype indessen verschiebt das Kohäsionsproblem semantisch in die entgegengesetzte Richtung. Nunmehr wird alles Vereinheitlichte zum Hemmnis für Kreativität, Fortschritt, Zusammenhang, Synergie. Und die Verschiedenheit wird von einer Bedrohung der Kohäsion zu ihrem neuen Garanten – der semantischen Kopplung von *Diversität/Vielfalt* mit *Stabilität*, *Resilienz*, *Produktivität von Ökosystemen* sei Dank! Fischer spricht von der »Umstellung der Moralkommunikation der Macht von der Solidaritäts- auf die Kohäsions- bzw. Inklusionssemantik, wie sie zumal seit dem Epochenbruch von 1989/90 zu beobachten ist«.³¹ In dieser semantischen Umstellung markiert ›Vielfalt‹ einen entscheidenden Wendepunkt, da man ihren Nutzen leicht von den Kulturen, Ethnien, sexuellen Orientierungen, Talenten, Fähigkeiten auch auf die materiellen Verhältnisse und Einkommen ausweiten kann. Und mit einem Male wäre die horrenden materielle Spaltung der Gesellschaft in prekär Beschäftigte, Niedriglohnsektor, Arme auf der einen und unvorstellbar Reiche auf der anderen Seite keine Bedrohung des sozialen Zusammenhalts mehr, sondern dessen Schutz und Garant. ›Vielfalt‹ eben, und als solche Stabilität und Produktivität fördernd.

Das wagt momentan noch niemand medienöffentlich zu sagen, es entspricht aber durchaus dem radikal-liberalen Credo. Friedrich August von Hayek spricht unentwegt davon, dass große Einkommensdifferen-

29 Kenneth Burke: *A Grammar of Motives*, Berkeley/Los Angeles 1969, S. 12.

30 Vgl. Fischer: *Moralkommunikation der Macht* (Anm. 20).

31 Ebd., S. 22.

zen in der *big society* nötig, fruchtbar und unvermeidlich seien. Wer sich umtut im Diversitätsdiskurs, der kann nicht übersehen, dass man sich in der Ebene der sekundären Theoretisierung und Rationalisierung des Begriffs an diesen semantischen Umbau herantastet. Bei Michael Meuser lesen wir z. B.:

»Heterogenität und soziale Differenzen werden weniger als Ursachen sozialer Konflikte und von Spannungen thematisiert, sie gelten vielmehr als Ressourcen sowohl von Organisationsentwicklung als auch von individuellen Lernfortschritten. Die Problemperspektive hat einer Potentialperspektive Platz gemacht. Die Semantik einer wertgeschätzten Vielfalt, die den Fremden zu einem »nützlichen Anderen« macht, nimmt der Differenz das Bedrohliche, als das sie nicht selten wahrgenommen wird.«³²

Eine ganze Sektion dieses soziologischen Sammelbandes handelt vom Nutzen und von der Produktiv- und Kohäsionskraft sozialer Differenzen.

An das Individuum wenden sich die Begriffe des Feldes *Diversität/Vielfalt* im Modus der selektiven Achtungskommunikation: Das Individuum, das sich zu einer einschlägigen Kategorie bekennt, fühlt sich (vor sich selbst und vor den relevanten anderen) gehoben, mit »Vielfalt« ist jedenfalls anerkannt, dass auch seine Besonderheiten dazugehören. So gesehen ist *Diversität/Vielfalt* ein mächtiger Kampfbegriff, der gegen alle Gleichheitsforderungen in Stellung gebracht werden kann, auch gegen ökonomische, soziale, politische. Die Differenzen, deren Nützlichkeit permanent behauptet wird, müssen ja erhalten (und dürfen keineswegs nivelliert) werden, damit der Nutzen fortdauert.

Weiterhin gehört der Begriff *Diversität/Vielfalt* (und sein semantisches Umfeld) ganz überwiegend in die programmatische Selbstbeschreibung der Länder, die sich selbst zur höchsten »Normalitätsklasse« (wie Jürgen Link sagen würde)³³ zählen: »Globalisierung«, »Kreativität«, »Diversität«, »Silicon-Valley-Werte«, »Digitalisierung«, »Wissensgesellschaft« – und die Tugenden, die es braucht, in einer solchen Gesellschaft voranzukommen – werden adressiert: Individualismus, Bereitschaft, Verantwortung für sich selbst

zu übernehmen, generalisierte Verlagerung aller Verantwortung weg vom Kollektiv, von der Gesellschaft. Die Individualisierung von Verantwortung gehört gewiss zu den Megatrends der vergangenen Jahrzehnte, jedenfalls in den wohlhabenden Massendemokratien. Hermann Lübke sprach von einer »deklamatorischen Verantwortungsüberlastung« und bezog sich auf den Umstand, dass der Einzelne moralische Verpflichtungsgefühle gegenüber den anonymen, faktisch bestenfalls der (industrialisierten) Menschheit zurechenbaren Großfolgen entwickelt:³⁴ Vom Weltklima über den ökologischen Fußabdruck, das Artensterben und die Umweltschäden bis hin zur persönlichen Gesundheit, Fitness, Wohlergehen übernimmt der Einzelne eine Verantwortung, die natürlich einige Nummern zu groß ist und nur in symbolischen Handlungen gelebt werden kann. Das (sozial entbettete) Individuum mit globaler moralischer Verantwortung für sich und die Welt ist jedenfalls der Adressat der neuen Begrifflichkeit. Andreas Reckwitz beschreibt das involvierte Lebensgefühl kultursoziologisch, das Thema ist aber in der Soziologie schon von vielen Aspekten her behandelt worden.³⁵

In weniger »avancierten« Gesellschaften (besser gesagt: in deren Selbstbeschreibung) finden sich hingegen viel mehr Elemente einer vorpolitischen Zusammengehörigkeit (ethnisch, religiös, kulturell, sozial), über die der Einzelne eben nicht als Einzelner, sondern als Angehöriger der Gruppe angesprochen wird. Solche homogenen kollektiven Identitäten gelten aus der Sicht des modernen Individuums als rückständig. Die radikalisierte Version des Liedes »Jeder ist seines Glückes Schmied« heißt jetzt: »Alleinstellungsmerkmal«. Das umfassend verpunktete und verdatete Atom der modernen Gesellschaft hat die Aufgabe, seine Einmaligkeit unter Beweis zu stellen, und das lebenslang. Und darauf müssen die Begriffe passen, denn sie dienen als »Anleitung« für die Individuen;³⁶ *Bildung, Diversität, Globalisierung* passen.

32 Michael Meuser: »Diversity Management – Anerkennung von Vielfalt?«, in: Pries (Hg.): *Zusammenhalt durch Vielfalt* (Anm. 14), S. 167–182, hier: S. 167.

33 Vgl. Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Göttingen 2006, S. 431–443; ders.: *Normale Krisen?* (Anm. 12).

34 Hermann Lübke: »Moralismus. Über eine Zivilisation ohne Subjekt«, in: *Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft* 49 (1994), H. 4, S. 332–342, hier S. 340.

35 Vgl. Andreas Reckwitz: *Gesellschaft der Singularitäten*, Berlin 2017.

36 Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke: »Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2000, S. 7–40, hier S. 9; vgl. Bröckling: *Gute Hirten führen sanft* (Anm. 6).

IV. MORALISIERUNG UND ACHTUNGSKOMMUNIKATION

Über den Gestus der Einbeziehung und der (selektiven) Achtungskommunikation für benachteiligte Gruppen und Minderheiten haben Ausdrücke wie *Diversität/Vielfalt* eine starke moralische Konnotation. In der kommunikativen Ökonomie der Gesellschaft zirkulieren sie mit dem Anspruch der Wiedergutmachung für erduldetes Unrecht. Insofern kann sich immer auf der guten Seite fühlen, wer für Vielfalt plädiert (natürlich nur in der durch diesen Begriff gestifteten und zusammengehaltenen Community). Als »reframing device«³⁷ für Ungleichheit und Wiedergutmachung für Ungerechtigkeit koppelt das einschlägige Deutungsmuster sehr unterschiedliche Ressourcen. Wer »im Namen« einer anerkannten Kategorie (Frauen, Behinderte, Schwule ...) spricht, wird in dieser Kategorie unangreifbar. Macht akkumuliert aber auch, wer die Ansprüche anerkannter Gruppen gegeneinander abwägen und aufrechnen muss. In Betrieben und Behörden sind aus den Gleichstellungsbeauftragten mittlerweile überall *Diversity Manager* geworden, die mit vielen Kategorien jonglieren.

Begriffsarchitektonisch steht *Diversität/Vielfalt* für eine Strategie der Invisibilisierung der asymmetrischen Opposition zwischen dem »Wir« und den »anderen«: Das »Wir« der Sprechenden erscheint als umfassend und universell, es erscheint gar nicht als begrenztes, und die »anderen«, die Eingeschlossenen, werden namhaft gemacht als ausgewählte Objekte der Fürsorge und Anerkennung, die auch als solche erhalten werden müssen. Zur moralischen Dramaturgie der »Vielfalt« gehört es, dass die anerkannten »anderen« zugleich als solche gepflegt und als zum »Wir« dazugehörig eingemeindet werden. Das ist durchaus eine Form des strategischen *double bind*, es bindet potentiell kämpferische und dissidente Gruppen zugleich an die jeweilige Eigengruppe und an die Gruppe, die strategisch und punktuell Anerkennung gewährt. Und wer sich dem Anerkennung gewährenden »Wir« der westlich-universalistischen Normalität selite zu-rechnet, der wird ebenfalls diszipliniert, weil er öffentlich nur rituell anerkennend über die zu inkludierende Peripherie sprechen darf. Es bleibt für jeden riskant, »anders« zu sein, gleichzeitig wird es aber auch von den Sprechern der Normalgruppe gefordert und gefördert.³⁸ Das Leitmotiv neoliberaler Programme

ist eben nicht der Ausschluss des Nicht-Normalisierbaren, sondern die »Optimierung des Systems von Unterschieden«, so Tino Heim unter Bezugnahme auf Foucault (und Link).³⁹ Die Unterschiede zu übersehen ist unter Umständen nicht weniger riskant, als sie hervorzuheben.

Einigermaßen widersprüchlich sind demnach die Wirkungen des Diversitätsdiskurses auf die Angehörigen der diskriminierten (und nunmehr kommunikativ aufgewerteten) Gruppen. Das Stigma der Zugehörigkeit zu einer dieser Gruppen verwandelt sich unter der Hand in eine symbolische Ressource, die vom Einzelnen mehr oder minder geschickt genutzt und eingesetzt werden kann. Den Binnenzusammenhalt der Gruppe kann das ebenso schwächen wie stärken. Wenn Einzelne den Folgen des Stigmas mithilfe der Mächtigen entkommen, überwiegt die Schwächung und Fragmentierung der Gruppe. Langfristig dürfte sich freilich auch eine ausgeprägte Statuskonkurrenz *zwischen* den Gruppen etablieren, die in den Katalogen der »Vielfalt« Aufnahme finden.

Wie alle Toleranzsemantiken hat auch diese ihre Sollbruchstelle im Pseudouniversalismus. Natürlich sind nicht alle eingeschlossen in die gehegte »Vielfalt«. Anerkannte Stigmagruppen setzen Normalgruppen voraus, die keinen Opferbonus in Anspruch nehmen können. Und Stigmagruppen können bestenfalls beanspruchen, wie die Normalgruppen behandelt zu werden. Und je mehr Individuen, Familien, Gruppen aus der Normalzone sich ebenfalls schlecht behandelt und diskriminiert fühlen, desto höher steigt dort der Hass auf diejenigen, die es geschafft haben, aus ihrem Stigma eine Machtressource zu machen. Vielleicht hat nichts dem neuen Rechtspopulismus so viele Wähler zugetrieben wie der Hass auf »politisch korrekte« Diversitätspolitik.

Nicht eigens besprochen haben wir die zahlreichen kulturellen Bezugs- und Erfahrungssysteme, in denen sich die Rede von der »Vielfalt« durch ihre konnotativen Aufladungen kulturell selbst plausibilisiert: vom Warenangebot bis zur grenzenlosen und schmeichelhaften Suggestion, das Individuum könne in allen Lebenslagen frei wählen zwischen einer »Vielfalt« von Möglichkeiten, Angeboten, Lebensentwürfen, Chancen etc. Und in all diesen Wahlmöglichkeiten macht es sich dann zu dem unverwechselbaren Unikat, das

37 Bei Goffman auch als »keying« bezeichnet; vgl. Goffman: *Frame Analysis* (Anm. 23), S. 81.

38 Vgl. Tino Heim: »Die Selbstverunmöglichung des »Ohne-Angst-Verschieden-Seins«. Normalismus zwischen flexib-

lem Lebensstilpluralismus und autoritärer Realpolitik«, in: *kultuRRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 73 (2017), H. 2, S. 22–30.

39 Ebd., S. 24; vgl. Link: *Normale Krisen?* (Anm. 12).

die relevante Umwelt erwartet. Komisch nur, dass am Ende alle ziemlich ähnlich aussehen. Der Kultus der Verschiedenheit summiert sich zu einem statistischen Normalindividuum, das gleichwohl als einmalig respektiert werden möchte. Als Spielverderber und Feind wird dann identifizierbar, wer das moralisierte Ritual verweigert.

Was schließlich die als Autorität fest etablierte Wissenschaftsreligion betrifft, auf die Grund- und Leitbegriffe zusehends Bezug nehmen, so tritt auch sie im Interdiskurs als Kollektivsingular *Wissenschaft* auf, ihren Macht- und Konkurrenzcharakter verleugnend – aber mit einem so breit gefächerten Angebot an Wahrheiten, dass sich für die Moral- und Selbstsorgeprogramme aller Individuen etwas Passendes zweifellos finden lässt. Der Glaube an einen linearen wissenschaftlichen ›Fortschritt‹ lebt in dieser Haltung gebrochen weiter. Die technischen Errungenschaften der vergangenen Jahrzehnte sind zwar ambivalent, Fortschritt und Verhängnis sind nicht immer leicht zu unterscheiden und liegen eng beieinander. Aber ständig neue Studien konkurrieren um die knappe Aufmerksamkeit der Mediennutzer. Punktuelle Verbesserungen etwa in Therapie und Medikation von Krankheiten koexistieren auf dem Markt der wissenschaftlichen Wahrheiten mit dubiosen Versprechungen, die nicht weniger ›wissenschaftlich‹ auftreten. Wie auch anderswo hat der Einzelne die Freiheit und die Notwendigkeit, zu wählen. Und dabei ist die Wissenschaft selbst seine letzte Berufungs- und Wertinstanz, sie ist selbst eine eigentümliche Moralagentur, die jeder gerne auf seiner Seite haben möchte.

Zum Ensemble der konnotativen Ladungen, die wir gehäuft in der neuen Grundbegrifflichkeit finden, gehören die Adressierung des atomisierten Individuums, die moralische Achtungskommunikation für dessen umfassende, weitreichende Verantwortung (für sich selbst und für die Szene), die breit streuende sekundäre Indexikalität der Ausdrücke und deren wissenschaftsreligiöse Weihen – in einer Szene, die Wahrheiten für jeden anbietet.

V. PROBLEMATISIERUNGEN

MASSENDEMOKRATIE

Ebenso wie andere Epochenbegriffe, die als Kürzel für die neuen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts dienen (›flexibler Normalismus‹ etwa bei Link), ist

auch *Massendemokratie* durchaus definitionsbedürftig. Für begriffsgeschichtliche Zwecke scheint es mir angemessen, den Durchbruch massendemokratischer Verhältnisse in den hoch industrialisierten europäischen Ländern nach dem Zweiten Weltkrieg anzusetzen. Sie sind allmählich »aus dem Schoß des bürgerlichen Liberalismus«⁴⁰ hervorgegangen und gekennzeichnet durch Massenproduktion und -konsum, durch Regulierung und Entschärfung (womöglich auch nur: Entartikulation) des Klassenkonflikts, durch Einbeziehung weitester Kreise in den politischen Repräsentationsanspruch, durch strikte Adressierung der Individuen als Individuen, durch das Zurücktreten wirksamer Theorien mit Schlüsselattitüde und ausformulierter Weltanschauung. Auch wenn solche Verhältnisse erst nach 1950 zur Reife gelangen, ist doch ihr ›Vorschein‹ bereits in der ersten Jahrhunderthälfte unübersehbar, in den USA ohnehin und auch in der Weimarer Republik, im Nationalsozialismus und in den faschistischen Gesellschaften Europas. Zum allgemeinen Maßstab, an dem die je eigenen Lebensverhältnisse (weltweit) gemessen werden, werden die Gesellschaften der oberen »Normalitätsklassen« (Link) aber erst in der zweiten Jahrhunderthälfte. Was diese Entwicklung mit den Grund- und Leitbegriffen macht, ist kaum allgemein zu beantworten. Vermuten kann man aber, dass sie einfacher, moralischer, konnotativ wissenschaftlich (s. u.), sachzwangförmig, kurzfristiger und kurzlebiger (›mittlere Geschichten‹) werden.

INTERNATIONALISIERUNG

Sicherlich mitbedingt durch die globalisierte Kommunikation des Internets, durch die Verbreitung des Englischen als Weltsprache, durch die Globalisierung von Produktions- und Arbeitsmärkten, lösen sich Grund- und Leitbegriffe von den Bindungen an nationale kulturelle Traditionen – oder sie führen diese lediglich noch am Rande konnotativ mit. Das ist, angesichts der jüngsten Renaissance nationalistischer Identitätsangebote, sicher eine kecke These. Man sollte aber nicht übersehen, dass auch diese als ›populistisch‹ kodierten neuen Wirgemeinschaftsangebote Kinder der liberalen Massendemokratie sind. Trotz aller ›America first!‹-Rufe (und ihrer Entsprechungen anderswo) orientieren sich gerade die neuen Populisten an den Normalitäten der neoliberalen Massendemokratien. Ob das Renteneintrittsalter in Frankreich oder in Russland erhöht werden soll

40 Panajotis Kondylis: *Das Politische im 20. Jahrhundert*, Heidelberg 2001, S. 16.

– todsicher wird man allenthalben den Satz hören, der Einzelne dürfe nicht durch staatlichen Zwang am längeren Arbeiten gehindert werden.

ZEITHORIZONTE

Es scheint mir ein gemeinsames Merkmal der klassischen ›Bewegungsbegriffe‹ Kosellecks (aus der Sattelzeit) zu sein, dass sie Vergangenheit (= schlecht) und Zukunft (= gut) semantisch und evaluativ in maximale Opposition setzen. In den Gegenbegriffen zu *Fortschritt*, *Entwicklung* etc., etwa *Niedergang*, *Dekadenz*, *Verfall*, sind allein die Wertungen umgekehrt. Macht, die auf den Denormalisierungsängsten der Individuen beruht, kennt programmatisch für die Zukunft allein die Stabilisierung der Normalität oder ihre Wiederherstellung. Automatisierte kollektive Besserungserwartungen entfallen. Auch eine rundum als bedroht und drückend präsentierte Welt ist immer noch die beste aller möglichen Welten. So paradox das auf den ersten Blick aussieht: Ein Horizont, der von katastrophischen Denormalisierungen umstellt ist, macht auch eine bedrückende Gegenwart alternativ- und ausweglos. »Untergangsszenarien und Alltagsgeschäftigkeit stabilisieren sich wechselseitig.«⁴¹

TRÄGERSCHICHTEN, HABITUSELITEN

Markant sind die Veränderung von Trägerschichten und die Adressierung der neuen Grundbegriffe nicht nur in Sachen Individualisierung und Entbettung. Die Adressierung spezieller Interessengruppen und Milieus (Arbeiter, Katholiken, kleine Selbständige etc.) ist ebenso verschwunden wie die Organisationen und Stimmen solcher Interessengruppen. Ausgenommen selbstverständlich ›die Märkte‹, die aber nicht als Interessengruppen, sondern als Systemimperative auftreten. Sie sind, anders als die Natur, das, was nun wirklich nicht beeinflusst oder verändert werden kann. An die Stelle der alten Strukturen der Öffentlichkeit sind neue Formen getreten: Die Adressierung der Individuen muss einerseits so organisiert sein, dass jeder sich mit dem Angebot identifizieren kann. Es findet also Entdifferenzierung, Entintellektualisierung und Primitivisierung statt. Die Appelle docken an Eigenschaften und Merkmale an, die gemeinmenschlich (und größtenteils auch infantil) sind. Hoch individualisierte und (jedenfalls nach ihren Beschäftigungen) hoch differenzierte Individuen lenkt man (wie schon

Simmel wusste⁴²) sehr viel leichter als organisierte, in Interessenverbände und Organisationen eingebundene Individuen – und zwar über die Ausbeutung ihrer ›natürlichen‹ und elementaren Schwächen und Ängste.

Die gesamte *empowerment*-Rhetorik, die im *Glossar der Gegenwart* seziert wird,⁴³ funktioniert ja nur, weil das entbettete Individuum sich (mit Recht!) schwach und ausgesetzt fühlt, es also empfänglich für Angebote ist, die ihm ›Autonomie‹, ›Kreativität‹ und ›Resilienz‹ versprechen. Außerdem ist es stets auf der Suche nach moralischen Gemeinschaften, die ihm Halt und Identität und möglichst auch Prestige und Anerkennung versprechen. Kein Wunder, dass sich selbst die schöne bunte Warenwelt zunehmend als Träger moralisierter Gemeinschaftswerte präsentiert, vom ›delphinfreundlich‹ gefischten Thunfisch über den palmölfreien Keks und den ›fair‹ gehandelten Kaffee bis zum garantiert kinderarbeitsfreien Teppich. Die sekundäre und kompensatorische Vergesellschaftung des atomisierten Individuums geschieht weitgehend über ein breites Angebot an mehr oder minder prestigeträchtigen (*moral*) *communities*. Vielen davon kann man über mehr oder minder exklusive Konsumentscheidungen leicht beitreten. Und so gut wie alle Interessenverbände, die ihr Publikum erreichen wollen, nehmen in der Öffentlichkeit ebenfalls die (zivilgesellschaftliche) Form solcher *communities* an. Dem Zeit- und Denkstil entsprechen insofern Grund- und Leitbegriffe, die moralisches Ansehen, soziales Prestige und Exklusivität koppeln.

Was in den Medien als Vorbild und Habituselite präsentiert wird, entspricht auf die eine oder andere Weise diesem Muster: ›kreative‹ Internetarbeiter, Start-up-Gründer mit moralisierbarem Programm, Führungskräfte aus diversitätsgeschützten Minderheiten (Migranten, Homosexuelle, Transgender etc.) – und durchaus auch die Starprominenz der Massenkultur. Sie stehen für die neoliberale Utopie des *autonomen* Individuums, das als angesehenes Mitglied einer moralischen Gemeinschaft Gutes tut. Keine Machttechnik, die nicht stets unser Bestes will – und uns dafür auch gerne mal einen Schubs gibt (*nudging*).

41 Bröckling: *Gute Hirten führen sanft* (Anm. 6), S. 274.

42 Vgl. Georg Simmel: *Einleitung in die Moralwissenschaft. Erster Band*, in: ders.: *Gesamtausgabe*, Bd. 3, hg. von Klaus Christian Köhnke, Frankfurt a. M. 1989.

43 Vgl. Bröckling/Krasmann/Lemke: *Glossar der Gegenwart* (Anm. 5), S. 55–62.

Die ›alten‹ Grund- und Leitbegriffe werden vor diesem Hintergrund auch entwertet, weil sie wie die alten und exklusiven Bildungseliten als Trägerschicht identifiziert werden. Die Massendemokratie bezieht breitere Schichten in die symbolische Repräsentation ein. Wo ehemals Adorno oder Habermas interviewt wurden, spricht heute ein Rapper. Das nennen wir Demokratisierung, wenn es uns im Ergebnis gefällt, und Populismus, wenn es uns nicht gefällt.

VERWISSENSCHAFTLICHUNG

Als dritte große Rationalisierung nach Magie und Religion beschreibt Kenneth Burke die Verwissenschaftlichung der Weltorientierung.⁴⁴ Für alles gibt es Experten und Ratgeber, und schon daraus folgt fast zwangsweise Vielfalt, Toleranz, Individualisierung und Popularisierung eines Marktes für wissenschaftlich konnotierte Orientierungen. Zum Habitus wissenschaftlich konnotierter Symbole gehört das Prinzip des »suspended judgement«⁴⁵ ebenso wie die inszenierte Interessenfreiheit und Objektivität. Bereits 1965 notiert Burke, was Link später systematisch ausführt: dass es in verdichteten Gesellschaften starke sekundäre »statistical motives« gibt, mittels deren weitgehend normfreie Übergänge zwischen Sein und Sollen möglich werden.⁴⁶ Aus dem wahlfreien Verhalten des Individuums wird der Zwang, sich an statistischen Normalitäten zu orientieren, die Objektivität und Faktizität suggerieren. Und möglicherweise ist für die Leitbegriffe einer ›wissenschaftsreligiösen‹ Massendemokratie der sprachliche Habitus des »suspended judgement« (verknüpft mit dem Aufruf wissenschaftlicher Autorität) wichtiger als die Wissenschaftlichkeit selbst. Beinahe unwiderstehlich scheint die Kopplung von inszenierter wissenschaftlicher Objektivität und inszenierter moralisierender Sorge für den Adressaten. Diese Kopplung füttert nachhaltig den Selbstsorgeimperativ.

ERFAHRUNG UND ERWARTUNG

Immer wieder wird notiert, dass die Rolle von Erfahrung und Erwartung (laut Koselleck die Schnittstelle, an der Grundbegriffe ansetzen) sich im 20. Jahrhundert deutlich verschiebt. Erfahrungen und Erwartungen werden zwar weiterhin von Akteuren ›gemacht‹, aber zusehends von massenmedialen Schablonen, Deutungsmustern, Vorgaben bebildert

und geprägt. Dafür gibt es zahlreiche Formeln, auch die von der Professionalisierung des Kampfes um die öffentliche Meinung gehört dazu. Wie tief dieser Bruch wirklich ist, dürfte jedoch schwer zu bestimmen sein. Am handfestesten ist womöglich, dass durch die sozial-kulturelle ›Entbettung‹ der Individuen die erwartbare Korrelation zwischen sozialen Lagen und individuellen Orientierungen zurückgeht.

Die bei Geulen angedeuteten Horizontverluste gehören sicher zum Bild, unterschwellig dürften aber die deutlichen Aufstiegs- und Besserungserfahrungen der letzten Generationen zwar verunsichert (und in Abstiegsängste transformiert), aber immer noch sehr wirksam und in defensive und regressive Programme umsetzbar sein. Während die Strahl- und Bindekraft der liberal-progressiven Utopie (und ihrer Leitbegriffe) in den aufgestiegenen unteren und mittleren Schichten rapide nachlässt, wird der moralische Universalismus der ›westlichen‹ Eliten schriller und unglaublicher: Die Einheiten, die sich öffentlich auf ihre ›Werte‹ verpflichten, werden immer kleiner, partikularer und nationaler. Die Trümpfe des progressiven Neoliberalismus (Digitalisierung, Automatisierung, schnelles Internet, Globalisierung, Diversität ...) stechen auch nach innen, durch Verunsicherung der nationalen Orientierungsräume, die über Jahrzehnte als konkurrierende ›Wirtschaftsstandorte‹ geführt und in ruinöser Konkurrenz gegeneinander organisiert wurden.

»DRAMATISMUS«

Nimmt man Burkes »Dramatismus« und seine »dramatistische Pentade« mit den fünf aufeinander bezogenen Größen *agent – act – scene – agency – purpose*⁴⁷ als eine Art Heuristik für die Beschreibung dynamischer Veränderungen in den Systemen der gesellschaftlichen Selbstdeutung, so lässt sich einiges besser strukturieren. Alles Sprechen über Erfahrung und Erwartung involviert diese fünf Größen und ihre variablen Wechselbeziehungen. Viele Veränderungen lassen sich an der Ummodellierung des *agent* festmachen: Der steht neuerdings im Fokus so gut wie aller Chancen und Risiken. Er ist konfrontiert mit einer *globalen* Szene voller Bedrohungen und Gelegenheiten. Die drohenden großen Denormalisierungen, namentlich die ökologischen, gelten als Folgen seiner Lebensweise, für die er die moralische Verantwortung trägt. Die (szenische) Verortung von

44 Vgl. Burke: *A Grammar of Motives* (Anm. 29), S. 44.

45 Ebd., S. 176.

46 Ebd., S. 218; vgl. Link: *Versuch über den Normalismus* (Anm. 33); ders.: *Normale Krisen?* (Anm. 12).

47 Vgl. Burke: *A Grammar of Motives* (Anm. 29), insb. »Introduction: The Five Key Terms of Dramatism«, S. XV–XXIII.

Verantwortung in den (durch kollektives Handeln veränderbaren) ›Verhältnissen‹ ist beinahe völlig verschwunden bzw. in den moralischen Appellen an den Einzelnen aufgegangen. Ein Zweck (*purpose*) wie die beinahe einwandsimmune »Prävention«⁴⁸ lässt sich mit den Mitteln Burkes als (ziemlich paradoxe) Konstruktion eines *agent* ohne *act* beschreiben. Das Versprechen der harten ›Prävention‹ (Terror, Verbrechen etc.) lautet: Die Szene wird sicherer, wenn wir gefährliche Akteure identifizieren, bevor sie handeln. Das Versprechen der weichen ›Prävention‹ (Krankheiten, Alter etc.) ist fast eine Drohung, weil es den Adressaten permanent daran erinnert, dass er auf alles Schlimme gefasst sein muss (und selbst schuld ist, wenn er es versäumt, rechtzeitig vorzusorgen). In der Version des 19. Jahrhunderts sind die Akteure modelliert als Vollstrecker von Tendenzen (oder gar Notwendigkeiten), die in der Eigendynamik der Szene angelegt sind. Auf der Ebene der ›zugelassenen‹ Zwecke (*purposes*) zweifelt niemand ernstlich an der Durchschlagskraft organisierter Macht- und Wirtschaftsinteressen, aber auftreten müssen sie als bejehbare Werte oder als Systemimperative. Gegen die kumulative Überforderung der Elementarteilchen werden dann (nach altbewährten Mustern) alte und neue Gemeinschaftsversprechen kompensatorisch in Stellung gebracht.⁴⁹

Vor dem Hintergrund dieser symbolischen Inflation des individuellen Akteurs unterstreichen hoch-aggregierte szenische Begriffe von *Globalisierung* bis *Anthropozän* (Ausdrücke mit höchst unterschiedlicher Reichweite, versteht sich) eine Dramaturgie, in der die vermittelnden Instanzen zwischen dem großen Ganzen und dem Einzelnen tendenziell verschwinden.

In der Praxis gibt es einen (weitgehend entartikulierten) Kult des individuellen Erfolgs (umkodiert als ›Leistung‹, ›Kreativität‹ etc.),⁵⁰ der aber öffentlich geadelt wird durch die fallweise Improvisation guter, moralisch hochstehender Zwecke und Mittel.

BENEFITS AUS DER OPFERROLLE

Zur (moralisierenden) Umgestaltung des *agent* gehört auch die neue Prominenz der Opferrolle. Sie ist die Konverse des Sündenbockprinzips, des semantisch vereinheitlichten Feindes (etwa im Antisemitismus der Nazis), und sie wertet beide auf, die Angehörigen anerkannter Opfergruppen wie die anerkennenden Akteure selbst, die sich damit als moralisch überlegen präsentieren. Zweifellos transportiert diese Konstellation rest-christliche Motive, sie schafft aber auch die semantischen Ressourcen, mit denen sich die Länder der oberen »Normalitätsklassen« über Gesellschaften erheben, in denen Frauen benachteiligt, Ethnien diskriminiert, Homosexuelle verfolgt werden etc. – und mit denen auch kriegsrische Interventionen in solche Länder legitimiert werden können. »Morals are fists«, schreibt Burke so *treffend*, dass man sich fast scheut, das Adjektiv zu verwenden.⁵¹ Eine Szene, die ansonsten für den Einzelnen unkalkulierbar ist, wird dadurch zugleich moralisch geadelt und verteidigungswert. Das symbolische *empowerment* der Angehörigen ausgewählter Opfergruppen erzeugt Konkurrenz innerhalb dieser und zwischen diesen Gruppen, bindet sie aber auch an die Gemeinschaft der moralisch Überlegenen.

KONNOTATIONSTRANSFER VS. KONNOTATIONSBRUCH

Ein prominentes Beispiel für das Umschlagen von Konnotationstransfer in Konnotationsbruch ist der Parolenwechsel von ›Wir sind das Volk‹ zu ›Wir sind ein Volk‹ in der Oppositionsbewegung der untergehenden DDR. Hier konnotiert der bestimmte Artikel in ›das Volk‹ den Souverän des Staates (gegen die Regierung, die ›im Namen‹ des Volkes regiert – und natürlich auch nur in der fraglichen Konstruktion). Der unbestimmte Artikel in ›ein Volk‹ (man kann darüber streiten, ob es sich tatsächlich um Artikelwörter handelt, zumal für den fraglichen Effekt einmal ›das‹ und einmal ›ein‹ mit Starkton gesprochen werden müsste, Artikel werden gewöhnlich durch Schwachton definiert – aber das wäre politisch ganz irrelevant) konnotiert hingegen den ethnischen Volksbegriff in Opposition zu anderen Ethnien. In der Abfolge koppeln die beiden Parolen ein markantes Kontinuitätssignal und ein nicht minder markantes Diskontinuitätssignal. Es handelt sich um eine Konstellation mit erheblichen rhetorischen Potentialen, wie immer, wenn man

48 Hierzu zuletzt Bröckling: *Gute Hirten führen sanft* (Anm. 6), S. 73–112.

49 Vgl. Georg Vobruba: *Gemeinschaft ohne Moral. Theorie und Empirie moralfreier Gemeinschaftskonstruktionen*, Wien 1994; Fischer: *Moralkommunikation der Macht* (Anm. 20).

50 Vgl. Sighard Neckel: *Flucht nach vorn: Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*, Frankfurt a. M. 2008.

51 Burke: *A Grammar of Motives* (Anm. 29), S. 192.

Kontinuitäts- und Diskontinuitätssignale relativ frei abmischen kann.

Die Virtuosen im Spiel mit konnotativer Kontinuität und Diskontinuität sind naturgemäß die Literaten und (in der Massendemokratie) die Propagandisten und Stichwortgeber. Wenn Andrej Platonow in *Die Baugrube* die Worthülsen der stalinistischen Entkulakisierungspropaganda in die Alltagskonversationen von Kindern, Familien, Dörflern und analphabetischen Tagelöhnern hineinmontiert, entstehen die skurrilsten Verfremdungseffekte. Beide Seiten, Konnotationstransfer und Konnotationsbruch sind dialektisch verbunden durch ein Prinzip, das Burke als »casuistic stretching« bezeichnet.⁵² Mittels dieses rhetorischen Prinzips kann man Gegensätze einander angleichen. ›Prekarität‹ (analytisch) ist ›Autonomie‹ (programmatisch), weil es keine bevormundenden Regularitäten gibt (Tarifverträge etc.). Burkes Exemplum ist der grammatisch-semantische Gegensatz von ›Liebe‹ und ›Krieg‹. Wir wissen alle, dass man auch die Liebe als eine Art von Krieg kodieren kann, und dass rationale Kriegsführung ein Maß von Einfühlung in den Feind voraussetzt, das durchaus der Liebe würdig wäre. So gesehen gibt es meist strategische Übergangszonen zwischen der analogischen Ausweitung eines Prinzips und dem jeweils entgegengesetzten Prinzip. Die wechselseitige Besetzung begrifflicher Territorien ist in dieser Konstellation grammatisch fundiert.

52 Kenneth Burke: *Attitudes Toward History*, Berkeley ³1984, S. 229–232.

KOSELLECK UND DIE GESCHICHTS- PHILOSOPHIE DES 18. JAHRHUNDERTS

Johannes Rohbeck

Die Absicht meines Beitrags ist eine kritische Würdigung der Geschichtstheorie von Reinhart Koselleck. Dabei konzentriere ich mich auf seine Untersuchungen über die Historiographie und Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts. Um es gleich vorweg zu sagen: Mein Urteil fällt höchst ambivalent aus.

Auf der einen Seite kann ich Kosellecks Verdienste um die Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts nicht hoch genug loben. Hatte noch der Historismus mit Friedrich Meinecke der Aufklärung den »historischen Sinn« kategorisch abgesprochen,¹ so anerkannte zuerst Ernst Cassirer,² dass die europäische Aufklärung eine veritable Philosophie der Geschichte entwickelt hat. In dieser Tradition steht auch Koselleck, indem er der Forschung entscheidende Impulse gab. Er hat gesehen, dass die Aufklärung den Gegenstand Geschichte als einen neuen Kontinent wissenschaftlicher Forschung entdeckt hat.³ Seitdem scheint es selbstverständlich zu sein, dass alle Lebensbereiche eine historische Dimension haben: Politik, Wirtschaft, Moral, Gesellschaft, Kultur und selbst die Natur.

Auf der anderen Seite komme ich nicht umhin, Kosellecks Beobachtungen und Schlussfolgerungen zu kritisieren. Meine Einwände beziehen sich auf zwei Aspekte. Zunächst stelle ich einige begriffsgeschichtliche Behauptungen infrage; hier handelt es sich um philologische Korrekturen zu den Begriffen Fortschritt und Geschichte.⁴ Ich werde außerdem zeigen, dass

diese Korrekturen auf Kosellecks grundsätzliche Positionen verweisen. Sodann zielt meine Kritik auf allgemeine Einschätzungen zur neuzeitlichen Geschichtsphilosophie und Moderne, insbesondere auf die These von der »Unverfügbarkeit der Geschichte«. Im Gegensatz zu Koselleck glaube ich, dass es einige aktuelle und drängende Probleme gibt, die menschliches Handeln erfordern, um wenigstens teilweise in die Geschichte eingreifen zu können.

I. VERDIENSTE VON KOSELLECK

Doch zunächst möchte ich mit der positiven Seite beginnen: mit den Verdiensten Kosellecks um die Geschichtsphilosophie der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Da diese Leistung unbestritten ist, kann ich mich bei meiner Würdigung auf einige Hinweise beschränken.

ABLÖSUNG VON DER REINEN CHRONOLOGIE UND ENTDECKUNG DER »HISTORISCHEN ZEIT«

Koselleck entdeckt ein neuartiges historisches Bewusstsein, in dem die Geschichte von den Menschen »gemacht« zu sein scheint.⁵ Demnach verändert sich der zeitliche Rhythmus, indem an die Stelle der Stagnation oder gleichförmigen Bewegung die Erfahrung der Beschleunigung tritt. An dieser Entdeckung schätze ich besonders, dass Koselleck seiner Konzeption der »Sattelzeit« von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts den Übergang in die Industriegesellschaft und damit die Entwicklung von Wissenschaft, Technik und Ökonomie zugrunde legt.⁶ In diesem Zusammenhang entwickelt er

1 Friedrich Meinecke: *Die Entstehung des Historismus*, München/Berlin 1936, S. 10 ff.

2 Ernst Cassirer: *Philosophie der Aufklärung*, Tübingen 1932, S. 263.

3 Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 130 ff.

4 Vgl. Reinhart Koselleck: »Fortschritt«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 351–423; ders.: »Geschichte«, in: ebd., S. 647–717.

5 Koselleck: *Vergangene Zukunft* (Anm. 3), S. 261 f.

6 Reinhart Koselleck: »Richtlinien für das Lexikon politisch-sozialer Begriffe der Neuzeit«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 11 (1967), S. 81–99.; ders.: *Vergangene Zukunft* (Anm. 3), S. 134.

die Begriffe »Verzeitlichung« der Geschichte und »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«.⁷

ÜBERWINDUNG DER LEBENSZEITMETAPHER

Koselleck konstatiert die Ablösung des nach dem Vorbild eines menschlichen Individuums (Geburt, Kindheit, Reife, Alter, Tod) gedachten Zyklusmodells, das lange Zeit auch zur Veranschaulichung des Aufstiegs und Verfalls einzelner Kulturen diente. Er beschreibt die Entstehung eines neuen Geschichtsbildes, das in einem aufsteigenden Pfeil besteht, der die Folge der Generationen und den Fortschritt des Menschengeschlechts darstellt.

Übrigens sehe ich in diesem Übergang vom Kreis zur geraden Linie keine »Denaturalisierung«, wie Koselleck behauptet.⁸ Zwar gibt es eine Parallele zwischen dem Lebenszyklus eines Individuums und dem Auf und Ab einzelner Kulturen, so dass man hier durchaus von einem »naturalen« Geschichtsbild sprechen kann. Aber deshalb ist die von den Menschen produzierte Fortschrittslinie nicht weniger »natürlich«, weil sie sich auf die Folge der Generationen und damit auf die biologische Reproduktion der menschlichen Gattung gründet. Aus diesen Gründen handelt es sich meines Erachtens um keine »Denaturalisierung«, sondern um den Wandel von einem Naturbild zu einem anderen.

PERSPEKTIVE DER ZUKUNFT

Mit dem Begriffspaar »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« kennzeichnet Koselleck die Zukunftsperspektive und die pragmatische Dimension der aufklärerischen Geschichtsphilosophie.⁹ Erwähnenswert ist hierbei, dass sich Koselleck nicht etwa auf die häufig einseitige Kritik an der Teleologie der Geschichte beschränkt, sondern auch die wissenschaftliche Prognostik einiger Aufklärer wie zum Beispiel von Nicolas de Condorcet würdigt.

II. KRITIK AN KOSELLECK

Trotz dieser allgemein anerkannten Verdienste erlaube ich mir, an Kosellecks Analysen und Einschätzungen zur Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts

grundsätzliche Kritik zu üben. Ich beginne mit der Revision einiger philologischer Beobachtungen der *Geschichtlichen Grundbegriffe*, und zwar in den Artikeln *Fortschritt* und *Geschichte*.

VERGEBLICHE SUCHE NACH DEM KOLLEKTIV-SINGULAR FORTSCHRITT

Der erste Begriff, den ich näher prüfen möchte, ist das deutsche Wort *Fortschritt*, dem im Französischen »progrès« und im Englischen »progress« entsprechen. Koselleck behauptet nun in seinem gleichnamigen Artikel, dass dieser Begriff im Laufe des 18. Jahrhunderts vom ursprünglichen Plural »die Fortschritte« zum Kollektivsingular »der Fortschritt« (le progrès, the progress) übergegangen sei und sich in der entsprechenden Historiographie sowie Theorie und Philosophie der Geschichte zum affirmativen Leitbegriff der Epoche entwickelt habe.¹⁰

Bekanntlich hat diese These eine große Karriere gemacht, indem sie geradezu ein Gemeinplatz in der kommentierenden Literatur bis heute geworden ist. Die Beispiele reichen von Hans Michael Baumgartner, Jürgen Mittelstraß, Odo Marquard, Harald Weinrich, Heinz Dieter Kittsteiner und Friedrich Rapp bis Denis Mäder.¹¹ Gleichwohl habe ich erhebliche Zweifel an dieser These. Im Folgenden werde ich versuchen, das Gegenteil zu beweisen.

Koselleck bezieht sich vor allem auf deutschsprachige Autoren: auf Immanuel Kant, Johann Christoph Adelung, Christoph Martin Wieland, Moses Mendelssohn, Johann Gottfried Herder, Isaak Iselin und andere.¹² Gleichzeitig vernachlässigt er die Literatur in Frankreich, wo der Begriff des Fortschritts die größte Rolle spielt – weit mehr als in anderen europäischen Ländern. Diese Ignoranz ist insofern paradox, als der

10 Vgl. Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 385–423.

11 Vgl. Hans Michael Baumgartner: »Die Idee des Fortschritts«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 70 (1962), S. 157–168, hier S. 158 f.; Jürgen Mittelstraß: *Neuzeit und Aufklärung. Studien zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie*, Berlin/New York 1970, S. 343 f.; Odo Marquard: *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*, Frankfurt a. M. 1973, S. 363; Harald Weinrich: »Erzählte Philosophie oder Geschichte des Geistes«, in: Reinhart Koselleck/Wolf-Dieter Stempel (Hg.): *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, München 1973, S. 411–427; Heinz-Dieter Kittsteiner: *Naturabsicht und Unsichtbare Hand. Zur Kritik des geschichtsphilosophischen Denkens*, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980, S. 135 f.; Friedrich Rapp: *Fortschritt. Entwicklung und Sinngehalt einer philosophischen Idee*, Darmstadt 1992, S. 156, 159; Denis Mäder: *Fortschritt bei Marx*, Berlin 2010, S. 55.

12 Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 378 ff.

7 Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 391; ders.: *Vergangene Zukunft* (Anm. 3), S. 58, 132, 137.

8 Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 372; ders.: *Vergangene Zukunft* (Anm. 3), S. 57, 130.

9 Koselleck: *Vergangene Zukunft* (Anm. 3), S. 30, 35, 60, 64.

Fortschrittsbegriff gerade in Frankreich fast ausschließlich im Plural ›les progrès‹ vorkommt. Um das zu belegen, liste ich zunächst einige der wichtigsten Titel französischer Geschichtsphilosophien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf:

- Charles Noblot de la Clayette: *L'origine et les progrès des arts et des sciences* (1740).
- Anne Robert Jacques Turgot: *Recherches sur les causes des progrès et de la décadence des sciences et des arts* (1748); *Tableau philosophique des progrès successifs de l'esprit humain* (1750).
- Antoine-Yves Goguet: *De l'origine des lois, des arts et des sciences; et de leurs progrès chez les anciens peuples* (1758).
- Nicolas de Condorcet: *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* (1793).

In den wenigen Fällen, in denen sich der Singular ›le progrès‹ findet, handelt es sich nicht etwa um den Fortschritt der gesamten Menschheit in der Geschichte, sondern lediglich um Fortschritte auf einzelnen und begrenzten Anwendungsfeldern:

- Pierre-Louis Maupertuis: *Lettres sur le progrès des sciences* (1752).
- Antoine Servan: *Discours sur le progrès des connaissances humaines* (1781).

An einer Stelle bezieht sich Koselleck auf einen Text von Turgot mit dem kurzen Zitat »cette inégalité de progrès«.¹³ Aber »progrès« ist hier mehrdeutig, weil im Französischen ›progrès‹ sowohl den Singular als auch den Plural bedeuten kann und der Unterschied allein an den Artikeln (*le progrès* und *les progrès*) oder an den Possessivpronomen (*leur progrès* und *leurs progrès*) erkennbar ist. Im vorliegenden Fall müsste der Kollektivsingular »cette inégalité du progrès« lauten. An dieser Stelle zeigt sich darüber hinaus ein generelles Problem, das darin besteht, dass sich Koselleck in seinen wenigen Zitaten mit Fragmenten von Sätzen begnügt.

Auf ähnliche Weise verfährt er mit Texten aus Großbritannien. Auch dort fehlen Nachweise für den Kollektivsingular ›progress‹. Koselleck erwähnt allein

Adam Fergusons *The History of the Progress and Termination of the Roman Republic*.¹⁴ Auch hier ist sofort sichtbar, dass es um einen Fortschritt geht, der sich auf ein einziges Land beschränkt, nach dem Motto *The Rise and Fall of the Roman Empire*.

Einen ähnlichen Status wie in Frankreich haben die folgenden Beispiele thematisch begrenzter Fortschritte:

- James Burnett: *Of the Origin and Progress of Language* (1774).
- David Hume: *Of the Rise and Progress of the Arts and Sciences* (1777).

Im Allgemeinen findet man wenige Belege für den Kollektivsingular ›der Fortschritt‹, ›le progrès‹ oder ›the progress‹, meist handelt es sich um Fortschritte auf einzelnen Gebieten wie Wissenschaft, Technik oder Sprache, jedoch niemals um den Kollektivsingular im Sinne eines Fortschritts in der gesamten Geschichte bzw. Universalgeschichte oder um einen Fortschritt des menschlichen Geschlechts bzw. der ganzen Menschheit.

Wenn sich Koselleck in seinem Artikel *Fortschritt* auf die Werke deutschsprachiger Autoren konzentriert, besteht die Ironie seiner Wahl darin, dass gerade diese Autoren den Begriff Fortschritt und insbesondere dessen Kollektivsingular vermeiden. Merkwürdigerweise ist sich Koselleck dieser Ungereimtheit durchaus bewusst. So bemerkt er, dass Kant die Formulierungen »Fortschreiten« oder »Fortgang« dem Begriff »Fortschritt« vorzieht.¹⁵ Dasselbe notiert er über Adelung, Mendelssohn, Herder, Wieland, Iselin u. a.¹⁶

Trotz dieses eindeutigen Befundes versucht Koselleck, den Kollektivsingular bei Kant nachzuweisen. In den dazu zitierten Schriften zeigen sich indessen sehr unterschiedliche Bedeutungen.

Aus der sehr frühen Schrift *Die Frage, ob die Erde veralte, physikalisch erwogen* (1754) zitiert Koselleck:

¹⁴ Ins Deutsche übersetzt: Chr. Daniel Beck: *Geschichte des Fortgangs und Untergangs der Römischen Republik*, Leipzig 1784/86; Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 386.

¹⁵ Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 378 ff., 381; vgl. Immanuel Kant: *Der Streit der Fakultäten*, in: ders.: *Werke in 12 Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. XI, Frankfurt a. M. 1965, S. 260–393, hier S. 363.

¹⁶ Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 386 f.

¹³ Ebd., S. 402.

»Die Natur unserer Erdkugel hat in dem Fortschritte ihres Alters in allen ihren Teilen nicht eine gleiche Stufe erreicht.«¹⁷ Doch an dieser Stelle wird sofort deutlich, dass Kant über die Entwicklung der Natur spricht, d. h. nicht über die Menschheitsgeschichte, die er ja erst sehr viel später behandelt.

In der 1784 erschienenen Schrift *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* schreibt Kant im Kontext der Beziehungen der Staaten untereinander: »[A]lso ist, wo nicht Fortschritt, dennoch die Erhaltung dieses Zwecks der Natur, selbst durch die ehrsüchtigen Absichten derselben [Staaten] ziemlich gesichert.«¹⁸ In diesem Zitat taucht der Fortschrittsbegriff nur ein Mal und dabei in einer negativen Konnotation auf: Wo ein Fortschritt nicht möglich sei, meint Kant, genüge die Erhaltung des bereits erreichten Zustandes.

Auch in *Mutmaßlicher Anfang des Menschengeschlechts* (1786) überwiegt Kants skeptische Haltung: »Indessen ist dieser Gang, der für die Gattung ein Fortschritt vom Schlechteren zum Besseren ist, nicht eben das nämliche für das Individuum.«¹⁹ Kant kritisiert die Fortschrittsidee, weil sie sich seiner Auffassung nach nur auf die menschliche Gattung bezieht, während die Individuen vom »Fortschritt« keineswegs profitieren. Die Wahl des Wortes »Gang«, das den übergreifenden Prozess bezeichnet, unterstreicht diesen Widerspruch zwischen Fortschritt für die Gattung und Stillstand oder gar Rückschritt für die Individuen. Allerdings zitiert Koselleck allein den Ausdruck »Fortschritt vom Schlechteren zum Besseren« und verschleiert dadurch den offensichtlichen Zwiespalt.²⁰

Selbst G.W.F. Hegel zieht die Begriffe Fortschreiten und Fortgang vor und verwendet den Begriff Fortschritt recht selten, wie Koselleck wiederum zugeht: »In Anbetracht dieser Einwände verwundert es nicht, daß Hegel ›Fortschritt‹ als Kategorie vergleichsweise selten verwendet. [...] Hegel bevorzugte ›Fortgang‹ oder ›Fortschreiten‹, besonders ›Entwicklung‹ und speziell ›Prozess‹.«²¹ Bekannt ist der Ausdruck »Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit« aus den

Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte.²² Darin soll das Wort Fortschritt nicht etwa einen empirisch-realen Prozess abbilden, vielmehr bezieht sich der philosophische Fortschrittsbegriff auf die gedankliche Reflexion auf die Geschichte. Außerdem radikalisiert Hegel den schon bei Kant angedeuteten Widerspruch, der darin besteht, dass die Individuen am menschengeschichtlichen Fortschritt kaum teilhaben oder dafür sogar ihr Lebensglück opfern müssen.

Nicht einmal Karl Marx benutzt den Fortschrittsbegriff als homogenen Kollektivsingular, legt er den Akzent doch auf die Widersprüche des Kapitalismus. Einerseits beschreibt er dessen unbestreitbare Fortschritte, die er besonders in der Entwicklung der Produktivkräfte und in der Entstehung eines Weltmarktes sieht. Andererseits hebt er die negativen Folgen der Kapitalakkumulation hervor: Ausbeutung, soziale Ungleichheit und Entfremdung. In der kapitalistischen Epoche kann es für ihn keinen universellen Fortschritt des menschlichen Geschlechts geben.

So verwundert es, dass Koselleck die Marx'sche Theorie wiedergibt, obwohl Marx das gerade Gegenteil eines Kollektivsingulars Fortschritt vertreten hat.²³ Dieses Verfahren scheint mir philologisch korrekt, aber theoretisch inkonsistent zu sein. Hierin besteht eine generelle Schwäche in Kosellecks Artikel *Fortschritt*.

Aus diesem Grund vermag seine Grundthese nicht zu überzeugen, dass der Kollektivsingular Fortschritt einen Leitbegriff der Historiographie und Geschichtsphilosophie des 18. bis 19. Jahrhunderts darstellt. Tatsächlich spielt der Fortschrittsbegriff allein in Frankreich eine dominierende Rolle, aber eben dort fast ausschließlich im Plural ›les progrès‹.

Aus meiner Sicht gibt es für diesen philologischen Befund mehrere sachliche Gründe: In der *diachronen* Dimension stellt der Fortschritt keinen kontinuierlichen Prozess dar, sondern setzt sich aus Beschleunigungen und Verlangsamungen, Stagnationen und Brüchen zusammen. Von Rousseau bis Marx ist es ein Gemeinplatz, dass jedem Fortschritt ein Rückschritt innewohnt. In der *synchronen* Dimension ist der Fortschritt niemals ein homogenes Phänomen.

17 Ebd., S. 381, Anm. 155.

18 Kant: »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, in: ders.: *Werke* XI (Anm. 15), S. 31–50, hier S. 46; zit. bei Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 381.

19 Kant: »Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte«, in: ders.: *Werke* XI (Anm. 15), S. 83–102, hier S. 92.

20 Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 383.

21 Ebd., S. 404.

22 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, in: ders.: *Werke* in 20 Bänden, hg. von Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Bd. 12, Frankfurt a. M. 1969, S. 32.

23 Koselleck: »Fortschritt« (Anm. 4), S. 417 f.

Die Schwierigkeit besteht in der Ungleichheit und Widersprüchlichkeit der Fortschritte. Neben der grundsätzlichen Divergenz zwischen Gattung und Individuum liegt das Problem im Auseinanderdriften der Fortschritte in Technik und Ökonomie auf der einen Seite sowie Politik und Moral auf der anderen Seite. Beklagt werden diese Widersprüche vor allem von Rousseau, Kant, Hegel und Marx, was der Konzipierung eines Kollektivsingulars Fortschritt grundsätzlich entgegensteht.

Jenseits aller Philologie sind auch Kosellecks systematische Schlussfolgerungen problematisch. Hinter der Interpretation der Texte verbergen sich inhaltliche Positionen, die auf die Geschichtsphilosophie der Aufklärung zielen. Eine Überschrift im Artikel *Fortschritt* lautet: »Das hypothetische Subjekt des Fortschritts und dessen Beschleunigung«. ²⁴ Unter dem vorausgegangenen Titel »Von den ›Progressen‹ zum ›Fortschritt‹« heißt es gar: »So wird aus den Geschichten der (einzelnen) Fortschritte der Fortschritt der Geschichte. Im Zuge der Universalisierung tauschen Subjekt und Objekt ihre Rolle. [...] Der genitivus subiectivus wird zum genitivus obiectivus: der Fortschritt übernimmt den führenden Part, er wird selbst zum geschichtlichen Agens. Die zeitliche Modalität rückt in die Funktion des Handlungsträgers ein.« ²⁵ Koselleck behauptet also, dass in der Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts der Fortschritt selbst zum Handlungssubjekt mutiere.

Um diese These zu belegen, zitiert Koselleck den französischen Autor Condorcet: »pour en tirer l'histoire hypothétique d'un peuple unique, et former le tableau de ses progrès«. ²⁶ Der vollständige Satz im *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* lautet: »Ici le tableau commence à s'appuyer en grande partie sur la suite des faits que l'histoire nous a transmis: mais il est nécessaire de les choisir dans celle de différents peuples, de les rapprocher, de les combiner, pour en tirer l'histoire hypothétique d'un peuple unique, et former le tableau de ses progrès.« ²⁷ Condorcet formuliert hier sein methodologisches Programm, das darin besteht, von den Geschichten verschiedener Völker auf die

hypothetische Geschichte eines »einzigsten Volkes« zu schließen.

Koselleck begeht bei seiner Kommentierung des fragmentarischen Zitats gleich mehrere Fehler: Erstens übersetzt er »peuple unique« mit »auserwähltes Volk«; doch »un peuple unique« bedeutet in diesem Kontext lediglich »ein einziges Volk« (ein auserwähltes Volk wäre »un peuple élu«). Zweitens unterlegt er dem Zitat mit seiner skandalösen Übersetzung eine pseudoreligiöse und damit ideologische Bedeutung. Drittens verdreht er den Sinn der Sentenz, der zufolge sich ja nicht ein besonderes Volk von anderen Völkern heilsgeschichtlich abhebt, sondern in dem die ganze Menschheit wie ein »einziges Volk« betrachtet werden soll. Viertens spricht Condorcet trotz oder gerade wegen seines Projekts einer Universalgeschichte – wie bereits im Titel – ausdrücklich von »Fortschritten« im Plural. Und fünftens gibt es in diesem Zitat nicht die geringsten Anzeichen dafür, dass sich der Fortschritt im Kollektivsingular zum Subjekt der Geschichte verkehren würde. In *Vergangene Zukunft* wiederholt Koselleck seine unhaltbare These – hier ganz ohne Belege. ²⁸

Liest man den Artikel *Fortschritt* auf hermeneutische Weise vom Ende her, entsteht der Verdacht, dass Koselleck die Epoche der Aufklärung zu denunzieren versucht, indem er das Klischee einer misslungenen Säkularisierung reproduziert. Damit er das angebliche Pseudosubjekt Fortschritt behaupten kann, muss er zuerst einen entsprechenden Kollektivsingular nachweisen. Denn ohne Singular würde der Fortschritt als Subjekt nicht funktionieren. Koselleck hat also ein großes Interesse daran, einen solchen Singular zu finden, auch wenn er selbst zu spüren scheint, dass das Textmaterial das nicht hergibt. Wenn der gesuchte Begriff nicht auffindbar ist, muss er eben konstruiert werden. Man sieht, was man zu sehen beabsichtigt.

III. MACHBARKEIT ODER UNVERFÜGBARKEIT DER GESCHICHTE?

Ebenso verfährt Koselleck in seinem Artikel *Geschichte* in den *Geschichtlichen Grundbegriffen*. ²⁹ Ich kann mich nun kürzer fassen, weil in diesem Fall der Kollektivsingular außer Zweifel steht.

²⁴ Ebd., S. 400.

²⁵ Ebd., S. 388.

²⁶ Ebd., S. 401.

²⁷ Jean Antoine Nicolas de Caritat de Condorcet: »Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain«, in: ders.: *Œuvres de Condorcet*, hg. von A. Condorcet O'Connor/M. F. Arago, Bd. VI: *Mélanges de littérature et de philosophie*, Paris: Didot frères 1847 (Nachdruck: Stuttgart-Bad Cannstatt 1968), S. 1–276, hier S. 19.

²⁸ Koselleck: *Vergangene Zukunft* (Anm. 3), S. 50, 130.

²⁹ Koselleck: »Geschichte« (Anm. 4), S. 647–717; vgl. Koselleck: *Vergangene Zukunft* (Anm. 3), S. 51, 54, 130, 263 f.

Ein solcher Begriff ist plausibel im Kontext der zeitgenössischen Werke über die *Universalgeschichte*, *Weltgeschichte* oder *Geschichte der Menschheit*. Zu den entsprechenden Autoren gehören am Ende des 17. Jahrhunderts Bossuet, im Laufe des 18. bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts Turgot, Raynal, Condorcet, Schlözer, Schiller, Iselin, Kant und Hegel. Es leuchtet ein, dass die Konzeption der Weltgeschichte den Kollektivsingular Geschichte voraussetzt. Bis zu diesem Befund kann ich mich der Darstellung Kosellecks durchaus anschließen. Doch widerspreche ich entschieden seinen Schlussfolgerungen.

Erstens: Koselleck wiederholt seine These vom Pseudosubjekt, indem er sie vom Begriff des Fortschritts auf den der Geschichte überträgt. In diesem Fall soll die Geschichte im Ganzen wie ein autonomes Subjekt agieren. Diese Behauptung versucht Koselleck mit einem Zitat von Marx zu stützen: »Die Geschichte wird daher, wie die Wahrheit, zu einer aparten Person, einem mythischen Subjekt, dessen bloße Träger die wirklichen menschlichen Individuen sind.«³⁰ Dieses Zitat ist jedoch irreführend. Denn es handelt sich hier um eine Polemik von Marx gegen Bruno Bauer, dem er vorwirft, in seiner Schrift *Zur Judenfrage* eine solche Vorstellung vertreten zu haben. In Wahrheit haben weder Marx noch Bauer an die Geschichte im Sinne einer autonomen Person oder eines mythischen Subjekts geglaubt.

Freilich gibt es in dieser Epoche einige Autoren, die ein überindividuelles Subjekt der Geschichte unterstellt haben. So spricht beispielsweise Turgot von einer »Vorsehung« (providence), Kant von einer »Naturabsicht« und Hegel von einer »List der Vernunft«.³¹ Aber damit ist nicht etwa die Geschichte selbst als handelndes Subjekt gemeint, sondern eine hypothetische Instanz, mit Hilfe derer der Historiograph in die Lage versetzt werden soll, einen »Leitfaden« (Kant) ausfindig zu machen, um etwas Ordnung in das Chaos der historischen Ereignisse zu bringen.³² Es handelt sich also um eine erkenntnisleitende Idee, mit Kant gesprochen um eine »regulative Idee«, die eine heuristische Aufgabe erfüllt. »Vorsehung« oder »Naturabsicht« fungieren hier lediglich als Metaphern

für eine epistemische Herausforderung. Trotzdem gelangt Koselleck zu dem Schluss: »Nachdem erst einmal ›die Geschichte‹ zum Kollektivsingular geronnen war, wurde es möglich, sie auch als Subjekt ihrer selbst anzusprechen. [...] Sie wurde allmächtig, allgerecht, allweise, schließlich wurde man vor ihr verantwortlich. Quasi ein Säkularisat, wurden der Geschichte religiöse Bedeutungen zugemutet, die aus dem Begriff selber kaum ableitbar waren.«³³

In *Vergangene Zukunft* behauptet Koselleck, wiederum ohne Belege: In der Geschichtsphilosophie werde »die Geschichte selbst zum Subjekt«; die Autoren diagnostizierten eine »Übermacht der Geschichte«.³⁴ Wie beim Fortschrittsbegriff entbehrt auch diese Behauptung jeder Basis und Plausibilität.

Zweitens: Die These von der autonomen Macht der Geschichte widerspricht einer anderen These von Koselleck. Dieser These zufolge waren die Autoren der Geschichtsphilosophie der Überzeugung, dass die Menschen imstande seien, die Geschichte im Ganzen vorauszusehen, zu planen und zu leiten, kurz die Geschichte zu »machen«. In diesem Sinn unterstellt Koselleck der Aufklärung die Idee der »Planbarkeit« und »Machbarkeit« der Geschichte.³⁵

In der Tat waren die Autoren der aufklärerischen Geschichtsphilosophie davon überzeugt, dass nicht mehr Gott die Geschichte dirigiere, wie zuletzt Bossuet verkündet hatte,³⁶ sondern dass die Menschen ihre eigene Geschichte gestalten. Aber diese Autoren glaubten keineswegs daran, dass die Menschen in der Lage seien, ihre Interessen und Intentionen in toto realisieren zu können. Im Gegenteil, Turgot und Kant oder Marx und Hegel waren sich dessen wohl bewusst, dass die Geschichte aus kontingenten Prozessen besteht. So bemerkte beispielsweise Adam Ferguson: »Mankind, in following the present of their minds, in striving to remove inconveniences, or to gain apparent and contiguous advantages, arrive at ends which even their imagination could not anticipate.«³⁷ Bekannt ist auch die entsprechende Sentenz von Marx: »Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter

30 Koselleck: »Geschichte« (Anm. 4), S. 710.

31 Anne Robert Jacques Turgot: *Œuvres de Turgot et Documents le concernant*, hg. von Gustav Schelle, Paris 1913 (Reprint Glashütten im Taunus 1972), Bd. I, S. 283 f.; Kant: »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, in: *Werke XI* (Anm. 15), S. 34; Hegel: *Vorlesungen* (Anm. 21), S. 49.

32 Vgl. Johannes Rohbeck: *Aufklärung und Geschichte*, Berlin 2010, S. 104 f., 106.

33 Koselleck: »Geschichte« (Anm. 4), S. 711.

34 Koselleck: *Vergangene Zukunft* (Anm. 3), S. 50, 61 f.

35 Ebd., S. 261–271.

36 Jacques-Bénigne Bossuet: *Discours sur l'histoire universelle*, Paris 1966, S. 668, 764, 948.

37 Adam Ferguson: *The History of the Progress and Termination of the Roman Republic*, London 1793, S. 204 f.

unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.«³⁸ Auch in diesem Fall stimmt Koselleck den entsprechenden Aussagen zu. Daher ist es schwer verständlich, warum er sich in *Vergangene Zukunft* genötigt sieht, von der klassischen Philosophie der Geschichte Abstand zu nehmen.³⁹

Einen tiefer liegenden Grund sehe ich darin, dass Koselleck die Kontingenz in der Geschichte radikalisiert und verabsolutiert. Das gipfelt in der These von der »Unverfügbarkeit der Geschichte«.⁴⁰ Dabei enthalten die Kapitel »Der Zufall als Motivationsrest in der Geschichtsschreibung« und »Über die Verfügbarkeit der Geschichte« in *Vergangene Zukunft* eine gewisse Doppeldeutigkeit: Zunächst konzidiert Koselleck: »Wir sollten uns davor hüten, die moderne Redewendung von der Machbarkeit der Geschichte pauschal zu verwerfen.«⁴¹ Doch zum Schluss spricht Koselleck von »Vorgegebenheiten«, die sich gar nicht oder nur so wenig ändern, »daß sie sich der direkten Verfügung, der Machbarkeit, entziehen«.⁴² Das Kapitel »Über die Verfügbarkeit der Geschichte« endet also mit der These von der »Unverfügbarkeit der Geschichte«. Diese Position richtet sich offensichtlich gegen die Geschichtsphilosophie seit der Aufklärung bis zum Marxismus.

Auch aus heutiger Sicht ist die These von der »Unverfügbarkeit der Geschichte« sehr problematisch angesichts der aktuellen globalen Probleme, die ein politisches Eingreifen erfordern. Denn es ist durchaus möglich, die Kontingenz in der Geschichte auf alternative Weise auszulegen. Demnach kann Kontingenz auch bedeuten, dass die Geschichte einen Horizont von Handlungsmöglichkeiten eröffnet. Vor diesem Hintergrund sind die Menschen politisch und ethisch verpflichtet, die sich jeweils ergebenden Möglichkeiten zu nutzen.

IV. FAZIT

Die genannten Beispiele zeigen die Ambivalenz des Projekts Begriffsgeschichte in der Art und Weise, in der es Koselleck im zweiten Band der *Geschichtli-*

chen Grundbegriffe praktiziert. Einerseits sind die Beobachtungen und Analysen sehr innovativ und kreativ. Sie dienen dazu, die intellektuellen Potentiale der Geschichtsphilosophie aufzuwerten. Dazu gehören die Entdeckung der Verzeitlichung der Geschichte, der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und des Erwartungshorizontes als Zukunftsperspektive. Andererseits reproduziert Koselleck die bekannten Klischees und Vorurteile, um die Geschichtsphilosophie als bloße Ideologie zu diskreditieren. Dazu gehören der Einwand, die Idee des Fortschritts berge einen Universalismus oder gar Totalitarismus, und die Obsession einer Planbarkeit und Machbarkeit der Geschichte. Letztlich geht es bei Koselleck um den Vorwurf, die Geschichtsphilosophie sei nicht mehr als eine misslungene Säkularisierung, die im gegenwärtigen Marxismus oder in der heutigen Sozialdemokratie fortlebe.

38 Karl Marx: »Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte«, in: ders./Friedrich Engels: *Marx-Engels-Werke* (MEW), hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin (Ost) 1971 ff., Bd. 8, S. 111–207, hier S. 115; vgl. Koselleck: »Geschichte« (Anm. 4), S. 711.

39 Koselleck: *Vergangene Zukunft* (Anm. 3), S. 272 f.

40 Ebd., S. 158–175, 260–277.

41 Ebd., S. 276.

42 Ebd., S. 277.